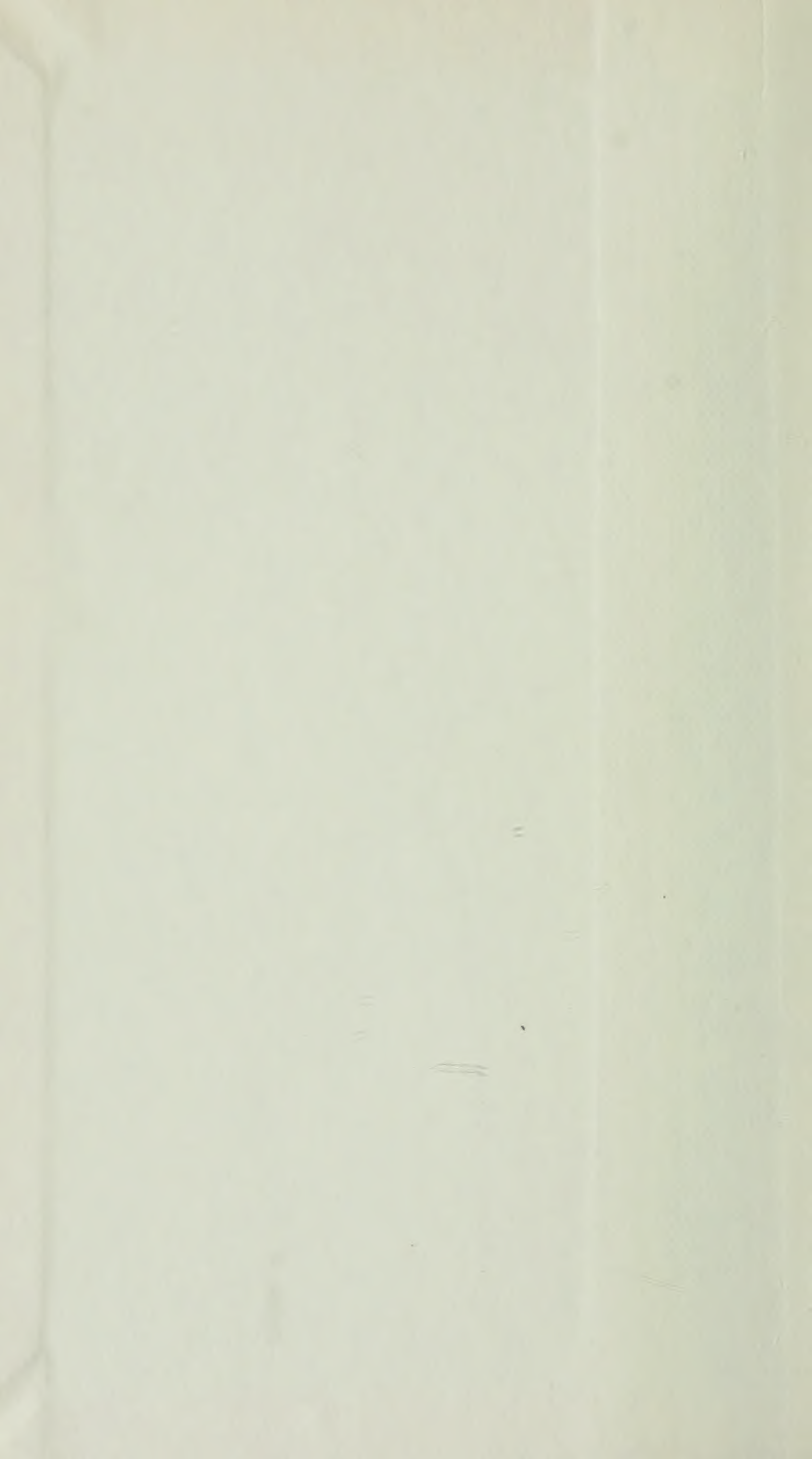
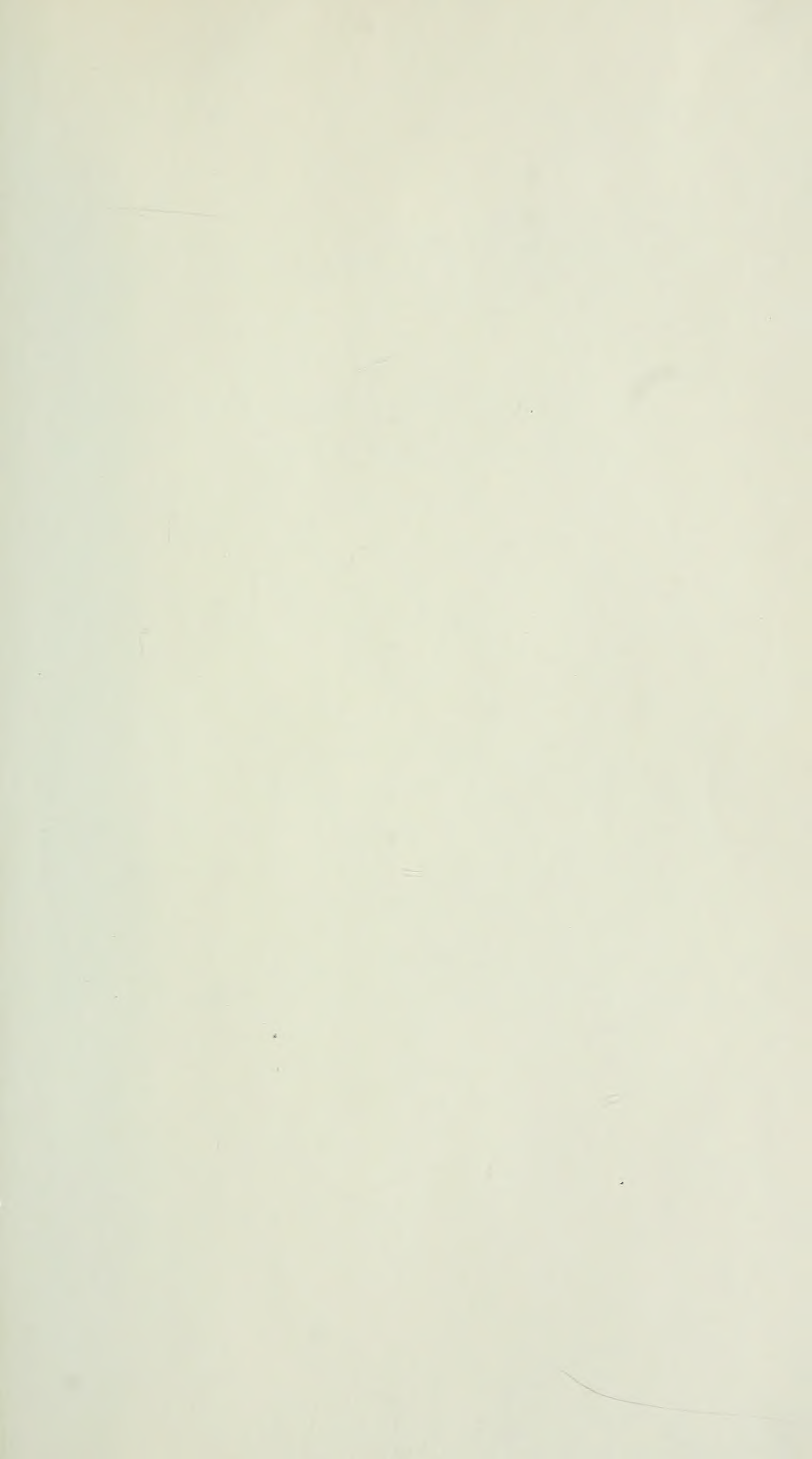
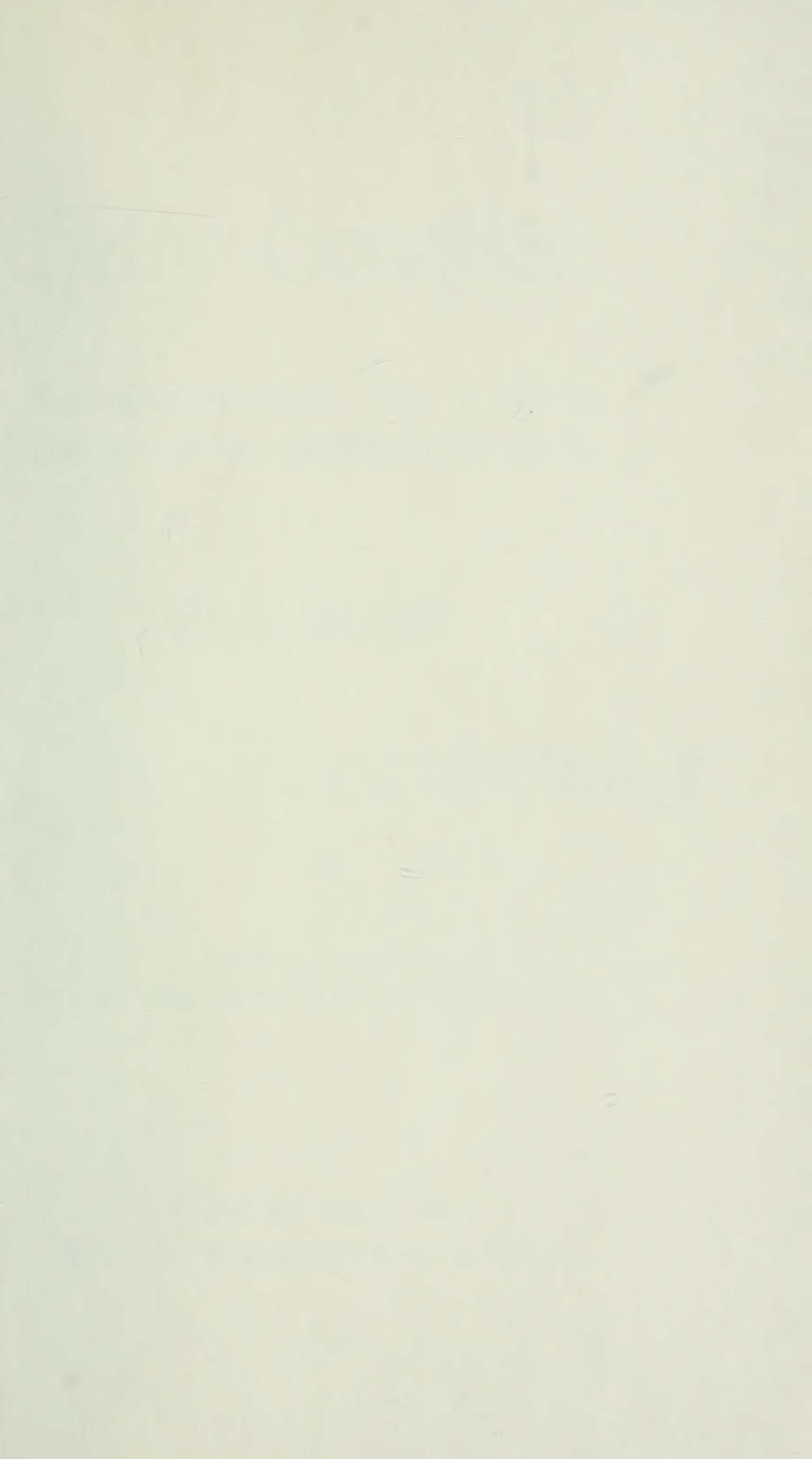
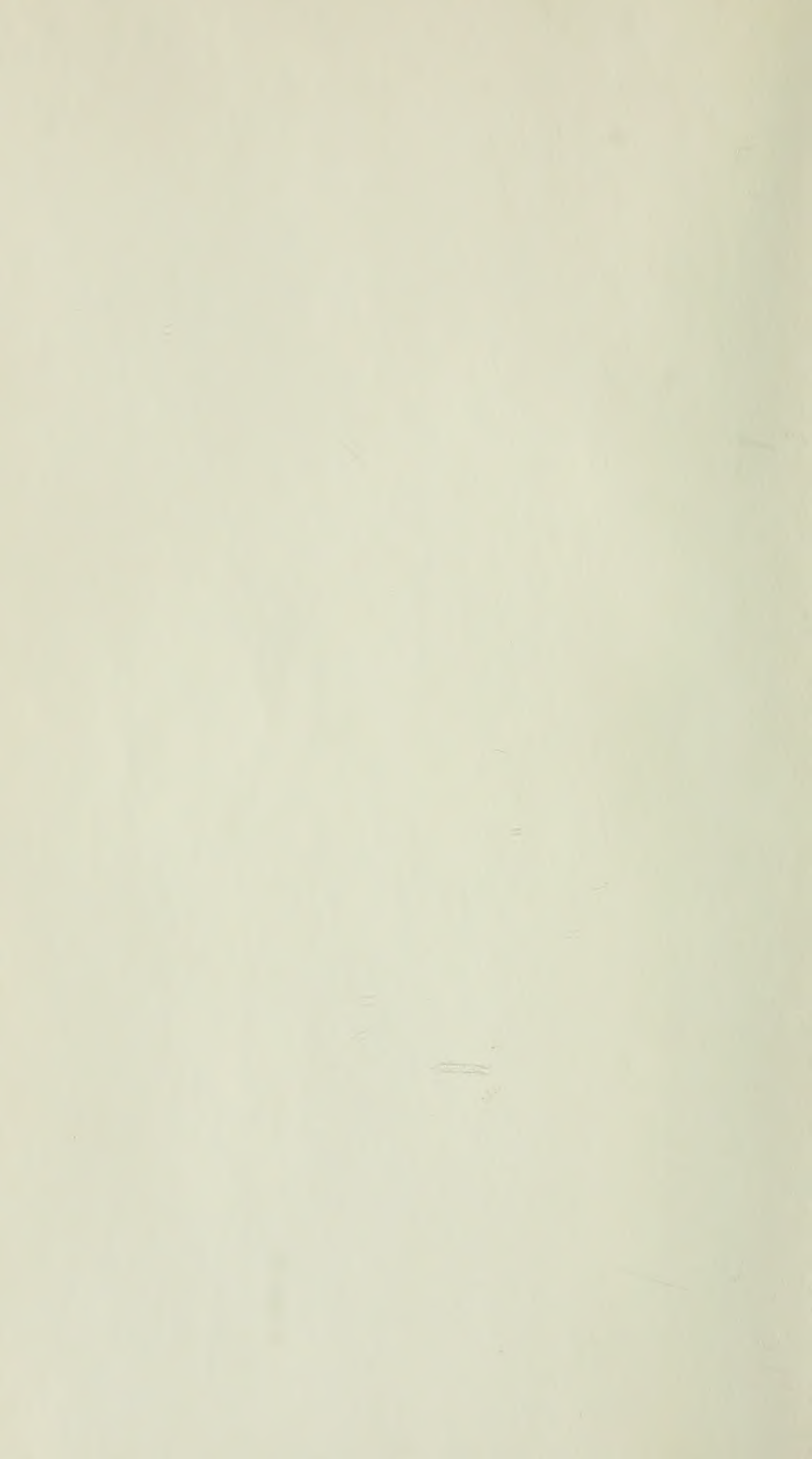










Heine-Genossen.

Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien.

Von

Adolf Bartels.

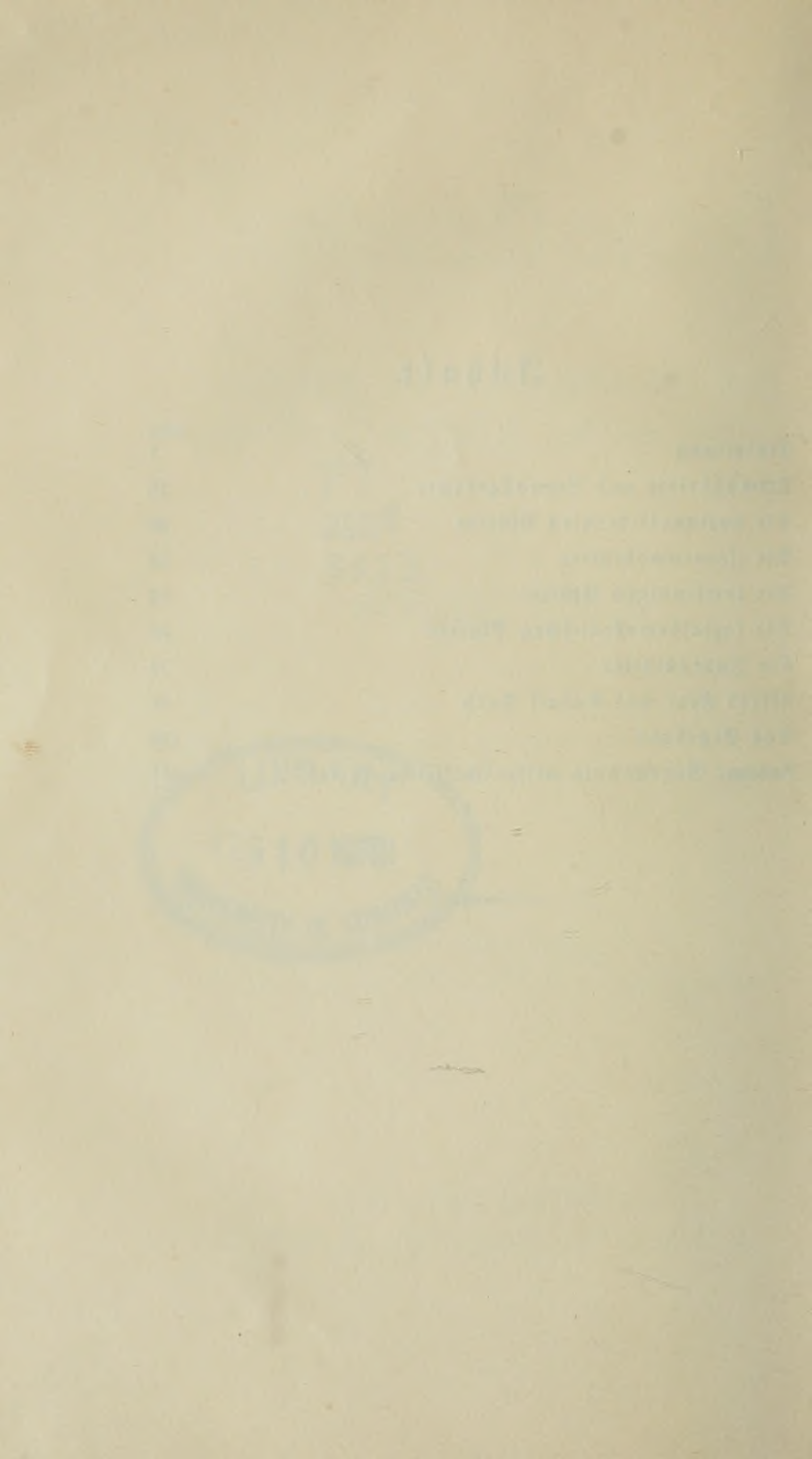
Wer das Recht auf seiner Seite hat, muß derb auftreten. Ein höfliches Recht will gar nichts heißen.
Goethe.

Zweites Tausend.

Mit einem Anhang: Sogenannte wissenschaftliche Kritik.

Dresden und Leipzig, 1908.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers).

Inhalt.



Einleitung.

Henrik Ibsen schrieb einmal an Georg Brandes: „Was nun die Agitation gegen Sie betrifft, die Lügen, Verleumdungen usw., so will ich Ihnen einen Rat geben, der, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, probat ist. Seien Sie vornehm! Vornehmheit ist die einzige Waffe gegen so etwas. Blicken Sie gerade aus; erwidern Sie nie ein Wort in den Zeitungen; wenn Sie in Ihren Schriften polemisieren, so richten Sie die Polemik nie gegen diesen oder jenen bestimmten Angriff; lassen Sie sich es nie anmerken, daß sich ein einziges Wort Ihrer Feinde in Ihnen festgebissen hat. Kurz, treten Sie auf, als ob Sie gar nicht ahnten, daß ein Widerstand existiert. Und wieviel Lebenskraft trauen Sie wohl den Attentaten Ihrer Widersacher zu? In früheren Zeiten, wenn ich morgens einen Angriff auf mich las, dachte ich: Jetzt bin ich doch vernichtet! Jetzt kann ich mich nie wieder erheben! Ich habe mich doch wieder erhoben. Kein Mensch denkt mehr daran, was geschrieben wurde, und ich selbst habe es längst vergessen. Also, machen Sie sich nur nicht gemein mit allerhand Pack und dergleichen."

Es ist klar, daß hier die Lebensklugheit spricht, und wenn ich ein Dichter wie Ibsen wäre, würde ich den hier erteilten Rat unzweifelhaft allzeit befolgen. Aber ich bin vor allem Schriftsteller, der mitten im Kampfe der Zeit steht, ich bin ein Kämpfer in der nationalistischen Bewegung unserer Tage, und wenn nun die heftigsten Angriffe von allen Seiten kommen, darf ich da einfach schweigen? Der Gesichtspunkt der Vornehmheit, richtiger, des Vornehmerscheinenwollens ist für mich in keiner Beziehung maßgebend,

ich bin immer der Ansicht gewesen, daß nichts vornehmer ist, als unter allen Umständen, ohne jede Menschenfurcht die Wahrheit zu sagen (was ja ein Hausieren mit der Wahrheit noch nicht nach sich zu ziehen braucht), und so scheue ich von Natur auch die persönliche Polemik, wenn sie nur im Dienst der Wahrheit geführt wird, keineswegs, ja, ich finde selbst darin noch nichts Ehrenrühriges, wenn man sich auch mit dem Pack gelegentlich befaßt und ihm sagt, daß es Pack sei, damit sich anständige Leute vor ihm in acht nehmen können. Freilich, wenn, wie Ibsen meint, das Zurückweisen feindlicher Angriffe durchaus keinen Zweck hätte, so könnte man ja im Interesse der eigenen Ruhe darauf verzichten — doch ist das wirklich der Fall? Gewiß, es wird vieles sehr rasch vergessen, zumal in unserer Zeit, selbst die lärmendsten Sensationsaffären sinken mit dem Zeitungspapier, auf dem über sie berichtet wird, in den Orkus hinab; andrerseits aber gelten Sätze wie „Semper aliquid haeret“ und „Viele Hunde sind des Hasen Tod“ auch immer noch in unserer Zeit und der letztere nicht bloß von Hasen. Wäre man im stande, auf jeden scharfen Angriff mit einer positiven Tat, wie es ein Dichterwerk beispielsweise ist, zu antworten, dann vielleicht könnte man stillschweigend über die Entstellungen, Lügen und Verleumdungen der Gegner hinweggehen — wer aber ist jederzeit fähig zu positiven Taten, und seien es auch nur bescheidene wissenschaftliche Leistungen, wer ist es zumal dann, wenn die Angriffe von allen Seiten kommen, wenn es zweifellos auf nichts Geringeres als ein „einfaches Totschlagen“ abgesehen ist? Hat man dann noch die Empfindung, daß die feindliche Macht so stark ist, daß sie nicht bloß der eigenen Person, daß sie auch der durch diese vertretenen Sache schaden könne, so wird man sich noch um so schwerer enthalten, seinen Gegnern unmittelbar entgegenzutreten und das „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ auf sie anzuwenden; weder der Gedanke an die zu rettende Vornehmheit noch der an die zu beweisende christliche Feindesliebe werden den

Angegriffenen von der Zurückweisung der feindlichen Angriffe und von Gegenangriffen zurückhalten. Man muß dann einfach zunächst sich selbst rechtfertigen, dann die Blößen der Feinde aufzeigen, muß es, um wieder Frieden in der Seele zu haben, um sich den Weg draußen wieder frei zu machen, mag er zehnmal auch nur in der Einbildung versperrt sein. Nicht Menschenfurcht ist es, die in diesem Falle zum Kämpfen treibt; daß das „Semper aliquid haeret“ doch wahr bleibt, daß die gemeinen Seelen, die an Lüge und Verleumdung ihr Wohlgefallen haben, nie aussterben, weiß man ja nur zu gut; aber man will wieder einmal sich selber aufrecht und in reinem Gewande einherschreiten sehen, nachdem andere eine Besudlung versucht haben, will den Glauben an den Sieg der Wahrheit, ohne den man nicht leben kann, einmal wieder öffentlich dokumentieren, will natürlich auch die Sache, die man vertritt, dadurch fördern, daß man die Schwächen der gegnerischen Stellung aufdeckt, will endlich vielleicht auch der angeborenen Kampflust frönen, die das Gefühl erhöhter Lebenskraft verleiht, und deren man sich nicht schämen soll, falls man sich stets als ehrlicher Kämpfer erwiesen. Kurz, man will zuletzt sein eigenes Leben leben, sich selbst bejahen, indem man sich seinen Gegnern, und mögen selbst schlechte darunter sein, stellt. Wohl dem, der hoch oben fliegen kann!, aber wir andern haben den schweren Weg hier unten über große Steine und durch stachlichtes Gebüsch rüstigen Mutes zu gehen, haben das Schwert scharf und die Rüstung blank zu halten und nicht nur dem Ansturm von vorne zu begegnen, sondern auch den tückischen Pfeil von hinten irgendwie unschädlich zu machen, denn unser Volk braucht uns, wie wir fest glauben. Entweder wir kommen hindurch, oder wir erliegen der feindlichen Übermacht, sterben einen ehrlichen Soldatentod, und der ist in unseren Augen auch eine äußerst vornehme Sache, ebenso vornehm wie das Wahrheitsagen ohne Menschenfurcht.

Also, ich wag's wieder einmal und nehme die Handschuhe, die man mir infolge meines Buches „Heinrich Heine.

Auch ein Denkmal" hingeworfen, auf, alle, ob sie nun von edlen Rittern oder gemeinen Buschkleppern stammen — auch diese letzteren sind ja noch Menschen, und wenn es auch keine Ehre ist, mit ihnen das Schwert zu kreuzen, so ist es doch vielleicht eine bittere Notwendigkeit. Es ist das dritte Mal, daß man den Versuch gemacht hat, mich literarisch umzubringen. Das erste Mal versuchte man es nach dem Erscheinen meines Buches über Gerhart Hauptmann, und die Sache sah gefährlich genug aus. Glücklicherweise besaß ich damals bereits den Rückhalt meines erfolgreichen, weil wirklich brauchbaren Buches „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" und weiter den meiner Mitarbeiterschaft an dem gerade mächtig emporstrebenden „Kunstwart", und so blieb ich am Leben, ja, wenige Jahre später schrieben meine ärgsten Gegner viel Schlimmeres über Hauptmann, als ich je gesagt, der ich das starke Talent dieses Dichters nie verkannt hatte und nur dem Bestreben, ihn neben die ersten Größen der Weltliteratur zu stellen, entgegen getreten war. Ich hätte ja nun, als vor kurzem, nach zehn Jahren, doch noch die zweite Auflage meines Buches erschien, die schönste Gelegenheit gehabt, mich an meinen damaligen Gegnern zu rächen, einfach durch Gegenüberstellung ihrer Kritiken meines Buches und ihrer späteren Äußerungen über Hauptmann — ich habe es mir und ihnen erspart und erwähne es nur, weil man mich immer neu der Rachsucht und Herrschsucht zeiht. — Den zweiten Ansturm gegen mich rief die Veröffentlichung meiner „Geschichte der deutschen Literatur" hervor, und zwar ging er teils von den Anhängern des Literaturhistorikers Wilhelm Scherer aus, den ich in meinem Werke des öfteren angegriffen hatte, teils von den Juden, die in der Literaturgeschichte ein antisemitisches Werk sahen. Diesmal stand mehr auf dem Spiele als bei dem Hauptmann-Buche, ich erstrebte mit meinem Werke in der Tat bestimmte nationale Wirkungen, und da nun meine Gegner nicht abließen, einzelne Zeitschriften das Buch sogar wiederholt kritisch verdammten, auch die Grenzen des literarischen Anstandes vielfach überschritten

wurden, so gab ich die kleine Schrift „Kritiker und Kritikaster“ heraus, die jedoch nichts weniger als rein persönlich war, neben der Abwehr der schlimmsten persönlichen Angriffe auch gründlichere Untersuchungen über den kritischen Beruf im allgemeinen und als Anhang eine historische Skizze über das Judentum in der deutschen Literatur enthielt. Vielleicht wäre diese Schrift nicht einmal so nötig gewesen, mein Werk brach sich, wie ich glaube, durch eigene Kraft Bahn, da sich der urteilsfähige Teil des Publikums selber sagte, daß es doch unmöglich angehe, ein so großes und vielseitiges Werk einfach auf Schererfeindschaft und Antisemitismus festzunageln, ich auch von seiten der nationalen Kritik viel Unterstützung fand. So erschien denn bald eine neue hohe Auflage der Literaturgeschichte, in der ich auch auf mancherlei berechtigte Ausstellungen der Kritik gebührend Rücksicht genommen hatte. Selbstverständlich ist aber die Feindschaft gegen mein Werk auch jetzt noch sehr groß, meine Gegner sind weit entfernt, seine wirklichen Vorzüge anzuerkennen, und streben noch immer, es tot zu machen, durch Totschweigen, durch Entstellung und Verleumdung — jedes Mittel ist ihnen recht. — Der dritte Ansturm ist dann soeben infolge meines Buches über Heine erfolgt, und er hat viel mehr als die früheren den Charakter einer regelrechten Hetze getragen, die Gegner waren diesmal weit zahlreicher als früher, und der literarische Anstand wurde, angeblich infolge des Charakters meines Buches, je länger, desto weniger beachtet, nicht einmal von solchen Zeitungen und Männern, die bis dahin gewohnt waren, sich etwas auf ihren Anstand zu gute zu tun. So muß ich schon meinetwegen, um mir selber klar zu werden, der Entstehung meines Buches nachgehen und seinen Charakter nachprüfen — dabei wird ja gewiß Selbsttäuschung unterlaufen, und ich nehme von vornherein das Maß menschlichen Wohlwollens, das jedem Mitmenschen gebührt, für mich in Anspruch —, ich muß es aber auch der Sache und meines Volkes wegen tun: Heine und das verlangte Heine-Denkmal sind notorisch Gegenstände, die die Gemüter in Deutschland

erregen, der neu emporgeloderte Kampf ist nicht ohne allgemein-nationale und politische Bedeutung und kann allerlei Folgen nach sich ziehen, und so dient seine Darstellung jedenfalls der Charakteristik unser gegenwärtigen Verhältnisse, im besonderen der Presse, in der er namentlich geführt worden ist. Selbstverständlich schreibe ich als Partei, und die Frage, wo Recht, wo Unrecht, wird der Entscheidung des Lesers unterliegen; unter allen Umständen wahrhaftig zu sein ist aber auch hier mein erstes Bestreben, wie es das meiner gesamten Schriftstellerei gewesen ist.

Mein Buch „Heinrich Heine. Auch ein Denkmal“ ist einzig und allein durch die starken Provokationen hervorgerufen, denen wir Deutschen durch die Absicht jüdischer Kreise, das Heine-Denkmal jetzt zu erzwingen, ausgesetzt gewesen sind. Ein dokumentarischer Beweis dafür liegt in einem Kontrakte vor, den ich vor einigen Jahren mit der Firma Philipp Reclam jun. über eine für ihre Dichterbiographien zu liefernde Heine-Biographie abgeschlossen — es war also unzweifelhaft meine Absicht, einmal eine ruhige Darstellung des Heinischen Lebensganges und Schaffens (denn etwas anderes ist für die Universalbibliothek natürlich nicht brauchbar) zu schreiben, und mit Einverständnis des Verlegers schob ich den Termin der Abfassung immer wieder hinaus, da weder die Zeit noch ich selber mir ruhig genug für diese Arbeit erschien. Da kam der fünfzigste Todestag Heines und in seinem Gefolge der Kerrsche Aufruf, aber über den lachte ich nur, wie die meisten Deutschen. Erst als der kurze, von Klinger, Haeckel, Hauptmann, Dehmel, Liebermann, Bie, Hofmannsthal, Humperdinck und — Kerr unterzeichnete Aufruf erschien, als der unglaublich provokatorische Damenaufruf, der schöntuende Hamburger Aufruf nachfolgten, wurde ich unruhig, und der in derselben Zeit unternommene, wenn auch glücklich verhinderte Versuch, in meinem Wohnorte Weimar eine Heine-Feier zu veranstalten, steigerte meine Erregung, die sich zunächst in einem kleinen Gedichte Luft machte. Dann kamen die Nachrichten über die erfolgreichen

Geldersammlungen, die radikalen Zeitungen (Heine-Nummer der „Jugend“ usw.) wurden immer kecker, der nationale Widerstand schien mir nicht entschieden genug — kurz, plötzlich stand mir der Gedanke fest, daß das Heine-Denkmal diesmal durchgesetzt werden würde, ebenso fest aber auch der Wille, ein Äußerstes und Letztes zu tun und dem deutschen Volke noch einmal zu zeigen, wer Heinrich Heine in Wahrheit gewesen, was er als Dichter sei. Ich hatte eben mein „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur“, die mühselige Arbeit mehrere Jahre, vollendet, trotzdem stürzte ich mich sofort in die neue Arbeit hinein. Großer Studien bedurfte ich glücklicherweise nicht, Heines Werke und Briefe und Strodtmanns Biographie hatte ich in jenen glücklichen Jahren „genossen“, wo sich einem alles fürs Leben einprägt, und über die neuere Heine-Literatur war ich, wenn nicht aus erster, doch aus zweiter Hand gut orientiert. So holte ich mir Karpeles' und Prölß' biographische Werke, die Erinnerungen von Alfred Meißner und Maximilian Heine, die Familien- und Laube-Briefe, die Deutsche Rundschau-Aufsätze von Hüffer und Elster von der Bibliothek, schrieb und las geradezu fieberhaft, und in fünf Wochen lag das Manuskript fertig vor mir. Ja freilich, ich weiß, man soll nicht so hasten, aber wenn man nun muß! Doch besaß ich Überlegung genug, das, was ich so hingeschleudert, nicht sofort in die Druckerei zu geben, ich entschloß mich, obschon ich es bei keinem meiner früheren Werke getan, eine durcharbeitende Abschrift anzufertigen, und wieder ging es ohne Rast, Tag für Tag — bis ich dann endlich, nach abermaligen fünf Wochen, zusammenbrach, im wörtlichen Sinn des Wortes auf der Straße unter Krämpfen zusammenbrach. Da reden denn meine Gegner von herostratischen Gelüsten und gar der Ausnutzung günstiger Konjunkturen — jawohl, daran denkt man in solchen Tagen! Selbst auf dem Krankenlager, obwohl der Arzt kein unbedenkliches Gesicht machte, hatte ich nichts im Kopfe als die Verhinderung des Denkmals, und richtig habe ich die noch fehlenden fünfzig Seiten des Manuskriptes,

sobald ich wider aufatmen konnte, im Bette liegend geschrieben. Nicht einmal bei poetischen Produktionen habe ich den fortreißenden Dämon in dem Maße gespürt wie bei diesem Buche.

Ich habe durchaus nicht den Wunsch, mich zu rühmen oder gar zu posieren, ich schreibe hier die schlichte, übrigens ja auch durch Zeugen zu erhärtende Wahrheit nieder: Mein Buch ist durch Provokationen, zum Teil schon persönlicher Natur (denn die „Frankfurter Zeitung“ zielte in einer ihrer Notizen auf mich, und mein Gedicht wurde hier und da frech kommentiert), hervorgerufen, und es ist in patriotischer Erregung geschrieben. Das hatte die anständige Kritik zu berücksichtigen, denn die Provokationen waren allgemein bekannt und die Erregung sieht man dem Buche an; außerdem aber hatte ich deutlich genug gesagt, daß ich eine Kampfschrift liefern wolle. Aber ein großer Teil der sich für anständig haltenden Kritik benahm sich diesmal eben nicht anständig. Das Buch trat genau am 1. Juli, also mit der beginnenden Reisezeit hervor, und das war ja eigentlich ungünstig; trotzdem fand es sofort die ihm gebührende Aufmerksamkeit, Freund und Feind wußten, was das Buch wollte. Und über die entschieden-nationalen Zeitschriften habe ich mich durchaus nicht zu beklagen: „Kreuzzeitung“ und „Ostpreußische Zeitung“, „Deutsche Tageszeitung“ und „Post“, „Deutsche Zeitung“ und „Leipziger Neueste Nachrichten“, „Das Reich“ und das „Deutsche Blatt“, alle diese und andere Blätter sind treu zu mir gestanden und haben nicht bloß einmal mein Buch empfohlen, sondern es auch gegen die späteren Angriffe in Schutz genommen. Freilich, gegen die stetig wiederholten und noch jetzt nicht aussetzenden Wutausbrüche der Gegner kamen sie, schon weil sie geringer an Zahl sind, mindestens coram publico nicht auf, und da nun das ungeheure Pressereich der Mitte diesmal dem Radikalismus, dem Heine- und Judentum, zufiel, so ist die Behandlung, die mein Buch erfahren hat, geradezu unerhört gewesen (mochte es immerhin auch starken Absatz finden), und ich stehe maßlos beschimpft da, wenn nicht die Übertreibungen und Verleumdungen der Gegner

nach und nach einen Umschwung zu meinen Gunsten herbeiführen. Doch, ich weiß mir auch selber zu helfen, und so ziehe ich also noch einmal ins Feld, und ich tue es fast mutiger als das erste Mal; denn mag auch mein Unternehmen, Heines Stellung als Dichter bei den Deutschen dauernd zu erschüttern, noch nicht gelungen sein, die Aktien des Heine-Denkmals stehen jetzt schon weit schlechter, als man in der Öffentlichkeit glaubt, die Überrumplung des deutschen Volkes jedenfalls ist nicht geglückt. Und dies Verdienst wird man meinem Buche und mir auf alle Fälle lassen müssen.

Nun haben manche Leute, auch solche, die mir nicht unfreundlich gesinnt sind, gesagt: Wäre es nicht besser gewesen, du hättest das in der Erregung geschriebene Buch, das doch vielleicht den Charakter eines leidenschaftlichen Pamphlets gewonnen hat, unterdrückt oder doch noch liegen lassen? Jedenfalls sind zahlreiche Derbheiten darin, und hier und da finden sich auch Redensarten, die der vulgäre Antisemitismus zu verwenden liebt, Heine aber kann nur mit Ruhe und Feinheit überwunden werden. Du bist uns zu wertvoll, als daß du durch solche Bücher deinen guten Ruf selbst zerstören dürftest, hat man mir direkt gesagt. Darauf habe ich zunächst zu entgegnen: Meiner Empfindung nach mußte nach den Aufrufen für das Heine-Denkmal ein Buch gegen Heine unbedingt geschrieben werden, und man hat mir dankbar zu sein, daß ich es tat, obschon ich recht gut wußte, was meiner harrte. Warum habt ihr, die ihr das Heine-Denkmal wie ich als Beschimpfung des deutschen Volkes empfindet, euch damals nicht zu einer großen Protesterklärung zusammengetan und mich damit der Mühe überhoben, das Buch zu schreiben? Weiter, ich leugne entschieden, daß das Buch den Pamphletcharakter trägt. Unter Pamphlet versteht man eine Schmähschrift, mein Buch aber bringt keine Schmähungen, sondern es stellt Heines Leben und Dichten auf Grund ausreichenden Materials dar, und dabei bricht hier und da eine berechtigte Entrüstung über die Gemeinheiten Heines hervor, das ist alles. Ja, aber die derben Ausdrücke! Sie waren doch vielleicht durch

gemäßigtere zu ersetzen. Ich bezweifle es, die deutsche Sprache ist „ein arm Sprak, ein plump Sprak", wie Riccaut de la Marlinière sagt, und selbst der Franzose aus dem siècle de Louis XIV., Boileau, hat sich für solche Fälle das

„J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon"

zur Regel gesetzt. — Jedoch, Heinrich Heine ist ja lange tot und daß „De mortuis nil nisi bene" sollte doch auch ihm zu gute kommen. Darüber später mehr, hier nur so viel: Heinrich Heine ist nicht tot, obgleich er de facto längst überwunden ist, er verwüstet die Seelen noch immer, die Seelen der Unmündigen. Man kann über ihn erst bene reden, sobald die Gegner sich angewöhnt haben, vere über ihn zu sprechen, und daran denken sie noch nicht im entferntesten. Daß böse Sätze in meinem Buche vorkommen, leugne ich nicht, aber es sind verhältnismäßig wenige, es sind die folgenden dreizehn:

„Mir ist alle vulgär-antisemitische Judenverspottung ein Greuel, aber hier muß ich mir doch einmal die Freiheit nehmen, an das Organ zu erinnern, das Heine selbst beim Marchese Gumpelino so schön schildert." (Veranlassung: Heine sagt, daß der Frankfurter christliche Kaufmann dem Frankfurter jüdischen Kaufmann ebenso ähnlich sieht wie ein faules Ei dem andern.)

„Wie wär's, wenn wir Heine für diese Unverschämtheit noch nachträglich die Tracht Prügel zudiktierten, die ihm der Geheime Regierungsrat und ordentliche Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin Erich Schmidt gönnt?" (Ist die Antwort auf Heines Äußerung über Goethe: „Er ist achtzig Jahre dabei [beim Dichten nach Art der Kunstschule] alt geworden und Minister und wohlhabend. Armes deutsches Volk, das ist dein größter Mann!")

„Gott gerechter, ist unser Heine ein großer Ästhetikus." (Verspottet Heines Behauptung, daß Goethe ein „Artist" gewesen sei.)

„Man möchte dem Halunken, der sie [die Entdeckung, daß Goethes Kunst eine Statuenkunst, von Stein sei] gemacht, an die Kehle springen.“

„Das ist ein ganz infames Geseires (Pardon!), bis fast in jede Einzelheit falsch und verlogen.“ (Steht mit dem Pardon nach Heines gemeinen Ausführungen über Uhland.)

„Es fällt uns immer wieder ein, daß der mittelalterliche Büttel auch auspeitschte.“ (Zur Charakteristik der im „Wintermärchen“ sich findenden Erfindung des vermummten Gastes, der der Vollstrecker der Heinischen Todesurteile sein soll.)

„Der klassische Kosmopolitismus ging nie so weit, daß Deutsche mit den Juden Bruderküsse getauscht hätten.“

„Ich bezweifle, daß eine menschliche Feder je heuchlerischer, frecher und alberner geschrieben.“ (In Bezug auf das Vorwort zum „Wintermärchen“ gesagt.)

„Wie der Gauner sich aufspielt!“ (Zu Heines Satz: „Ich würde lieber bei den ärmsten Franzosen um eine Kruste Brot betteln, als daß ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutschen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten oder gar für präludierenden Übergang zum Servilismus, und die unsere beste Tugend, den Glauben an die ehrliche Gesinnung des Gegners, für plebejische Erbdummheit ansehen.“ Dabei bot er sich der preußischen Regierung wiederholt an und nahm statt der Kruste Brot eine „Pension“ von der französischen Regierung im Betrage von 4800 Franken jährlich.)

„Die Wut, die Heine jetzt [in der Matratzengruft] gegen seine Feinde, gegen fast alles auf der Welt verrät, erinnert schon mehr an die des tollen Hundes.“ (Man vergleiche die Hohngedichte im „Romancero“ und den „Letzten Gedichten“!)

„Pietro Aretino, mit dem man Heine in manchem Betracht recht wohl vergleichen kann, nannte sich den Göttlichen, und so haben sich zuchtlose Geister immer etwas auf ihre Zuchtlosigkeit eingebildet, und es gibt unverständige

Beurteiler, die immer gleich den Gott sehen, wenn einer alles Menschliche verspottet. Aber warum gleich so hoch hinauf, warum nicht lieber hinab, hinab zu jenem beinaufhebenden Vierfüßler, mit dem Heine uns Deutsche so gern verglich, und vor dem weder Kirche noch Museum sicher sind?"

„In seiner Jugend war er der spöttelnde Judenjüngling, vielleicht ein wenig feiner und absonderlicher als der Durchschnitt, aber im Kern von ihm nicht unterschieden, dann ward er der satte Bourgeois, der über Weltbefreiung schmust, aber vor allem an die Befriedigung seiner nicht allzu edlen Bedürfnisse denkt, und zum Schluß haben wir den heruntergekommenen Lebemann mit dem absoluten Skeptizismus und dem — Pardon! — bösen Maul!"

„Im ‚Simplicissimus' ward der Heinische Ton im ganzen überwunden, aber dafür lebte in ihm der ganze Heinrich Heine wieder auf, sein toller Haß gegen Deutschland, seine perverse Frivolität, sein grenzenloser Cynismus, die Heuchelei, als sei man zum Richter des deutschen Volkes berufen, als kämpfe man für die wahre Kunst und eine höhere Sittlichkeit, als sei man mit dem Herzen bei diesem Kampfe, während man in der Tat kalt wie eine Hundeschnauze ist."

Das sind die dreizehn Sätze, auf die hin die Verurteilung meines Buches als eines Pamphlets vor allem erfolgen müßte. Ich bin aber fest überzeugt, daß, wer sie im Zusammenhang und gar noch mit Heines Werken in der Hand liest, sie nicht zu stark finden, selbst den vulgär-antisemitischen Ausdruck „Geseires", für den ich ja um Verzeihung bitte, als „mot propre" durchgehen lassen wird. Daß ich Heine auch einmal, wo er sich gegen Goethe aufspielt, ein Jüdchen nenne, daß ich manche seiner Eigenschaften wie Eitelkeit, Schnoddrigkeit, Frechheit, Hochmut, Großsprecherei gelegentlich mit dem Epitheton „jüdisch" versehen, hat man mir natürlich gegnerischerseits einfach als Antisemitismus ausgelegt, aber ich glaube doch, daß jene Eigenschaften in jüdischer Modifikation vorkommen, daß ein ernster Mann der Wissenschaft diese

Modifikation nicht verkennen kann. Über meine Stellung zum Judentum und zum Antisemitismus und die dahin gehörigen ruhigen Ausführungen meines Buches werde ich später sprechen. An Derbheiten ist in meinem Werke kein Mangel, ich neige etwas dazu, schon als geborener Plattdeutscher, der von Kindheit auf an den drastischen Ausdruck gewöhnt ist, dann aber auch aus Abneigung gegen die konventionelle Leisetreterei unserer Zeit überall da, wo nur von fern die Judenfrage auftaucht. So finden sich außer den bei einer Charakteristik Heines ganz unvermeidlichen scharfen Worten Frechheit, Gemeinheit, Lumperei, Schmutz, Perfidie auch Ausdrücke wie Kohl, Schwindel, Faselei, Lotterei, Geträtsch, Zeug, Ramsch, Rummel, Quasselei, Wischiwaschi, Schwafelei, Verhohnigelei, Unrat, Hundekomödie, Bildungspöbelei zum Teil häufiger, und als epitheta ornantia fungieren jämmerlich, ekelhaft, faul, bübisch, schlampig, gaunerisch, schandvoll, hahnebüchen — ja, unsere deutsche Sprache ist „ein plump Sprak“, sie nennt die Dinge beim rechten Namen. Alles in allem mag man neunzig bis hundert Derbheiten zusammenbringen, das ist jede vierte Seite eine; man wird aber keine finden, die nicht unmittelbar aus der Sache, aus der Beschäftigung mit Heines Leben und Schaffen hervorspränge, von bloßer Schimpferei, wie sie meine Gegner mir gegenüber ins Werk setzen, kann nirgends die Rede sein. Es ist kein besonderes Vergnügen, sich wochenlang mit Heine intim zu beschäftigen, und wenn es einem dabei schlecht wird, hilft man sich eben mit einer Derbheit, wie man bei körperlichem Übelbefinden wohl einen Schnaps nimmt. Damit will ich aber meine Vorliebe für kräftige Ausdrücke keineswegs beschönigen, ich will nur gegen die Behauptung protestieren, daß ich einen besonders unangemessenen Ton in die Literaturwissenschaft eingeführt habe. Nein, es handelt sich hier um eine hinreichend provozierte Kampfschrift gegen den größten Beschmutzer, der je in deutscher Sprache geschrieben hat, und für diesen Zweck ist der von mir gewählte Ton richtig, ganz abgesehen davon, daß er hinter die übliche

Philologengrobheit (ich genieße sie bisweilen bei den Kontroversen im „Literarischen Centralblatt") noch erheblich zurückbleibt und mit der im heutigen Deutschland gang und gäbe gewordenen jüdischen Kritikergemeinheit auch nicht das geringste gemein hat.

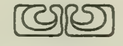
Mein Buch zerfällt in drei große Abschnitte „Heines Leben", „Heine der Dichter und Macher seines Ruhmes"*) und „Das Rätsel Heinrich Heines". Sie ergeben sich ja einigermaßen natürlich, doch konnte, wer meine Literaturgeschichte kennt, immerhin wissen, daß ich die Teilung in Dichter und Mensch ungern vorgenommen haben müsse, und in der Tat ist sie auch nur erfolgt, weil ich an ein ganz breites Lesepublikum, an Leser aller Stände dachte, die zu einem guten Teil einer rein psychologisch-ästhetischen Darstellung nicht hätten folgen können. Auch so sind ja für nicht im literarischen Leben stehende Leser noch manche schwierige Partien da, aber sie können jetzt ruhig überschlagen werden. Ein weiterer äußerer Umstand, der den Charakter des Buches bestimmte, war meine Absicht, das gesamte Kampfmaterial gegen Heine an die Hand zu geben, wodurch mir wieder die Notwendigkeit, möglichst viele und möglichst ausführliche Citate aus Heines Werken zu bringen, erwuchs. Man hat auch auf mir befreundeter Seite das vermeintliche Übermaß in dieser Beziehung getadelt, und doch war hier relative Vollständigkeit ganz unumgänglich, da man mir sonst das übliche Wirtschaften mit herausgerissenen Stellen vorgeworfen haben würde. (Man hat's natürlich doch getan!) Nein, ich habe nichts herausgerissen, ich habe bei jedem einzelnen Punkte die ihn betreffenden wichtigen Stellen vollzählig zusammengebracht, ich habe auch immer neben dem pro das contra hinreichend berücksichtigt. Beispielsweise: die Stellen, in denen Heine Deutschland schmäht, sind alle citiert, aber die, in denen er günstiger über Deutschland und

*) So und nicht anders, da ich den undeutschen Ausdruck „Macher" nicht entbehren und durch das Auslassen des Artikels die Einheitlichkeit der Apposition andeuten wollte.

die Deutschen aussagt, fehlen auch nicht, sind in dem richtigen Verhältnisse vorhanden. Hier steckt ein Vorzug meiner Arbeit, den nur der erkennt, der ihr gründlich nacharbeitet, gerade dadurch wird sie unwiderleglich. Freilich, die Möglichkeit einer künstlerischen Darstellung wurde durch das viele Citieren fast aufgehoben, statt eines knappen Essays, wie ich ihn zuerst plante, erhielt ich ein dickes Buch, und der Stil litt auch vielfach im einzelnen, da ich immer wieder unterbrechen und wohl auch einschachteln mußte. Doch ärgert mich das weiter nicht, ich habe Bücher geschrieben, die auch als Darstellung etwas bedeuten, meine „Geschichte der deutschen Literatur", mein Buch über Klaus Groth, „Kritiker und Kritikaster", und kann mir schon gestatten, einmal ein etwas unförmliches Werk herauszugeben. Im übrigen sind einzelne Partien gut geschrieben und stellenweise findet sich — ich spreche das ruhig aus — bei aller Erregung ein trockener Humor, der seine Wirkung nicht verfehlt. Das Tatsachenmaterial habe ich ja im ganzen übernommen, und meine Gegner glaubten gar nicht, was für ein Lob sie aussprachen, wenn sie sagten, daß das Buch nichts Neues biete. Nein, auf sensationelle Enthüllungen war es nicht angelegt, ich wollte eben nur zeigen, daß jeder, der sich einige Mühe gebe, die volle Klarheit über Heine gewinnen könne, selbst aus den Büchern seiner Freunde. Ebensowenig aber habe ich das Material, wie behauptet worden ist, unrechtmäßig, unehrlich, unwissenschaftlich benutzt — auch das liegt im Grunde schon in der Aussage, daß mein Buch nichts Neues enthalte. Im einzelnen werde ich es noch nachweisen. Waren die biographischen Tatsachen nicht neu, so waren es aber doch zum großen Teil die ästhetischen Auseinandersetzungen: Bei Beurteilung dieser haben meine Gegner zum großen Teil mit Entstellungen gearbeitet und meine Freunde vielfach nicht genau genug hingesehen. Die Ausführungen über den Satz, „Der Mensch ist der Dichter" (S. 84), über die Entwicklung des jungen Dichters, im besonderen des Lyrikers (S. 92 ff.), über den Unterschied, der hier zwischen Heine und deutschen Dichtern herrscht (S. 94 ff.),

über die besondere Art der Aneignung Heines, über die Liedform, über das Verhältnis Heines zu seinen Vorgängern (S. 100 ff.) sind größtenteils neu und mein eigen. Man hat ja immer gewußt, daß Heine zu deutschen Dichtern wie Eichendorff und Wilhelm Müller nahe Beziehungen habe, hat sogar schon Dissertationen darüber geschrieben, aber den Umfang seiner Abhängigkeit von der deutschen Romantik habe ich wohl zuerst ganz bestimmt begrenzt, und wenn nicht selbst Untersuchungen geliefert, doch ziemlich genau bestimmt, was noch zu untersuchen ist. Weiter habe ich dann zum ersten Male das Verhältnis Heines zu der sogenannten politischen Poesie, über das, soviel ich weiß, bisher noch keine Literaturgeschichte etwas sagte, im großen Ganzen festgestellt, habe sämtliche Heinischen Werke, wenn auch zum Teil flüchtig, doch schärfer charakterisiert, als es bisher geschehen. Den Versuch, die einzelnen Gedichte Heines zu Gruppen zusammenzufassen, soll man auch nicht so kurzerhand abtun und selbst die kurzen Andeutungen über die einzelnen Gedichte, die man mir zu Unfehlbarkeits-Censuren zu stempeln versucht hat, nicht ganz unberücksichtigt lassen. Doch über diese Dinge rede ich noch bei der Behandlung der gegnerischen Kritiken. Literaturhistorisch nicht unwichtig sind meines Erachtens meine Ausführungen über die „Romantische Schule“, und endlich können die über Heine als Gestalter und Humoristen (S. 265 ff.), über Heine den Ästhetiker, über Heines Stellung in der deutschen Lyrik (Schlußurteil, S. 271 ff.), über Heines Einwirkung auf die deutsche Literatur (S. 367) immerhin das Verdienst der Neuheit und Selbständigkeit beanspruchen. Daß ich oft auch andere Leute als Eideshelfer habe reden lassen, war bei der mir gestellten Aufgabe nur natürlich, aber man sagt nicht die Wahrheit, wenn man behauptet, es stecke nichts von wissenschaftlichem Wert in meiner Arbeit, im Gegenteil, es steckt sogar recht viel darin, Literaturgeschichte und Ästhetik werden sich manches daraus aneignen. Scheltet nur immer auf meine Eitelkeit und Selbstüberhebung! Ich weiß schon, was ich sage.

Den Gesamtcharakter des Buches als Kampfschrift stelle ich nicht in Frage, will ihn aber auch von der Kritik ehrlich berücksichtigt wissen. Jawohl, es ist in mancher Beziehung ein böses, es ist ein völlig rücksichtsloses Buch — den femininen Naturen und den Friedensduslern und Vornehmheitsfexen unserer Zeit mag es gehörig auf die Nerven fallen, es mag selbst (ich will mich nicht schonen) ein wirklich vornehmer Mensch oder ein guter Christ an manchem Anstoß nehmen. Aber, meine Herren, à la guerre comme à la guerre! Wir Nationalen sind diesmal aufs ärgste provoziert und beschimpft worden, wir haben nun einmal die Ansicht, daß die Errichtung eines Heine-Denkmals im Namen des deutschen Volkes eine Verletzung unserer nationalen Ehre wäre, und darum kämpfen wir so kräftig wie möglich, aber auch durchaus offen und ehrlich dagegen an. Das und weiter nichts tut mein Buch. Ist das Heine-Denkmal endgültig verhindert, nun wohlan, dann soll, das verspreche ich, meine „Auch ein Denkmal-Schrift" als solche verschwinden, soll zu einem großen, rein wissenschaftlichen Werke über Heines Leben und Schaffen umgearbeitet und erweitert werden, an dessen „Akribie" selbst Wilhelm Scherer im Himmel seine Freude haben soll.



Schmähbriefe und Schmähgedichte.

Mein Buch erschien am 1. Juli 1906, aber schon vorher entfesselte das Bekanntwerden des Buchhändlerzirkulars, das der „Frankfurter Zeitung“ zugetragen wurde, die Wut der Juden und Judengenossen. Eine große Anzahl von Zeitungen druckte die Notiz nach, mit der das mir von jeher gewogene Frankfurter Blatt das Erscheinen meines Buches ankündigte, und sofort trafen bei mir auch die anonymen Schmähbriefe ein, die ein Charakteristikum unserer mannhaften Zeit sind. Eine mit der Schreibmaschine geschriebene Postkarte lautete folgendermaßen:

„Hochverehrter Herr Professor!!! Endlich hat sich ein wahrhaft deutscher Mann gefunden, dem deutschen Volke zu beweisen, daß Heinrich Heine kein Dichter gewesen ist, sondern ein Sudelmann. Wenn es Ihnen gelingt, mit dem erhabenen Werke zum Ziele zu kommen, so werden Sie von der dankbaren Nachwelt geehrt und gefeiert werden wie Moses, Jesus, Mohammed, Hamurabi und andere Geistesgrößen.

Sie stehen geistig höher als Denker, Dichter, Propheten und Könige, man müßte Sie zu einem neuen Gotte ausrufen. Um dieses zu erleichtern, rate ich Ihnen, mit Ihrem neuen Werke den Professor Binswanger in Jena zu besuchen (es ist ja nahe bei). Dieser Herr Binswanger, obwohl leider Jude, hat schon manchen großen Geist an die richtige Stelle gebracht. Er wird auch Sie hinbringen auf Ihren Platz.“

Diese Karte ist unbedingt jüdischer Herkunft. Die Zuschriften deutschen Ursprungs sind, wie ich zur Psychologie dieser anonymen Briefschreiberei bemerken will, vielfach sentimental: Man schickt eine Karte mit dem bekannten Bild des leidenden Heine oder mit dem der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Hier und da fühlt auch ein kecker Jüngling unendlichen Mannesmut seinen Busen schwellen, und er

versichert großspurig, daß er und seine Freunde über das Heine-Buch sehr gelacht hätten, bittet auch, seinen Namen bei der bevorstehenden öffentlichen Abrechnung ja nicht zu vergessen — der Schelm möchte berühmt werden! Einmal hat mich sogar einer brieflich zum Duell herausgefordert. Nein, wirklich, soviel Courage habe ich doch nicht, man könnte mir ja eine Kugel in den rechten Arm schießen, und wer sollte dann in Deutschland den literarischen Kampf gegen das Judentum weiter führen?

Sehr früh war auch die Münchner „Jugend" gegen mich auf dem Plan, sie veröffentlichte, gleichfalls noch vor dem Erscheinen des Buches, das folgende schöne Gedicht:

Heinrich an Adolf.

„Warum denn, Adolf, bist du so blaß,
Mein Adolf, sprich, warum?
Warum entflammst du zu heiligem Haß
Das teutsche Publikum?

Warum denn wird mir deinerseits
Mein Krönchen nicht vergunnt?
Warum erbringst du den Nachweis bereits,
Daß ich nicht dichten gekunnt?

Warum gebarst du ein Schmähebuch
Statt friedlich zu singen bloß?
Warum denn fährst du mit List und Fluch
Auf einen Kollegen los?

Warum sind, ach, deine Verse so matt,
Da dein Bakel so feurig doch fliegt?
O sprich! Warum hast du an meiner Statt
Nicht das niedliche Krönchen gekriegt?"

Auf diese äußerst wohlfeile Insinuation des Münchner Witzblattes habe ich bereits in der „Deutschen Welt" geantwortet: da ich nicht in der Heine-Weise zu dichten pflege, wie die Leibdichter der „Jugend", habe ich keine Veranlassung, den großen Juden zu beneiden. Doch schon damit habe ich wohl dem Münchner „I trau mi nöt-Simplicissimus"

zu viel Ehre angetan. — Sehr viel mächtiger als der Leibdichter der „Jugend" mit seinem sanften Heinrich-Thee-Aufguß griff dann nach Erscheinen des Buches Oskar Blumenthal zwar nicht in die Saiten, aber doch in den Schmutz, als er für sein Leibblatt, den „Berliner Börsenkurier", die folgenden Verse vollbrachte:

Indem er, nachdem er . . .

Motto: „Es ist, soviel ich weiß, bisher noch niemals hervorgehoben worden, welche bedenkliche Rolle der Baron Cotta, der Verleger Goethes und Schillers, in der deutschen Literatur spielt, indem er, nachdem er zuerst unsere Heroen verlegt, dann auch Boerne und Heine in seinen Dienst zog."
Adolf Bartels.

Herr Adolf Bartels in Weimar ist
Ein Arier von waschechter Reinheit.
Herr Adolf Bartels ist auch Stilist
Von unvergleichbarer Feinheit,
Indem er, nachdem er das Heine-Buch schuf,
Verdunkelt selbst Karlchen Mießnicks Ruf.

Herr Adolf Bartels in Weimar singt
Seit Jahren die nämliche Weise.
Ein Wiederkäuer des Wortes, verschlingt
Er zwiefach jegliche Speise,
Indem er, nachdem er sich müd gedacht,
Aus dreizehn Büchern das vierzehnte macht.

Herr Adolf Bartels wünscht inniglich
Einen Pogrom unter den Dichtern.
Ein kritischer Dreschgraf, stellt er sich
Getrost den zürnenden Richtern,
Indem er, nachdem er getobt und gebrüllt,
Sich in den teutonischen Mantel hüllt.

Herr Adolf Bartels ernährt sich zumeist
Vom Schimpfen auf Heines Dichten.
Da weiß er die Kotworte dick und dreist
Zu stattlichen Haufen zu schichten,
Indem er, nachdem er dem Zorn ein Raub ist,
Für Witz und tönende Anmut taub ist.

Der Dichter aber im Lorbeerhain,
Den polternd ein . . . Bartels beleidigt,
Er flüstert lächelnd: „O laßt ihn schrei'n!
Und daß mich niemand verteidigt!
I n d e m e r , n a c h d e m e r sich ausgeschmäht,
Im eignen Unrat zu Grunde geht."

Die Verse gingen durch ganz Deutschland, vom „Berliner Tageblatt" bis zum „Dresdner Anzeiger", ja, sie wurden mir selbst von einer Weimarischen Zeitung aufgetischt — wann hätte das deutsche Volk seinem Liebling Oskar je widerstehen können? Das Spiel mit dem „Indem er, nachdem er", das im Grunde nur im Judenmunde und für Judenohren komisch klingt (scharf deutsch gesprochen stößt es gar nicht auf), war ja auch gar zu entzückend, dann noch Karlchen Mießnick, der Dreschgraf und etwas Kot und Unrat — es geht halt nix über unseren Oskar! Da kam freilich einer und führte den blutigen Oskar in einer schaurig-schönen Ballade mit dem wirklichen Dreschgrafen zusammen, und es ward stille auf dem jüdischen Parnassus.

Aber einen großen Mann ließen Oskars Lorbeeren doch nicht schlafen, und er kaufte oder pumpte sich das Heine-Buch und las. In Heringsdorf war es, und die Ullsteinsche „Börsenzeitung am Mittag" berichtete darüber:

„Der Reichstagsabgeordnete Graf von Koscielski, der ein begeisterter Heine-Verehrer ist und viele Gedichte Heines ins Polnische übertragen hat, weilt gegenwärtig in Heringsdorf und hat dort seine Zeit zur Lektüre des berüchtigten Buches von Adolf Bartels gegen Heinrich Heine benutzt. Seine Kritik dieses Machwerkes besteht in einer Reihe satirischer Xenien, von denen das treffendste hier wiedergegeben sei:

Neues bringt uns kaum dein Buch,
Neu sind drin nur die Grimassen —
Heine ist das rote Tuch
Für die Ochsen aller Rassen."

Eine mir wohlgesinnte Zeitung bemerkte dazu:

„Adolf Bartels wird an diesem Wutgeheul seine helle Freude haben. Und so was nennt sich ‚Satire'! Das Gewinsel der Heineblätter aber beweist, wie die Hiebe des Weimarer Professors gesessen haben. Daß

jedoch ausgerechnet der edle Pole von Koscielski, dessen ‚Nation‘ Heine in seinem Gedicht von den ‚Krapülinski und Waschlapski‘ ein so schmeichelhaftes Denkmal gesetzt hat — ob Herr von Koscielski das auch übertragen hat? ? —, die ‚Satire‘ verfaßt, mag den Heineschwärmern zwar bitter sein, schadet ihnen aber nichts. Zu bemerken ist dazu noch folgendes: Erstens gibt es keinen ‚Reichstagsabgeordneten‘ von Koscielski, die Herrlichkeit ist längst vorbei; zweitens ist es bezeichnend, wenn sich der polnische Graf zum Verteidiger des ‚deutschen‘ Dichters Heine aufwirft, und drittens ist die Gattin dieses dichtenden Polen eine Jüdin, geborene Bloch. Das genügt. Daß aber in Heringsdorf große Freude in Israel herrscht, ist selbstverständlich.“

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich, als ich das Epigramm des Grafen las, das „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen“ pfiff, und auch etliche Epigramme verbrach, die mindestens ebenso grob sind wie das des Herrn Grafen:

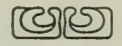
„Nein, nichts Neues bringt mein Buch,
Aber was du nennst Grimassen,
Ist als Wahrheit rotes Tuch
Für zwei minderwert'ge Rassen.“

„Manches ist ja auch bei uns gediehen,
Wo selbst Heinrich Heine Pflege fand,
Aber Ochsen, die Grimassen ziehen,
Gibt's wohl nur im edlen Polenland.“

„Es will nun Heines Dichtertum
Die guten Deutschen nicht mehr packen;
So gärt sein sauer gewordner Ruhm
Nur noch bei Juden und Polacken.“

„Graf vom Polenstamme,
Laß das Dichten doch!
Deine Epigramme
Sind ja nichts als — Bloch!“

Und damit genug des grausamen Spiels! Wenden wir uns zu ernsten Dingen!



Die nationalliberalen Blätter.

Es war mir von vornherein klar, daß mein Heine-Buch gewissermaßen eine Scheidung der Geister bewirken und allerlei Schlüsse über die Verbreitung entschieden-nationaler Gesinnung in Deutschland, im besonderen in der Presse, zu ziehen gestatten würde. So habe ich denn auch eine Revue der Presse nach diesem Gesichtspunkte früh ins Auge gefaßt und einen Anfang damit bereits im August des verflossenen Jahres in der „Deutschen Welt" gemacht, und zwar, indem ich mich vor allem mit einem Aufsatz in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" von ihrem damaligen Herausgeber Dr. Oskar Bulle befaßte. Der Aufsatz von Oskar Bulle erschien bereits am 22. Juli, also drei Wochen nach dem Erscheinen meines Buches, und es war mit ihm unzweifelhaft auf einen Totschlag abgesehen. Man hätte auf den Gedanken kommen können, der Aufsatz sei von „oben" bestellte Arbeit, denn bekanntlich ist die Münchner „Allgemeine Zeitung" ein offiziöses Blatt, und daß es Regierungskreise gibt, denen der Heine-Krieg nicht sehr sympathisch ist, die am liebsten ein Denkmal irgendwo errichtet und damit nach ihrer Ansicht die Sache aus der Welt geschafft sähen, wird sich ja im Zeitalter Ballins nicht gut bestreiten lassen. Jedoch habe ich mir von Münchnern sagen lassen, Herr Dr. Oskar Bulle sei ein ehrenwerter Mann, und so will ich einmal annehmen, daß sein Artikel einzig und allein aus Gerechtigkeitsgefühl und Vornehmheit der Gesinnung, die in mir den Pamphletisten zu erkennen glaubte, hervorgegangen ist, kann es natürlich aber nicht anders als durch einen Ausgleich auf Kosten der

intellektuellen Begabung meines Gegners tun. Im ganzen wiederhole ich hier, was ich in der „Deutschen Welt" bereits gesagt, zitiere aber noch etwas ausgiebiger aus dem Aufsatz Dr. Bulles.

Die Einleitung zu meinem Buche schließt: „Für uns Deutsche wäre das Heine-Denkmal, im Namen des deutschen Volkes errichtet [ich hebe diese Stelle jetzt hervor, weil es auf sie ankommt], die ärgste Beschimpfung, die man uns antun kann, Schmach und weiter nichts als Schmach. Das leugne ein ehrlicher Mensch, wenn er dies mein Buch gelesen hat." Darauf sagt Oskar Bulle:

„Nun, ich habe das Buch gelesen, ich bin ein ehrlicher Mensch, und ich leugne es", und fährt dann fort: „Ich leugne es vor allem, weil das Bartelssche Buch in seiner ganzen Anlage wie in tausend Einzelheiten der Ausführung den Charakter eines Pamphlets an sich trägt, weil der Beweis, den der Verfasser zu geben verspricht, weder literatur-historisch noch ästhetisch mit der gebührenden Gewissenhaftigkeit geführt ist, weil in seiner leidenschaftlichen Darstellung eine Vermengung von ganzen und halben Wahrheiten, durchaus willkürlichen Annahmen und voreiligen Schlußfolgerungen stattfindet, die geradezu unerhört ist. Ja, ich leugne als ehrlicher Mensch, der nicht minder warm für das Wohl des deutschen Volkes fühlt als Adolf Bartels, daß durch dieses Buch überhaupt eine Klärung in der allgemeinen Beurteilung des Menschen und des Dichters Heinrich Heine herbeigeführt werden kann, und ich protestiere dabei auf das entschiedenste gegen die Anmaßung des Verfassers, die ein so haßerfülltes, einseitiges und durchaus ungerechtes Vorgehen in den Mantel einer nationalen Pflichterfüllung hüllt."

Das sind sehr starke Behauptungen und schwere Beschuldigungen, um so stärkere und schwerere, als ich der Verfasser einer ganzen Reihe literaturhistorischer Werke bin, und also doch einigermaßen wissen müßte, was wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit ist. Herr Dr. Oskar Bulle aber stellt seine Behauptungen auf, ohne nur den Schatten eines Beweises dafür zu erbringen, er sagt nur:

„Mit der größten Sorgfalt wird aus den Zeugnissen über das Privatleben des Dichters, aus seinen Berichten über sich selbst, aus seinen Briefen, aus den Mitteilungen von Zeitgenossen über ihn immer das herausgehoben, was seinen Charakter in ein ungünstiges Licht rückt, und mit der scharfsinnigen Kombinationsgabe, die dem Hasse eigentümlich ist, werden diese

einzelnen Punkte zu einem Gesamtbilde zusammengefügt, das förmlich abschreckend wirkt. Ich gestehe offen, daß ich keine biographische oder literarhistorische Darstellung kenne, die mit solchem Raffinement eine ungünstige Beleuchtung künstlich erzeugt."

Das Raffinement leugne ich ganz entschieden, da ich durchweg chronologisch vorgehe und kein wichtiges Lebensmoment verschweige, beispielsweise auch die menschlich ansprechenden Verhältnisse Heines zu Mutter und Schwester und zu seiner Frau Mathilde zu ihrem Recht kommen lasse. Weiter heißt es:

„Wenn das Buch von Adolf Bartels dieser Mühe wert wäre, wollte ich mich wohl anheischig machen, ihm besonders in dem biographischen Teile [oben spricht er aber auch vom ästhetischen!] Schritt für Schritt das Abweichen von dem schmalen (?) Pfade einer objektiven Darstellung nachzuweisen. Aber es würde ein anderes, ebenso umfangreiches Buch wie das seinige dazu nötig sein, denn der leidenschaftliche Ankläger begnügt sich nicht mit der Hervorhebung allgemeiner Gesichtspunkte, sondern geht des Dichters Leben in allen seinen Phasen ausführlich durch."

Ich mache vor allem auf den Widerspruch aufmerksam, der darin liegt, daß ich Heines Leben in allen seinen Phasen ausführlich durchgegangen sein und dabei immer nur das hervorgerückt haben soll, was seinen Charakter in ein ungünstiges Licht stellt — das wäre doch ganz unmöglich, a priori verlorene Liebesmüh, wenn Heines Leben reich an hohen Erlebnissen und Betätigungen reiner und vornehmer Gesinnung, ja nur leidlich anständig wäre. Hätte mein Gegner doch nur an einem Einzelfall erläutert, wie mein Verfahren seiner Anschauung nach ist! Aber was ich selber, der ich oft genug literarische Kämpfe ausgefochten, auch dem gewöhnlichsten Judenjünglinge zu gewähren pflege, daß ich wenigstens einige Beweise für meine Behauptungen über ihn bringe, das schenkt sich der Herr Dr. Oskar Bulle. Ja, wer ist denn dieser Dr. Oskar Bulle? Ich ersehe aus dem Kürschner, daß er drei Dramen, eine Schrift über die italienische Einigung und mit einem anderen ein italienisches Lexikon herausgegeben hat, außerdem ist (war) er Herausgeber der wissenschaftlichen Beilage der „Münchner Allgemeinen Zeitung", aber das alles dürfte doch kaum genügen, mir das einfachste Menschenrecht

zu unterschlagen. Ich könnte ja nun einfach sagen: wenn der Herr Dr. Bulle nicht in absehbarer Zeit die Beweise für seine Behauptungen nachliefert, dann erkläre ich ihn öffentlich für einen Verleumder — und er mag genau zusehen, was er schreibt, denn mit Sophistik kommt er mir nicht durch! — Jedoch, es ist keine Veranlassung, den Herrn, trotz seines guten Münchner Leumunds, allzu ernsthaft zu nehmen, er beraubt sich selbst der Ehre, von mir eines ernsten Waffenganges gewürdigt zu werden; denn er schreibt weiterhin über mich:

„Er (Bartels) überschreibt den ganzen zweiten, ästhetischen Teil seines Buches mit den Worten: ‚Heine, der Dichter und Macher seines Ruhms‘. Dieser Teil ist so ziemlich das Tollste, was jemals aus einer kritischen Feder hervorgegangen ist. Hier feiert eine ästhetische Schulmeisterei der anmaßendsten Art wahre Orgien. Aus den vielerlei Angriffen, die Heines Prosaschriften, besonders seine politischen Briefe von jeher — zum Teil ja mit Recht — erfahren haben, aus Pfizers, Goedekes, Treitschkes Verurteilungen seiner schriftstellerischen Art holt sich Bartels das Rüstzeug zu seiner eigenen kritischen Vernichtung des großen jüdischen ‚Feuilletonisten‘. Aber wie sehr sticht doch seine Durchhechelung des Heineschen Lebenswerkes von der in die Tiefe steigenden Kritik seiner eben genannten Vorgänger ab! Hier sehen wir in der Tat nur einen wütenden Schulmeister an der Arbeit, der, mit einem großen Topf voll roter Tinte vor sich, sich daran macht, die Arbeiten eines mißratenen Schülers von Anfang bis zu Ende durchzukorrigieren. Strich auf Strich am Rande, hier ein großer Bock, da ein anderer Fehler, an jener Stelle ist das Ganze mißlungen, an einer anderen sind Einzelheiten zu tadeln! — wahrhaftig, man sieht vor lauter roten Strichen und Randbemerkungen im Hefte gar nicht die Urschrift des Schülers mehr. Man lese nur des Beispiels halber die acht Seiten, welche Bartels dem ‚Lyrischen Intermezzo‘ widmet. Ein Gedicht nach dem anderen wird vorgenommen, jedes erhält seine Zensur: ‚Nr. 1 („Im wunderschönen Monat Mai") ist ein Liedbruchstück, ein Lied, das nicht weiter geht, natürlich aus Raffinement, Nr. 2 („Aus meinen Tränen sprießen") liedartig, rund, aber süßlich-sentimental und gänzlich unnatürlich, Nr. 3 („Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne") ein Spruch ganz orientalischen Charakters, geziert dabei. Völlig gemacht, antithetisch sind 4 („Wenn ich deine Augen seh") und 6 („Lehn' deine Wang' an meine Wang'") usw.‘ Ich müßte ganze Seiten ausschreiben, wenn ich diese Methode in ihrer schulmeisterlichen Art unseren Lesern vollständig vor die Augen führen wollte."

Es ist zunächst einmal unwahr, daß ich mein literaturhistorisches und ästhetisches Rüstzeug von Pfizer, Goedeke und Treitschke hole; ich habe in meiner Literaturgeschichte über Heine geschrieben, ohne die beiden erstgenannten zu kennen und den dritten zu benutzen, ich bringe in meinem Buche Pfizer erst wieder zu Ehren, und wenn ich Goedeke und Treitschke hier und da heranziehe, so geschieht das nur, weil ich Eideshelfer haben will. Es ist ferner auch nicht richtig, daß diese Männer mehr in die Tiefe steigen als ich, im Gegenteil — man vergleiche nur ehrlich! Weiter verfährt Bulle nicht einwandsfrei, wenn er meine kurzen Notizen über die einzelnen Heinischen Gedichte als das Wesentliche meiner ästhetischen Kritik hinstellt. Ich habe vorher über Heines Dichtmanier im allgemeinen auf 24, über die Gedichte des „Lyrischen Intermezzo" im allgemeinen auf 4 Seiten geredet und bringe meine weiteren 4 Seiten „Zensuren" nur, um dem Leser einige Anweisung zu eigener Beurteilung zu geben, wie ausdrücklich in den folgenden Worten bemerkt ist: „Alle Gedichte des ‚Lyrischen Intermezzo' nach unseren Gesichtspunkten einzeln gründlich zu charakterisieren, muß einer Einzeluntersuchung überlassen bleiben, rasch durchgehen wollen wir sie aber doch, und ich bitte, dazu den Heine zur Hand zu nehmen." Diesen Tatbestand hätte Herr Dr. Bulle unbedingt angeben müssen. Genau so wie ich Heine, „zensierte" Goethe einst die einzelnen Gedichte von „Des Knaben Wunderhorn", man kann es bei einer Anzahl von etwa 400 Gedichten ja auch gar nicht anders machen. Der Schwerpunkt liegt dann natürlich eben in den Schlüssen. Immerhin will ich aber Herrn Dr. Bulle den ehrlichen Mann noch nicht absprechen, nur die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit, die man sich doch auch als Mitherausgeber eines Lexikons erwerben kann. Was mich veranlaßt, den Herrn Dr. Bulle nicht als „vollen" Gegner zu nehmen, ist der Passus über den Schulmeister. Nicht, daß er mich sonderlich kränkte, ach Gott, ich habe ihn unzählige Male an den Kopf geworfen bekommen; man liebt es ja heute in Deutschland, alles, was

einem unangenehm ist, als Schulmeisterei zu bezeichnen. Aber von einem Gegner, der so schwere Anklagen häuft, verlange ich, daß er das Schimpfen vermeidet. Man könnte nun fragen, wie Herr Dr. Bulle zu seinem Angriff gekommen. Als Bewunderer Heines? Was er über diesen sagt, zeugt von keiner besonderen Tiefe, ja, ist nicht einmal wissenschaftliche Wahrheit, wenn auch wohlgemeint. Oder kann ein genauer Kenner der Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts die folgenden Ausführungen wirklich mit gutem Gewissen unterschreiben?

„Man sollte sich doch immer wieder klar machen, sowohl im Lager der Heine-Verehrer wie in dem der Heine-Verurteiler, daß seine Gestalt gerade deshalb bedeutungsvoll für unsere ganze Zeit erscheint, weil in ihr vielfach die immanenten Gegensätze unseres gesamten modernen Denkens und Empfindens ihre Verkörperung gefunden haben. Selbst die Schmäher seines Namens müssen anerkennen (oft widerwillig genug), daß die Gewalt seines dichterischen und schriftstellerischen Ausdrucksvermögens doch eminent ist; auf der anderen Seite finden sich selbst seine aufrichtigsten Verehrer nicht selten in der Lage, sich an ihm zu ärgern und sich über seine Unarten, Frechheiten und Frivolitäten zu entsetzen. Dieser widerspruchsvolle Eindruck, den sein Wesen und Schaffen im Grunde bei jedem seiner Leser hinterlassen, ist aber in seiner ganzen Ausdehnung nur zu verstehen, wenn man den Dichter nicht nur als ein Kind seiner Zeit, sondern auch als einen ganz hervorragenden Vertreter der Stimmung dieser Zeit betrachtet, wenn man die großen Gegensätze, die sich im geistigen Leben dieser Zeit geltend machten, auf seine Gestalt projiziert, wenn man nicht nur die Umgebung, in der er heranwuchs, nicht nur seine jüdische Abstammung, nicht nur sein bewegtes und zum Schluß durch grenzenlose Leiden getrübtes Leben, sondern auch die große, an inneren Widersprüchen so reiche Bewegung der Geister, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Mitteleuropa sich zu regen begann, zur Erklärung dieser seltsam aus Hohem und Niedrigem gemischten Natur heranzieht. Hier heißt wirklich einmal alles verstehen auch alles verzeihen. Bei einer solchen Betrachtungsweise der Erscheinung Heines wird ebenso die überschwenglichkeit der Verehrung des Dichters wie die Herabwürdigung seiner Persönlichkeit und seines Schaffens in die nötigen Schranken einlenken."

Die immanenten Gegensätze unseres *gesamten* modernen Denkens und Empfindens in Heine verkörpert — wahrlich, da ist ein Unverstand, wie er selten vorkommt. Nicht ein=

mal die Gegensätze der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts kommen in Heine, der von Schelling und Hegel schwerlich etwas gelesen hatte und auch der schwereren Gedankenwelt der Junghegelianer, Feuerbachs, Ruges, David Friedrich Strauß', vollkommen fern stand, zur Erscheinung, er blieb im Grunde immer an dem Gedanken von der Emanzipation des Fleisches in ziemlich roher Form kleben. Seelische Kämpfe, wie man sie etwa bei dem freilich ziemlich viel jüngeren Hebbel in seinen Tagebüchern niedergelegt findet, sucht man bei Heine vergebens, auch ein „Widerspruch" ist in ihm kaum zu entdecken, seine nicht urteilsfähigen Leser glauben nur einen zu sehen, da sie eine ideale Dichternatur auch bei Heine voraussetzen und ihnen das Gemeine bei ihm darum um so mehr aufstößt. Doch, ich kann die Ausführungen meines Buches hier nicht noch einmal wiederholen. Anstatt die alten Phrasen wieder aufzutischen, hätte Herr Dr. Bulle lieber Heines Werke an der Hand meines Buches gründlich nachprüfen sollen. Dazu hatte er freilich in den 14 Tagen, die ihm etwa zur Verfügung standen, nicht Zeit genug. — Ich führe noch eine weitere Auslassung Bulles an, die mehr auf die Form als auf den Gehalt geht:

„Er (Bartels) hebt die Elemente des ‚Feuilletonismus', die in Heines Prosaschriften in der Tat eine bedeutende Rolle spielen, scharf hervor, führt manche andere Eigentümlichkeiten der Heineschen Schreib- und Kampfweise auf dieselbe Ursache zurück und gelangt dadurch zu dem Resultate, das für ihn die Lösung des ‚Rätsels Heinrich Heines' bedeutet, der Dichter sei eben nur ein ‚Feuilletonist' mit allen Tugenden und Untugenden dieser literarischen Gattung gewesen. Nur ein Leser, der an selbständiges Urteilen gewöhnt und dabei genügend in Heines schriftstellerischem Werke bewandert ist, wird gewahr werden, daß diese Darstellung höchst einseitig ist, daß in ihr gerade das Wertvolle und Bleibende der Heineschen Prosa mit Absicht verhüllt wird. Von dem feinen Zauber des Heineschen Stils, seiner unübertreffbaren Grazie und dem siegreichen Witz dieses Geistes hat dieser Literaturhistoriker entweder nie einen Hauch verspürt, oder er hält es für klug und seinem Zwecke entsprechend, davon zu schweigen. Mit dem nichtssagenden Schlagworte: ‚jüdischer Feuilletonist' glaubt er einen unserer eigenartigsten Prosaschriftsteller aus dem Gebiete der deutschen Literatur hinausweisen zu dürfen, nachdem er vorher seine Persönlichkeit

mit dem ganzen Nichtverstehen oder Nichtverstehenwollen eines wüsten Fanatismus in den Kot gezerrt hat. Und das nennt sich heutzutage Literaturgeschichtschreibung."

Zu dem pathetischen Ausruf am Schluß hatte Bulle wohl kaum Veranlassung — auch was er hier leistet, geht über die übliche Heine-Phrase nicht hinaus. Die Redensarten von dem „feinen Zauber des Heineschen Stils", von „seiner unübertrefflichen Grazie" (diese gebe ich ja übrigens bis zu einem gewissen Grade zu), von dem „siegreichen Witz" kennen wir ja alle aus dem Strodtmann, und sie sind seit Treitschke im Grunde unmöglich. Auch ein demokratisch gesinnter Mann wie Ferdinand Avenarius hat den ganzen Jammer des modernen Feuilletonismus von Heine abgeleitet. Zu behaupten, daß ich Heine mit dem nichtssagenden Schlagwort „jüdischer Feuilletonist" aus der deutschen Literatur habe hinausweisen wollen, grenzt übrigens beinahe an Verleumdung — ich habe keine Schlagworte gebraucht, bin bei allen Betrachtungen Heinischer Werke nicht bloß formell, sondern auch sachlich, mit inhaltlichen Nachweisen vorgegangen. Das kann doch kein Mensch, der lesen kann, leugnen. Was Bulle außer seiner Unkenntnis Heines und falsch angewandtem Gerechtigkeitsgefühl zu seinem Vorgehen veranlaßt, bleibt zuletzt ziemlich unverständlich. Verteidigte er die „Allgemeine Zeitung", die ja einst Heine unter ihren Mitarbeitern zählte und ihn dann mit der berühmten Bemerkung über die Bezahlung für das Nichtgeschriebene gründlich fallen ließ? Nun, das war ganz überflüssig, da ja das alte Weltblatt längst nicht mehr existiert. So war es zuletzt wohl die Abneigung gegen den Antisemitismus, der nach Bulle und seinesgleichen in der Literaturgeschichte nichts zu suchen hat? Diesen Punkt werde ich später ausführlich erörtern und einstweilen nur feststellen, daß Bulles Aufsatz in meinen Augen eine nationale Felonie bedeutet, da er einem im Kampf befindlichen Volksgenossen unvermutet in den Rücken fällt. Herr Dr. Bulle mag nach bürgerlichen Begriffen ein ehrenwerter Mann sein, nach meinen Begriffen

ist er als waschechter Liberaler in seinen nationalen Anschauungen mindestens stark rückständig, und ebenso auch in seinen ästhetischen und ethischen — für einen wertvollen Bestandteil unseres nationalen literarischen Besitzes kann Heines Werke nur der erklären, der von dem, was Rasse und Volkstum ist, auch nicht die bescheidenste Ahnung hat.

Mit dem Bulleschen Aufsatz war nun das Signal zum allgemeinen Angriff gegeben, und ich muß der nationalliberalen Presse das Zeugnis geben, daß sie mit ganz geringen Ausnahmen dem Judentum die ausgezeichnetsten Dienste geleistet hat. Die „Kölnische Zeitung“, um dieses Weltblatt, die bekannte rheinische Wetterfahne, zuerst zu Worte kommen zu lassen, schrieb in der Nummer 1064 vom Sonntag den 7. Oktober 1906:

„Der Kampf um Heine ist in den letzten Jahren mit erneuter Heftigkeit entbrannt. Die Zahl der Bücher, Broschüren, Reden und Zeitungsartikel, die sich mit der Heine-Frage beschäftigen, wächst lawinenartig, sein Name wird zum Parteigezänk, sein Leben und Schaffen wird von Bierbankliteraten parteipolitisch ausgebeutet. Es handelt sich eben nicht mehr um den Dichter, sondern nur noch um den ‚Juden‘ Heine. Und das erscheint mir gerade in unsern Tagen, wo man sich auf ästhetische Unbefangenheit und rein künstlerische Wertung so gern etwas zu gute tut, doppelt kläglich und bedauernswert. Adolf Bartels, der schon in seiner Literaturgeschichte eine förmliche Judenhetze betrieben hat, ist unlängst auch mit einem dickleibigen Buch über Heine auf dem Markt erschienen, in dem sein Antisemitismus die wüstesten Orgien feiert. Aber die Antwort auf dieses Pamphlet hat nicht lange auf sich warten lassen. Kein geringerer als Oskar Bulle hat in der Beilage zur ‚Münchener Allgemeinen Zeitung‘ mit diesem anmaßenden Fanatiker gründlich abgerechnet und sein Urteil über das durchaus einseitige und gehässige Buch in die Worte zusammengefaßt: Eine solche Darstellung ist unserer Nation unwürdig, weil sie gegen eines unserer schönsten idealen Besitztümer, gegen den Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn, sich schmählich vergeht. Jeder Deutsche, selbst wenn ihm Heinrich Heine bis in die Seele hinein unsympathisch ist, müßte sich aufs entschiedenste gegen die Berechtigung einer solchen ‚nationalen Tat‘ verwahren, denn es ist doch wahrlich nicht einerlei, mit welchen Waffen man für die Erhaltung der Volksheiligtümer kämpft.“

„Bierbankliterat“, „Judenhetze“, „wüsteste antisemitische Orgien“, „Pamphlet“ (später kommen noch „Machwerk“,

„Schmähschrift") — das genügt ja für ein vornehmes Blatt, aber auch für uns zur Kennzeichnung dieser Art weltblättlicher Vornehmheit. Noch bedeutend tiefer im Ton steht die Auslassung des „Leipziger Tageblattes", das ja freilich in neuester Zeit den Judenblättern so nahe gerückt ist, daß man es wohl kaum noch als nationalliberales Blatt bezeichnen darf. Ich hänge die für den jüdischen kritischen Jargon charakteristische Besprechung (Nr. 400, 9. August 1906) hier einfach tiefer:

„Eine unfreiwillige Probe literarischen Humors hat Adolf Bartels in seinem Buche ‚Heinrich Heine. Auch ein Denkmal' (Dresden, C. A. Koch) gegeben. Bartels wurde bisher in und um Weimar von einigen Teutomanen, die seine berühmte Einteilung der Schriftsteller in Juden und Andersgläubige für richtig befanden, ernst genommen. Fleiß kann man ihm freilich nicht absprechen, so wenig wie eine gewisse kurzsichtige Ehrlichkeit. Er sieht Deutschland in Gefahr versetzt durch das kommende Heine-Denkmal und protestiert dagegen, daß die namhaften deutschen Künstler und eine Reihe bedeutender Frauen zu Gunsten des Denkmals einen Aufruf erlassen haben. Nach Bartels kann Heine schon deshalb kein deutscher Dichter sein, weil er Jude ist und seine Abstammung nie verleugnet hat. Nach Bartels ist Heine auch deshalb kein bedeutender Dichter, weil er — im Gegensatz zu seinem Kritiker — kein einziges großes Werk verfaßt hat und seine Verse aus Brentano, Eichendorff u. a. zusammengestohlen [habe ich natürlich nie gesagt. A. B.] seien. Nach Bartels ist Heine ein Revolverjournalist, der ‚Dichter und Macher seines Ruhmes' (wie eine in miserablem Deutsch abgefaßte Kapitelüberschrift des Buches lautet), ist Heine ‚Lump' (S. 76 u. folg.), ist Cotta, der berühmte Verleger, ebenfalls eine höchst zweifelhafte Natur, ‚indem er, nachdem er zuerst unsere Heroen verlegte, dann auch Börne und Heine in seinen Dienst zog' (das Deutsch ist von Bartels). Als weitere Probe des Geistes, der in diesem Buche herrscht, zitiere ich, daß Bartels die Schrift eines Mediziners über ‚Heines Krankheit und Leidensgeschichte' ungelesen läßt, da der Verfasser Jude ist (S. 78). Ich hoffe, daß diese Stichproben genügen, um den ‚streng wissenschaftlichen Geist' dieses Machwerkes zu charakterisieren. Es ist eine Schmach, fanatische Gehässigkeit für wissenschaftliche Forschung auszugeben; es ist ferner eine Schmach, daß sich in Deutschland ein Verleger findet, der solches Zeug druckt und vertreibt. Das Buch hat 375 Seiten und kostet 3 M."

Unterzeichnet ist die Kritik H. L. — Aus verwandtem Geiste ist die Besprechung der „Münchener Neuesten

Nachrichten" geflossen, die ja in eingeweihten Kreisen freilich auch kaum noch als deutsches Blatt gelten. Die Zeitung wendet ein großes Feuilleton „Bartels der Heine-Töter" von Dr. Karl Eugen Müller an mein Heine-Buch (Nr. 485 vom 17. Oktober 1906), und es ist seinem Verfasser nicht abzustreiten, daß er gewaltig ins Zeug geht. Inhaltlich ist mein Buch nach Dr. Karl Eugen Müller „von einer geradezu frappierenden Bescheidenheit in der Argumentation und Oberflächlichkeit in dem Gebrauch des Materials; formal aber ist es das traurigste und doch wieder empörendste Machwerk, das seit langem auf dem literarischen Kampfplatz erschienen ist." Spaßeshalber wollen wir uns doch die Argumentation des Herrn Dr. Karl Eugen Müller ein wenig näher ansehen. Er schreibt:

„Die famose Methode, mit der er (Bartels) zu Werke geht, erhellt schon deutlich aus der Einteilung seines Buches: Heines Leben — Heine der Dichter und Macher seines Ruhmes — Das Rätsel Heinrich Heines. Wozu für den, der dem deutschen Volke den Dichter Heine in seinem Unwert darstellen will, das erste Kapitel überhaupt dienen soll, das wird einem ehrlichen Menschen kaum einleuchten. Niemand verehrt den Menschen Heine, niemand will ihm ein Denkmal errichten. Der Kunstrichter aber hat überhaupt als einzige Quelle für seine Darstellung die Werke des zu Richtenden anzusehen und nicht den Charakter. Das sind selbstverständliche Dinge, die auch Herrn Bartels nicht unbekannt sind. Er selbst zitiert in seiner Schrift ‚Kritiker und Kritikaster' die folgenden Worte von Lessing: ‚Aber sobald der Kunstrichter verrät, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können, sobald er sich aus dieser näheren Kenntnis des geringsten nachteiligen Zuges wider ihn bedient, sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf Kunstrichter zu sein und wird — das Verächtlichste, was ein vernünftiger Mensch werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.' Wer im Jahre 1903 zu diesen Worten hinzusetzte: ‚Das gilt auch noch heute', und im Jahre 1906 seine Darstellung von Heines Leben mit den Worten schließt: ‚Und dieser Lump Heine soll der größte deutsche Lyriker nach Goethe sein', der hat sich sein Urteil selbst gesprochen."

Gemach, mein Herr Kunstrichter! Sie machen sich die Sache ein bißchen leicht. Einstweilen sehen wir nur, daß Sie ein großer Konfusionarius sind. Die von mir zitierte Stelle aus Lessing ist, wie Sie sich leicht überzeugen können,

wenn Sie gütigst einmal in die antiquarischen Briefe, gegen Klotz gerichtet, hineinblicken wollen, zum Schutz der lebenden Autoren gegen die Aufdeckung ihrer Privatverhältnisse durch ihre Kritiker bestimmt, sie kann aber weder auf die toten Dichter noch auf die lebenden öffentlichen Persönlichkeiten, soweit ihr Handeln öffentlich ist, angewandt werden. Man hatte also schon bei Lebzeiten Heines das Recht, um ihn als Politiker zu charakterisieren, beispielsweise seine gemeine Handlungsweise gegen Menzel oder sein Verhältnis zur französischen Regierung aufzudecken, ja, man durfte sogar sein Privatleben durchforschen, um u. a. zu entdecken, weshalb er Meyerbeer zuerst in den Himmel erhob und dann in den Kot warf. Denn, Verehrtester, der Schriftsteller, der öffentliche Dinge behandelt, der das kritische Richteramt übt usw., muß moralisch unantastbar dastehen; wird er irgendwie verdächtig, so hat er sich sofort zu reinigen, oder er muß sich gefallen lassen, daß man genau nachforscht, ob er nicht bei seiner Schriftstellerei ganz persönliche Motive hat. Heine war, wenn er jemanden bekämpfte, notorisch immer persönlich, oft gemein persönlich und so konnte ihm der Lessingsche Schutz nie gewährt werden, alles, was man gegen ihn schrieb, war ja provoziert, Gegenstoß, Repressalie. Aber Heine sei nun doch tot, meinen Sie. Nein, er ist eben als Politiker noch nicht tot, er wird von den radikalen Parteien zur „Entnationalisierung" unseres Volkes, zur Verächtlichmachung und Beschmutzung aller möglichen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen immer noch benutzt, und so haben wir auch das Recht, ihn zu zeigen, wie er war; denn „der Politiker ist der Charakter", ein gemeiner Mensch kann uns nie politischer Führer sein. Ferner aber: der Dichter, jeder Dichter verfällt, wenn er tot ist, der Literaturgeschichte. Solange er lebt, hat man nicht das Recht, sein Leben zur Erklärung seiner Werke zu benutzen, aber nach seinem Tode hat man es, die ganze moderne Literaturwissenschaft beruht auf diesem Grundsatz. Also hat man es auch im Fall Heine. Man hat es aber hier noch um so eher,

weil Heine auch als Dichter heute noch eine unheilvolle Tätigkeit übt, weil er unsere Jugend ästhetisch verflacht und moralisch verludert. Das werden Sie bestreiten, aber hier handelt es sich um eine persönliche Anschauung, und die meinige hat wohl das nämliche Daseinsrecht wie die Ihrige. Endlich, man will Heine ein Denkmal setzen, und da ist die Teilung zwischen Mensch und Dichter, die Sie vornehmen, einfach sophistisch, der Mensch ist der Dichter, einer ohne den andern nicht denkbar. Oder wer sagt Ihnen, daß der zu dem Heine-Denkmal aufschauenden Jugend nicht zuerst seine Zoten einfallen werden, daß er ihr nicht als sogenannter „freier", in Wirklichkeit unsauberer Geist vor allem nachahmenswert erscheinen wird? Im übrigen haben die, die das Denkmal setzen wollen, auch nicht zwischen dem Dichter und dem Menschen unterschieden, die „Damen" haben alle Gegner Heines als Pfaffen, Philister, Dunkelmänner verdammt, die Hamburger haben ausdrücklich gesagt: „Jeder Ruf nach geistiger Befreiung erneuert seinen Ruhm" — also, bitte!

Es ist wahrhaftig kein Vergnügen, sich mit solchen unklaren Köpfen, die zudem noch ihren Gegner verächtlich machen wollen, herumzustreiten. Dieser Dr. Müller, von dem schwerlich irgend eine literarische Leistung existiert, behauptet, ich hielte mich, weil ich aus Wesselburen stamme, für den berufensten Hebbel-Kenner und -Darsteller, wirft mir gänzliche Unfähigkeit vor, in irgend eine tiefere Entwicklung, sei es die einer literarischen Strömung oder die persönliche eines großen Menschen, einzudringen, und spielt sich überhaupt als den wahrhaft Berufenen mir gegenüber auf. Dabei arbeitet er durchaus mit Oberflächlichkeiten und Entstellungen. Ich habe die Virtuosität Heines nicht bestritten und seiner Wirkung bis 1870 hin die Legalität zugestanden, erst danach setzt meiner Anschauung nach das Bestreben, Heine künstlich am Leben zu erhalten, ein — Müller peroriert: „Ist wirklich jemand naiv genug, sich vorspiegeln zu lassen, ein seit fast drei Menschenaltern tief in allen Schichten des Volkes wurzelnder Dichterruhm sei dasselbe künstliche Gewächs wie

so manche Aftergröße, die wir heute auftauchen und morgen verschwinden sehen!" Mit dem Judentum Heines findet er sich folgendermaßen ab: „Zunächst ist es doch fraglich, ob das, was er (Bartels) als das ‚jüdische Element‘ bei Heine so grimmig haßt, in Wirklichkeit ein Merkmal der jüdischen Rasse ist, ob es nicht vielmehr identisch ist mit jener Elastizität und Grazie des Denkens und der Sprache, für die wir bezeichnenderweise noch immer das Fremdwort Esprit gebrauchen." Das geht denn doch wirklich über das Bohnenlied. Meine analytischen Untersuchungen tut er natürlich à la Bulle ab, meine Ausführungen über die Entwicklung des Lyrikers Heine hat er augenscheinlich gar nicht begriffen, da er unter „Aneignen" Stehlen versteht, das Loebensche Gedicht als Quelle der „Lorelei" unterschlägt er, über meine allerdings deutsch-ästhetische Empfindung voraussetzende Analyse der Lorelei lacht er — zum Schluß sucht er mich (hier fände der Lessingsche Schutz Anwendung, Herr Doktor Müller) als Dichter lächerlich zu machen, indem er ein freilich nicht sehr starkes Jugendgedicht von mir, das aber ein kleines poetisches Motiv und natürliche Empfindung hat, also immer noch der Art nach über vielbewunderte Heinische Reimereien wie „Anfangs wollt' ich schon verzagen" steht, mit Friederike Kempners Produkten vergleicht. Dann schließt er die Akten über den Fall Bartels gegen Heine — wie er jetzt hoffentlich gemerkt hat, reichlich früh. Eine Notiz aus einer früheren Nummer der „Münchner Neuesten Nachrichten" möge dieses Münchner Kapitel runden:

„Heine-Gesellschaft München. Der Einladung des Ausschusses zur Gründung einer Heine-Gesellschaft war leider nur eine bescheidene Verehrerzahl gefolgt. So fand sich gleich nach Eröffnung der Sitzung durch Herrn Rechtsanwalt Feeß Gelegenheit, über die Ursachen dieses mangelnden Interesses zu debattieren. Die Erörterung dieses Punktes gab zu einigen sarkastischen Bemerkungen Anlaß. Ferner wurde die im reichhaltigen Statutenentwurf vorgesehene ‚Popularisierung‘ Heines kritisiert und als Ergebnis dieser anregenden Betrachtung eine ‚objektive Würdigung der Persönlichkeit des Dichters‘ im Statut eingeschaltet. Nach

Beendigung der eindrucksvollen Debatte beschloß man mit Stimmenmehrheit die Gründung einer Heine-Gesellschaft und nahm die Statuten nach einigen Änderungen, u. a. der Beitragsmodi, an. Zum Vorsitzenden wurde Herr Rechtsanwalt Feeß einstimmig gewählt. In seinem Schlußwort gab er der Hoffnung Ausdruck, daß die kleine getreue Schar der Anwesenden zur Ehrung des so oft geschmähten Dichters wachsen möge. — Ihren unterstützungswerten Zweck will die Gesellschaft erreichen durch Veranstaltung von Vortragsabenden (Rezitationen Heinescher Werke) und Vorträgen über den Dichter und sein Leben, sowie durch Gründung einer Bibliothek. Der weitere Zweck ist aber die Errichtung eines Heine-Denkmals in München. In der nächsten Zeit wird die Gesellschaft mit ihren Veranstaltungen auch an die Öffentlichkeit treten; hoffentlich wird sie sich dann zahlreiche Freunde und Gönner gewinnen."

„Leipziger Tageblatt" und „Münchner Neueste Nachrichten" haben unter den nationalliberalen Blättern den Vogel abgeschossen, mich freilich nicht getroffen. Sehr kurz faßte sich der „Schwäbische Merkur" (12. Oktober 1906): Er (Bartels) gebärdet sich in seinem Buch als wütender Antisemit und beschäftigt sich viel mehr mit dem Juden als dem Dichter Heine . . . . Das ist doch schon mehr ein literarischer Pogrom. Und von diesem Geist sind auch die gesamten (!) kritischen Betrachtungen des Verfassers diktiert. Alles in allem: ein unerquickliches Buch!" Also Bulle in kurzem Auszug. An meinem Antisemitismus nahm auch die „Krefelder Zeitung" (21. Juli 1906) Anstoß und tadelte noch, daß ich zu oft mit den Wörtchen „vielleicht", „wahrscheinlich" und „sicherlich" operierte, gab aber doch zu:

„Wir müssen gestehen, daß wir unser Urteil über den Dichter und Schriftsteller (Heine) einer Revision haben unterziehen müssen. Von der großen Begeisterung, mit der der Sekundaner den Heine las, ist nicht viel übrig geblieben, wobei aber nicht gesagt werden soll, daß wir die schönsten Perlen Heinischer Lyrik, die unvergänglichen Erzeugnisse seiner Dichtkunst, weniger schätzten als früher. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Heines Einfluß auf seine Zeit und auf das nach ihm aufgewachsene Geschlecht größer gewesen ist, als es seinem Wert als Dichter zukam, und was gar den Menschen Heine angeht, so kann man ihn der heutigen Sozialdemokratie, die ihn als Parteiheiligen in Anspruch nimmt, neidlos überlassen."

Diese Zugeständnisse genügen mir durchaus. Wenn mir der Referent dann noch vorwirft, daß ich Gustav Frenssen

in mein Heine-Buch gebracht, so will ich hier noch einmal ausdrücklich sagen, daß mir „Hilligenlei" genau so gefährlich erscheint wie die Heinischen Schriften, ja, daß ich in ihm Heines Geist in manchem direkt wiederfinde. — Ähnlich wie die Stellung des Krefelder Referenten ist die des bekannten Schwäbischen Literaturhistorikers Rudolf Krauß zu meinen Buche. Er schrieb im „Türmer": „Der vornehmer gesinnte Teil von Bartels' Parteigängern wird sich von ihm zurückziehen. Was er da geschrieben hat, ist ein antisemitisches Pamphlet, das fast Seite für Seite den guten Geschmack beleidigt und die gute Sitte verletzt." Dann spricht er von meiner bewußten Einseitigkeit, fährt aber fort: „An Bartels' Ehrlichkeit und Gesinnungstüchtigkeit ist kein Zweifel erlaubt, und seine Gegner täuschen sich sehr, wenn sie meinen, ihn mit dem üblichen Kritikerwitz abtun zu können. Für ihn existiert die Kunst nicht um der Kunst, sondern um der Nation willen." Danke sehr! Leider kann ich Krauß auch in seinen sachlichen Ausstellungen nicht recht geben: Wenn ich Heines Schwärmerei für die Süßigkeiten der Jostyschen Konditorei ankreide, so gebe ich doch nur, übrigens nach Treitschkes Vorgang, einen charakteristischen Zug, der immerhin lebensvoll ist, und wenn ich bemerke, daß Heine nichts weniger als ein Zecher gewesen sei, so stelle ich doch nur die Wahrheit gegenüber den zahlreichen Renommistereien Heines mit seiner Trinkfähigkeit fest. Auch Krauß hat, wie es scheint, den Heine nicht wieder neben meinem Buche gelesen. „Was er (Bartels) von Heines Unselbständigkeit und Ausschlachten anderer Dichter sagt, grenzt schon an Plagiatriecherei", meint Krauß weiter. Da übertreibt er maßlos; das Entscheidende ist hier, daß ich den Durchgang und die Umbildung des Angeeigneten durch Heines Dichterseele nirgends leugne. Endlich tadelt Krauß noch, daß ich nicht öfter zu den Akten, beispielsweise den Göttinger Universitätsakten zurückgegangen bin. Dazu erkläre ich prinzipiell: Ich bin Literaturgeschichtsschreiber, nicht Literaturforscher. Wenn ich eine anerkannte Autorität vor mir habe, und eine solche ist im hier vorliegenden Falle Karl Goedeke, dann

verlasse ich mich auf sie, dann prüfe ich nicht selbst. Übrigens hat ja Goedeke seine hier gemeinte Behauptung für die zweite Auflage seines Werkes stehen lassen, und man kann sie wohl auch aus Heines Briefen begründen — ich mache Krauß auf den Brief an Moser vom 9. Januar 1824 aufmerksam. Um ein letztes Wort über Krauß' Kritik zu sprechen: Sie berücksichtigt nicht, daß mein Buch eine durch jüdische Anmaßung provozierte Kampfschrift ist — Krauß selber hat freilich die Flinte längst ins Korn geworfen, er glaubt, daß das Heine-Denkmal nicht zu verhindern ist, er will Frieden.

Als Stimmen aus dem Ausland mögen hier zunächst die „Baseler Nationalzeitung" (16. September 1906, Sonntagsblatt) und die „New Yorker Revue" (2. September 1906) aufgeführt werden, beide jawohl politisch gemäßigte Zeitungen und also hier mit Recht anzuschließen. Das Baseler Blatt bringt einen längeren Artikel von H. Sch., der von Gehässigkeit getragen ist und zugleich zeigt, daß der Verfasser der Sache nicht gewachsen war. Wenn er schreibt: „Adolf Bartels in Weimar, seines Zeichens oberster Zensor des geistigen Lebens der Deutschen und Literaturpapst, dessen Aussprüche ex cathedra Anspruch auf Unfehlbarkeit erheben", wenn er meint: „Dazu merkt man den Herrn Professor auf Schritt und Tritt heraus", so begibt er sich auf das Gebiet persönlicher Anrempelei, spricht übrigens das Gerede nach, das die Judenzeitungen über mich in die Welt setzen. Daß ich durchaus nicht die Lust habe, den deutschen Literaturpapst zu spielen, beweist schon die nicht zu leugnende Tatsache, daß ich mich von der kritischen Tätigkeit nach und nach fast ganz zurückgezogen habe. Reine Kinderei ist es, wenn mir Mangel an Vornehmheit der Gesinnung vorgeworfen wird, weil ich „gegen einen Toten, der sich nicht mehr wehren kann", geschrieben habe — mein Buch richtet sich natürlich vor allem gegen die übermächtige Heine-Partei, und wenn ich Heine nicht schone, so sind einzig und allein deren Übertreibungen schuld daran. Der Satz „Was einer als Mensch ist, das ist er auch als Dichter" hat für H. Sch. nur

bedingte Gültigkeit, ebenso besitzt der Satz, daß sich beim Dichter Kraft und Erkenntnis entsprechen, für ihn nur Halbwahrheit, was ihn aber nicht hindert, ihn in völliger Verdrehung auf mich selber anzuwenden. Ich vertrete die Anschauung, daß man aus des Dichters ästhetischer Erkenntnis auf sein Talent zurückschließen könne, H. Sch. dreht die Sache um und schließt, weil ich ein mittelmäßiger Poet sei, sei ich auch ein schlechter Ästhetiker. Aber mein Satz geht natürlich nur auf reindichterische und nicht auf Mischbegabungen, wie ich eine bin — daß eine stärkere rezeptive und reproduktive ästhetische Anlage sich öfter mit geringerem dichterischen Talent zusammenfindet, ist eine ganz bekannte Tatsache; Hebbel meinte, daß gerade aus solchen Begabungen die tüchtigen Kritiker hervorgingen. Im übrigen wissen wir ja aus den Anfangsgründen der Logik, daß, weil Cajus ein Mensch, noch nicht jeder Mensch ein Cajus ist, will hier sagen, daß, weil der Dichter notwendig ästhetische Erkenntnis besitzt, noch nicht jeder, der ästhetische Erkenntnis hat, auch ein Dichter sei. Der Dichter Bartels, von dessen „Römischen Tragödien" nach H. Sch. ein „berühmter schweizerischer Kritiker" (doch nicht etwa J. V. Widmann?) gesagt, „jeder bessere Primaner drechsle ebensogute Verse wie Bartels", konnte hier ganz gut wegbleiben, wenn er aber mit eigenen Äußerungen über seinen Dichterberuf auftreten sollte, so mußten diese auch treu wiedergegeben werden. Nach H. Sch. soll ich einmal gesagt haben, daß ich „nicht zu den ganz Großen" gehöre — das ist einfach eine Fälschung, ich habe in der Vorrede zu meinen „Lyrischen Gedichten" gesagt, daß ich „nicht zu den Großen" gehöre. Allerdings deckt sich der Referent der „Baseler Nationalzeitung" dadurch, daß er die Stelle nur nach Hörensagen wiedergibt, aber das ist vielleicht noch um so schlimmer. Wenn H. Sch. zum Schluß den für Heine erhobenen Anspruch, der größte deutsche Lyriker nach Goethe zu sein, zur bloßen Rangordnungsfrage macht und meint, nur geistig zurückgebliebene Tertianer regten sich darüber auf, so beweist er

dadurch meines Erachtens nur, daß er zu diesen gehört, und so wollen wir ihm denn seine Ungehörigkeiten auch weiter nicht übelnehmen. — Die „New Yorker Revue“ begnügt sich, einen Teil des Waschzettels abzudrucken und ihm hinzuzufügen: „So sagt Herr Bartels. Wir fürchten sehr, daß er nicht viele treue Leser finden wird, und daß die Verlagsbuchhandlung nicht gerade ein glänzendes Geschäft damit machen kann. Heinrich Heine steht im Herzen des Volkes so fest, daß ein Bartels trotz seines Ruhmes als Literaturhistoriker ihn auch nur um einen Millimeter heruntersetzen könnte.“ Echt amerikanisch! Aber vielleicht gelingt es mir, ihn doch einige Zentimeter herunterzusetzen, dann liegt er „seinem“ Volke im Magen. — Die Auslandzeitungen, die Partei für mein Buch nahmen, waren meist österreichische und auch eine russische, die „Rigaer Zeitung“. Da dazu in dem revolutionierten Rußland, unter den Augen der jüdischen Revolutionäre, Mut gehört, will ich es hier besonders hervorheben.

Eine besondere Genugtuung ward mir dann noch, eine französische Revue zeigte den deutschen nationalliberalen Blättern, wie sie über mein Heine-Buch zu schreiben gehabt hätten, wenn sie das wären, was sie sein wollen, vornehm oder — ich habe hier die bösesten im Auge — nur anständig. Die Kritik der Pariser „Revue Universitaire“ vom 15. November 1906 lautete:

»Le nationalisme antisémite a décidément des antipathies tenaces. M. Bartels estime qu'un pamphlet de 375 pages grand in-8° n'est pas de trop pour empêcher que l'Allemagne n'élève un monument à un poète mort depuis un demi-siècle. Et il nous expose en conséquence la vie, l'œuvre et le caractère de Heine tels qu'il les conçoit. La vanité, selon lui, était le mobile de toutes les actions du poète. Son but: arriver, sans se donner de mal, à la richesse et à la gloire. Pour cela le moyen le plus simple était d'épouser une de ses cousines et du même coup les millions de l'oncle Salomon. Il aime donc consécutivement deux cousines — et voici qu'elles lui échappent, elles et leurs millions; de là la „grande douleur“, où se drape la vanité de Heine et qu'il exploite en vers et en prose avec une inlassable fécondité. Par vanité toujours et par pose, il se refuse à travailler — comme

avocat, par exemple ou comme homme de lettres, — pour assurer sa subsistance, et prétend se faire entretenir par son oncle. Par vanité, il se fait publiciste politique et feuilletoniste: moyen commode pour attirer l'attention et gagner de l'argent; excellente réclame aussi pour son œuvre poétique. Pas l'ombre de conviction sérieuse chez lui: ce n'est ni un romantique libéral, ni un jacobin romantique, mais simplement un mercanti juif, qui fait des scandales, raconte des potins — et finit par se vendre au gouvernement français pour une confortable pension. Ce n'était point un fanfaron de vices: il ne faisait que se vanter de ce qu'il était *réellement*, c'est-à-dire un crapuleux personnage. Même pendant sa maladie, dans la fameuse *Matratzengruft*, il reste cabotin et se fait une pose de ses souffrances. Au total: une „canaille" qu'il importe de montrer sous sa vraie physionomie. „Dans sa jeunesse, il fut le petit juif ironique, peut-être un peu plus fin et bizarre que la moyenne, mais pourtant au fond, tout pareil à cette moyenne; puis il devient le bourgeois repu qui a la bouche pleine de l'émancipation universelle, mais qui songe surtout à satisfaire ses besoins, pas très relevés; et pour finir nous avons le viveur vidé, avec son scepticisme absolu et (pardon!) son débinage à jet continu! Et voilà résolue l'énigme de Henri Heine!" Ce n'est pas plus difficile que cela. Heine est le juif décadent à base de vanité et de frivolité. Ni Allemand ni poète, c'est un intrus dans la littérature nationale. Son principal talent a été de se faire mousser avec une incomparable virtuosité: sa gloire européenne est le triomphe de la réclame. Qu'on lui dresse une statue, avec cette inscription: „A Henri Heine, leur grand poète et champion, les Juifs allemands", rien de mieux. Mais qu'on ne s'avise pas de graver sur le socle: „A Henri Heine, le peuple allemand!" Car rien ne garantirait alors qu'un beau jour l'indignation nationaliste ne fît sauter en l'air ce monument, et peut-être bien d'autres choses encore avec lui.

Ce livre vaut assurément d'être lu. M. Bartels a de la verve et il possède un incontestable talent d'avocat. On admire la virtuosité avec laquelle il extrait de l'œuvre et de la vie de Heine, les éléments du réquisitoire terrible qu'il lance contre son ennemi. Il élève l'interprétation péjorative à la hauteur d'un art. Peut-être ce plaidoyer est-il un peu long et compact. Trois chapitres en tout pour 375 pages: c'est peu pour le goût français! De même les citations sont bien longues et bien nombreuses. Etant donné le genre auquel appartient le livre, un peu plus de concision n'eût pas nui. Les chapitres de Treitschke, avec qui la comparaison s'impose, me semblent plus forts et plus savoureux que

cette étude un peu longuette. Mais l'énergie batailleuse de M. Bartels a son mérite aussi. Évidemment son livre n'apporte aucune contribution bien nouvelle à notre connaissance positive et objective de Heine. Et il a beaucoup de chance de déplaire non pas seulement à ceux qui ne partagent pas la foi nationaliste de M. Bartels, mais encore aux esprits conciliants qui rêvent d'*équité* intellectuelle, pour qui il n'est point de compréhension vraie sans sympathie et qui goûteront peu ce livre inspiré par l'aversion la plus décidée. Mais il faut bien reconnaître aussi que M. Bartels a *voulu* écrire une œuvre de combat, une protestation retentissante contre toutes sortes de choses qu'il déteste dans la société contemporaine: l'influence juive, le cosmopolitisme berlinois, le style de feuilleton, le scepticisme corrosif et destructeur, l'esprit de révolte et d'irrévérence du „Simplicissimus". Et à ce titre, son livre demeure instructif comme un témoignage caractéristique de la mentalité nationaliste dans l'Allemagne d'aujourd'hui.«

Das ist ja nicht ohne weiteres eine lobende Kritik, aber es ist eine nach Gerechtigkeit strebende. Wie musterhaft ist die Inhaltsangabe meines Buches, wie richtig werden meine Absichten angegeben! Wahrlich, wenn ich nicht Deutscher wäre, möchte ich Franzose sein. Dann würde ich mir am Ende auch noch einen besseren Stil angewöhnen. Doch, ich will meinem Volke nicht unrecht tun: Neben den günstigen Kritiken der entschieden-nationalen Blätter findet sich doch auch eine von einem nationalliberalen Blatt stammende, die wenigstens den angemessenen Ton anschlägt, mich nicht beschimpft. Es ist die der „Straßburger Post" vom 26. Oktober 1906. Sie lautet:

„Als im Februar d. J. Heines Todestag zum fünfzigsten Male sich jährte, da wurde von einem Berliner Theaterkritiker neuerdings die Werbearbeit für ein Heine-Denkmal aufgenommen, und es erschien u. a. ein Aufruf, worin es hieß: ‚Jedes deutsche Mädchen singt seine Lieder; in den höchsten Feierstunden des Weibeslebens klingen sie ihm ins Ohr. Der Weibesschönheit hat er schimmernde Altäre gebaut wie kein anderer. Für ihr Liebesglück und ihre Liebessehnsucht hat er Töne gefunden wie nur wenige vor ihm. Und er hat kein Denkmal in Deutschland!' Dieses Pathos mußte die Gegner auf den Plan rufen und sie konnten leichtlich hinweisen auf Heinesche Lieder, die kein deutsches Mädchen singen dürfte; darunter sogar sein ‚Hohelied' auf das Weib, worinnen etlicher Mangel

an Scham auch von nicht Zimperlichen gefunden werden dürfte. Die Ergriffenheit, mit der Heinrich Heine-Frauenlob zu preisen, darf also nicht ohne Vorbehalt sein, und der Begeisterung über Heine den Freiheitskämpfer geht's nicht anders. Freilich hat er, wie er die Liebe wundervoll besungen, auch den ewigen Menschenrechten den prächtigsten Ausdruck gefunden, ist tapfer eingetreten für die Freiheit und die Gleichheit und hat sie bejubelt trotz einer Eisernen Lerche; aber wiederum ist er auch der anderen Meinung gewesen, daß die wahrhaft großen Dichter — ‚nennt man die besten Namen, wird auch der meine genannt' — immer die großen Interessen ihrer Zeit anders aufgefaßt hätten, als in gereimten Zeitungsartikeln und ‚sich wenig darum bekümmert, wenn die knechtische Menge, deren Roheit sie anwidert, ihnen den Vorwurf des Aristokratismus machte'. Darum, lobpreiset ihn nicht allzu unbedenklich, ihr Mädchen und Menschenrechtler, den Sänger mit dem ewig zwiegespaltenen Herzen; eure Aufrufsbegeisterung muß verflackern und ersticken, wenn Adolf Bartels drüber hinfährt mit wildem Hauchen. Aber auch den besonneneren Verehrern Heines tritt das Bartelssche Buch schroff entgegen. Der Verfasser besitzt ein starkes ästhetisches Urteilsvermögen und reiches literargeschichtliches Wissen; das kann nur leugnen, wer gegen ihn ebenso ungerecht sein wollte, wie er es gegen Heine ist. Bartels hat ferner ein tiefwurzelndes deutsches Nationalgefühl, streng-ernste sittliche Anschauungen, eine im besten Sinne konservative Gesinnung; das alles hat Heine nicht und darum haßt er ihn. Dieser Haß macht ihn allzu scharf sehen und liefert ihm schartige Ergebnisse. Da wird allerlei allgemein Menschliches als eigenartig Heinische Schlechtigkeit hingestellt, sein Ruhm auf zäh betriebene Selbstanpreisung zurückgeführt, seine schönsten Gedichte werden in schlimmer Philologenweise auf ihre Abhängigkeit von anderen untersucht und in Bestandteile zerlegt, daß aller Schmelz und Duft dahin. Und nicht nur die Gesinnung, auch die Tonart ist leider stark antisemitisch beeinflußt. Wenn nun selbst dieser unbarmherzige, schwerbewaffnete Angreifer trotz alledem ein Unvergängliches in Heines Lyrik zugesteht, wenn er einiges davon sogar zu lieben erklärt, so ist das eigentlich noch ein Sieg des Angegriffenen. Bartels' Endurteil freilich — dem aber jenes Zugeständnis und die Erklärung abschwächend, ja widersprechend gegenübersteht — will Heine nicht als echten Dichter, nur als Virtuosen gelten lassen, der der deutschen Sprache nur äußerlich abgewonnen, was ihr abzugewinnen ist. In maßvoller Fassung — wir wollen darauf verzichten, andere Fassungen mitzuteilen — lautet das Endurteil folgendermaßen: ‚O nein, wir haben ganz und gar nichts dagegen, daß Heine mit dem Dutzend, selbst mit zwei Dutzend seiner besten Gedichte in unseren Anthologien vertreten ist; da gehört er hinein; aber schon wenn man ihn auf diese besten Gedichte hin unter unsere großen Dichter zählen will, so bemerken wir ruhig, daß er als Lyriker kein einziges Gedicht ersten Ranges hat und als Balladendichter zuletzt nicht schöpferisch

ist — er war eben kein Genie, das schafft, sondern ein Talent, das macht, und das ist hier unser letztes Wort. Kommt man aber gar mit dem Anspruch, daß seine Werke als Ganzes am Leben bleiben müßten, daß Heine zu unseren Klassikern gehöre, so antworten wir überhaupt nicht mehr, so lächerlich erscheint uns dieser Anspruch."

Wenn ich solche Kritiken lese, so sachlich streng sie auch sind, dann sage ich mir wohl: Mensch, bessere dich!

Es dürfte notwendig sein, noch einige Erwägungen darüber anzustellen, weshalb gerade die nationalliberalen Blätter so scharf gegen mein Buch vorgegangen sind. Bei den einen erklärt es sich ja ganz einfach daraus, daß sie im Grunde links-, judenliberal sind, und bei den anderen wirkt doch die Furcht, des Antisemitismus geziehen zu werden, der nun einmal als unfein gilt, stark mit. Der wahre Grund liegt aber tiefer: Es ist der Zersetzungsprozeß, in dem sich die nationalliberale Partei heute befindet, der sie davon zurückschreckt, gegen Heine, der doch national schlechthin verwerflich ist, scharfe Stellung zu nehmen. Dieser Zersetzungsprozeß rührt nicht bloß daher, daß sich in der Partei die wohl stark jüdisch beeinflußten Jungliberalen aufgetan haben, die sie zwingen wollen, den angeblich vorhandenen Zug nach links mitzumachen, er erklärt sich aus dem Zerfall des Liberalismus überhaupt. Man wird ja in der Regel furchtbar angeschrieen, wenn man behauptet, die Zeit des Liberalismus sei längst vorüber, aber wahr ist es natürlich doch. Was hat den Liberalismus im neunzehnten Jahrhundert hervorgerufen? Die sicherlich berechtigten Forderungen der Bürgerkreise, an dem Staatsleben nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit teilzunehmen und für die wirtschaftliche und geistige Entwicklung ein größeres Maß von Freiheit zu haben, als sie der alte Polizeistaat bieten konnte. Nun wohl, diese Forderungen sind längst erfüllt, ja, die durch sie geschaffene Entwicklung hat lange begonnen, sich zu überschlagen. Oder will vielleicht jemand behaupten, daß der von auswärts übernommene bürgerliche Parlamentarismus sich bei uns in Deutschland besonders bewährt habe? Kann jemand leugnen, daß wir das ungesunde Überwiegen der Industrie, die

Entvölkerung des Landes, die Judenwirtschaft einzig und allein dem Liberalismus verdanken? Ist nicht auch sittlich und geistig unter der Herrschaft des Liberalismus ein großer Rückschritt erfolgt, unser Volkstum schwächer, der alte Glaube und die alte Sitte vernichtet, aber nichts Neues dafür geschaffen worden? Man sehe sich den sogenannten modernen Menschen einmal etwas genauer an! Was hat er denn eigentlich noch? Und sind wir heutigen Deutschen wirklich noch ein Volk der Dichter und Denker? Natürlich weiß ich, daß man die Fragen nicht so scharf stellen darf, daß ein tüchtiges Volkstum nicht so leicht umzubringen ist, daß der äußere Aufschwung gewaltig erscheint und daß auch die Einigung des deutschen Volkes, die Gründung des Reiches zum Teil mit auf die liberale Entwicklung zurückzuführen ist. Jedoch, sie hat uns auch sehr viel zerstört, sehr viel genommen, und selbst den äußeren Fortschritt hat man damit ganz hübsch einmal von der anderen Seite beleuchtet, daß man gesagt hat, ja, wir seien von der Butter auf die Margarine gekommen. Es ist ganz zweifellos, daß ein großer Teil unserer Zivilisation und Kultur auf das Surrogat gestellt ist. Jedenfalls ist der Liberalismus jetzt längst fertig, er sollte abtreten, einem vernünftigen Nationalismus Platz machen, der die Grundlagen des modernen Lebens durch Stärkung unseres Volkstums konsolidierte und die modernen Institutionen nach dem Geiste des Volkstums umbildete. Doch will der Liberalismus nicht weichen, er steift sich darauf, sein Scheinleben weiter zu führen, und arbeitet gegen die berechtigsten Bestrebungen mit dem Begriff Reaktion, genau so wie die Sozialdemokratie, die ja rein politisch auch nur radikaler Liberalismus ist, ja sogar dessen Kinderkrankheiten noch weiterschleppt. Nichts ist komischer, als wenn man in unserer Zeit noch immer von dem „liberalen Gedanken" redet — es gibt ja längst keinen mehr, und einen einheitlichen hat es auch nie gegeben, sondern nur immer sehr mannigfaltige Interessen des Bürgertums. Doch ich komme zu weit. Kein Mensch wird leugnen, daß die national-

liberale Partei eine Reihe von Jahrzehnten hindurch nationale Pflichten erfüllt hat, ja, als Partei der Vermittlung hat sie praktisch heute noch ihre Bedeutung. Nur soll man bei ihr nicht nach Zukunftsgedanken suchen, die hat sie nicht mehr, kann sie gar nicht mehr haben, da heute der tote Liberalismus ihrem Nationalismus gewissermaßen die Finger um den Hals krallt. Dieser tote Liberalismus ist es auch, der die Nationalliberalen zu Heine stehen läßt, obwohl sie es gar nicht nötig hätten, obwohl Heinrich Heine nach dem Zeugnis aller kompetenten Beurteiler als Politiker dem Liberalismus nur geschadet hat. Aber man hat sich ihn allmählich aufreden lassen, glaubt gewisse schöne Jugenderinnerungen des alten Liberalismus mit ihm verknüpft — und erhält der Sozialdemokratie den gefährlichsten literarischen Verderber der Volksseele, den sie hat. Aber ich zweifle nicht, daß ich in einem Menschenalter, wenn die guten Elemente der jetzigen Nationalliberalen Mitglieder der wahrhaft nationalen Partei der Mitte geworden sein werden, eine verspätete Genugtuung erhalten werde.



Die Zentrumsblätter.

Daß einem gläubigen Katholiken Heinrich Heine ein Greuel sein muß, leuchtet ohne weiteres ein. Ich kann mich denn auch über die Stellungnahme der Zentrumsblätter zu meinem Buche im allgemeinen nicht beklagen. Die „Kölnische Volkszeitung" brachte zunächst eine kurze Notiz und dann eine größere Besprechung, in der mein Buch das unstreitig bedeutendste Buch der neuesten Heine-Literatur genannt wird. „Diese Denkmalsschrift gehört zu jenen Büchern, die man schreibt, wenn man des trockenen Tones satt ist; es wird fürchterliche Abrechnung darin gehalten. Wie Keulenschläge wirken die Hiebe." Ich bringe dies Zitat nur, um auch einmal eine andere Auffassung meines Buches zu zeigen; da ich nun 20 Jahre im Literaturleben stehe und Hunderte, vielleicht Tausende von Kritiken über mich gelesen habe (allein die sieben Auflagen meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" haben am Ende 1000 Kritiken erhalten), so wird man mir wohl glauben, daß ich gegen Lob und Tadel, wenn nicht völlig, doch ziemlich gleichgültig geworden bin. Ähnlich wie die „Kölnische Volkszeitung" haben sich viele andere Zentrumsblätter, die „Neue Bayrische Landeszeitung" in Würzburg, die „Augsburger Postzeitung", das Luzerner „Vaterland" zu meinem Buche gestellt. Aus der Kritik dieses Blattes (4. August 1906) zitiere ich die Stelle: „Die Literatur-Inquisitoren haben sein Buch als ‚Pamphlet' gebrandmarkt. Ich begreife es. Wie meinte nur der alte Fischart: Wer will der Wahrheit einen Beistand leisten, der hat Verfolger wohl am meisten." Das Fischart-Zitat gefällt mir natürlich. Nur ein katholisches Organ, der „Literarische Hand-

weiser" (Münster), stellte sich mir im ganzen feindlich (Nr. 21, 1906). Der Kritiker ist A. Lohr, über den ich mich früher nicht zu beklagen gehabt habe, der meine „Gedichte", meine „Römischen Tragödien" ganz freundlich besprochen hat. Woher nun die Änderung, trägt wirklich allein der Charakter meines Buches die Schuld? A. Lohr schreibt:

„Ich befürchte aus verschiedenen Wahrnehmungen, daß man jetzt an mancherlei Stellen über Bartels die Achseln zucken wird. Allerdings hat Bartels zu seiner fleißigen Arbeit ein umfangreiches Material verarbeitet und sucht nach Möglichkeit, besonders dichterisch, da und dort ein gutes Fleckchen an Heine zu finden. Aber die ganze Darstellung, in der ziemlich willkürliche Annahmen, halb oder ganz unrichtige Schlußfolgerungen und gefärbte Urteile bald zu erkennen sind, macht so den Eindruck des Tendenziösen, daß der objektive Leser sich von einer solchen Literaturbehandlung abgestoßen fühlt. Heine wird einfach auf den Juden festgelegt. ... Ich gehöre gewiß nicht zu den blinden Verehrern Heines, auch nicht zu jenen, die jetzt wieder so lebhaft nach einem Denkmal Heines in Deutschland rufen — er bedarf der Steinmonumente nicht —; ich bin sogar der Ansicht, man muß Heine als Persönlichkeit ganz fallen lassen und darf ihn keinesfalls als geistigen Führer oder Berater aufstellen wollen, aber ich glaube andererseits doch, daß das viele Schöne und Erfreuliche, das sich doch auch in seinen Werken findet, ihm einen Platz im Herzen seines Volkes — fühlte er sich ja doch zeitlebens mit Stolz als deutscher Dichter — und in der Literaturgeschichte sichern dürfte. Daran wird auch der sonst so verdienstvolle Bartels nichts ändern. Nachdem Heine besonders in Frankreich, aber auch in England, so viel bewundert und gelesen wird, ist es doch nicht unbillig zu verlangen, daß auch sein Volk ihm gerecht werde. Es ist auch nicht deutsche Art, mit unnoblen Waffen gegen den Gegner vorzugehen; mag Heine gelegentlich seine Feinde, wie einst Apoll den Marsyas, geschunden haben, heute, 50 Jahre nach seinem Tode, hat er Anspruch auf objektivere Würdigung, als sie Bartels' Buch darstellt, das sich durch seine antisemitische Tendenz selbst um einen großen Teil seiner Wirkung gebracht hat."

Man sieht, die Kritik erscheint als Widerhall der Bulleschen, und leider stellt auch Lohr seine Behauptung, ich habe „ziemlich willkürliche Annahmen, halb oder ganz unrichtige Schlußfolgerungen und gefärbte Urteile" gebracht, ohne den Schatten eines Beweises hin. Ich habe mein Buch noch einmal daraufhin durchgelesen, was ich denn

eigentlich für Hypothesen aufgestellt, und nur die folgenden acht gefunden: 1) Seite 44 mutmaße ich, daß Heine, als er um 1836/37 herum in Geldnot war, auch Börsenverluste gehabt haben könne — es ist nachgewiesen, daß er später an der Börse gespielt hat; 2) Seite 58 und noch an einigen späteren Stellen stelle ich die Hypothese auf, daß Heine von Meyerbeer vielleicht bezahlt gewesen sei — da Heine selbst die Reklamemacher für Meyerbeer als bezahlt hingestellt hat, da bei ihm die Meyerbeer-Reklame ständig ist und die Judengenossenschaft nicht zur Erklärung genügt, siehe Heines Behandlung Mendelssohns, da Heine sich von der französischen Regierung bestechen ließ, da er selbst erzählt, daß ihn Meyerbeer nach Eintritt seiner Krankheit habe fallen lassen, und der angebliche Grund der Wut Heines gegen Meyerbeer, die Verweigerung guter Billets für Mathilde, mir nicht ausreichend erscheint, so habe ich wohl Gründe genug für eine hypothetische Annahme (nicht etwa eine bestimmte Behauptung) gehabt; 3) Seite 123 nehme ich einen Einfluß des Grabbeschen „Gothland" auf Heines Dramen an — Zeit der Abfassung und Charakter der Werke stehen der Annahme nicht entgegen; 4) Seite 173 vermute ich, daß Heine von Rotschild politische Informationen bezogen hat und von diesem benutzt worden ist — das entspricht im allgemeinen dem Verhältnis von Weltbankiers und auf fremde Nachrichten angewiesenen politischen Berichterstattern, auch hat Heine Reklame für Rothschild gemacht; 5) Seite 183 nehme ich an, daß Heine den Ausdruck „der große Heide" für Goethe geschaffen (daß Goethe sich selbst als Heiden bezeichnet, weiß ich natürlich) — in Kurs gebracht hat er ihn jedenfalls; 6) Seite 224 versuche ich eine Erklärung der Abneigung Heines gegen Mendelssohn; Heine habe am Ende im Berliner Hause Mendelssohn nicht die ihm seiner Meinung nach gebührende Beachtung gefunden — die Annahme entspricht Heines Charakter; 7) Seite 228 wird Heines Feindschaft gegen die Foulds aus der Politik des Hauses Rothschild erklärt — vergleiche Zolas „L'argent"; 8) Seite 325 wird

angenommen, daß sich die Russenbegeisterung Heines aus dem Engagement des Bankhauses Salomon Heine für die Russen gegen die Engländer erkläre — ich wüßte keinen anderen Grund. Alle diese Hypothesen habe ich auch in der Form hypothetisch hingestellt, kein Mensch kann auf den Gedanken kommen, daß es sich hier um bewiesene Wahrheiten handle. Daß es da völlig unangebracht ist, von meiner Unwissenschaftlichkeit zu reden, wird man schwerlich bestreiten können. Unwissenschaftlich aber ist es, wie Lohr tut, die Persönlichkeit Heines ganz fallen zu lassen und sich nur an das Schöne und Erfreuliche — Lohr hat auch Heines Dichtungen, für die deutsche Familie ausgewählt, herausgegeben — zu halten, unwissenschaftlich ist es, Heine noch immer als Deutschen und deutschen Dichter hinzustellen, unwissenschaftlich ist es, aus Heines Geltung im Auslande auf die Wohlbegründetheit seines Ruhms bei uns zu schließen — wer kennt denn im Auslande unsere Romantiker, wer sähe nicht deutlich, daß Heine dort wenigstens zu einem guten Teil erntet, was andere gesäet haben? Über die Feinheiten deutscher Lyrik können zunächst nur Deutsche, höchstens dann noch die übrigen Germanen urteilen, schon die Romanen sind im ganzen inkompetent. Sehr leid tut es mir, daß Lohr von unnobeln Waffen redet — ich finde nicht, daß es unnobel ist, wenn sich jemand durch Frechheit und Gemeinheit in Zorn setzen läßt und sich dann sehr scharf und kräftig ausdrückt; unnobel ist nur die bewußte Entstellung, und eine solche hat mir auch nicht einer meiner Gegner nachgewiesen. Lohr möge einmal beherzigen, was mir ein wohlwollender Beurteiler über mein Buch schrieb: „Flammender Zorn, angefacht und genährt durch das Anschauen fünfzigjähriger Gemeinheit und ungestrafter, nein, bewunderter Ruchlosigkeit, kann sich nicht ohne Übertreibungen entladen. Soll man aber deshalb die schmutzverzehrende reine Lohe tadeln, nur weil sie hier und da zu hoch auflodert und gelegentlich unschädliche oder harmlosere Dinge mit vernichtet? Das sei fern von uns!" — Merkwürdigerweise stellt sich ein evangelisches kirchliches Blatt,

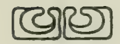
„Der alte Glaube“ ähnlich zu meinem Buche wie Lohr, freilich aus anderem Grunde:

„Der wilde Grimm, in den sich Bartels in seinem teutonischen Antisemitismus hineinredet, tut Heine zu viel Ehre an. Man bekommt unwillkürlich den Eindruck, als wäre Heine noch eine Frage für den gebildeten Deutschen der Gegenwart, während wir in Wirklichkeit doch schon längst mit ihm fertig sind. Der jüdisch-freisinnige Literatenklüngel, in dessen Mitte auch einige verräucherte Exemplare des deutschen Professors nicht fehlen dürfen, beweist dagegen nichts. Seine Rodomontaden zeigen nur, welche Lungenkraft allmählich dazu gehört, für den frechen Spötter Stimmung zu machen.“

Nun hoffentlich überzeugt diese kritische Blütenlese den Herrn Referenten, wie es wirklich steht. Gewiß, man mag Heine unter den Gebildeten vielfach nicht mehr, aber überwunden ist er auch dort noch keineswegs, offen gegen ihn aufzutreten, erfordert einen Mannesmut, den sehr wenige Deutsche unseres Geschlechts haben, die Halbgebildeten sind alle für ihn, und wie er dank Freisinn und Sozialdemokratie im eigentlichen Volke wüstet, das ist kaum zu sagen.

Ich meine, der Kampf gegen Heine wäre eine gute Sache, die uns deutschen Katholiken und Evangelischen einander näher bringen könnte. Wie man weiß, gehöre ich zu denen, die die Kluft zwischen den, ach, solange feindlichen Brüdern nach Kräften zu schließen anstatt noch zu erweitern streben, weil ich überzeugt bin, daß der Kampf gegen den unser Volkstum verwüstenden Radikalismus ohne die deutschen Katholiken nicht siegreich durchzuführen ist. Dabei bin ich ein guter Lutheraner, ich will die Herrschaft Roms über ganz Deutschland nicht und noch weniger die politische Zentrumsherrschaft; jedoch haben wir die Gefühle der Katholiken so gut zu schonen, wie sie die unsrigen, haben ernsthaft nach einem modus vivendi mit ihnen zu streben, der, ohne die Eigenart beider Konfessionen zu verletzen, die gemeinschaftlichen deutschen Aufgaben freundnachbarlich zu lösen gestattet. Wohl weiß ich, daß man immer wieder sagt, mit Rom ist kein Frieden, nicht einmal Waffenstillstand möglich,

es will die Weltherrschaft. Nun, die römische Kirche hat auch stets ein großes Anpassungsvermögen an die Besonderheit der verschiedenen Völker erwiesen, und es ist bei ihr vielleicht doch die Erkenntnis nicht ausgeschlossen, daß sie in dem gläubigen Deutschen, gerade weil er Deutscher ist, ihren besten Sohn erkennt und ihm gestattet, sein Volk zu lieben und ihm treu zu dienen. Die Erfahrung, die sie jetzt mit den Franzosen macht, sollte ihr zu denken geben.



Die freisinnigen Blätter.

Freisinnige Blätter sind ja fast immer auch Judenblätter in einem weiteren Sinne, und so hatte ich bei ihnen einen liebevollen Empfang meines Buches natürlich nicht erwartet. Eine Anzahl von ihnen machte sich die Kritik sehr bequem: Sie druckte einfach einen Aufsatz der „Mitteilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ ab, mit dem wir uns noch näher zu beschäftigen haben werden. Kurz und bündig sagte der „Fränkische Kurier“ (12. August 1906): „Bartels sucht in dieser Schrift alles zusammen, was geeignet ist, Heine zu verkleinern und seine Werke herabzuwürdigen. Daß seine Arbeit den allerschärfsten Widerspruch verdient und auch finden wird, braucht kaum gesagt zu werden.“ Diesen allerschärfsten Widerspruch suchte von den Freisinnigen u. a. Dr. Franz Deibel in der Beilage der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ (30. November 1906) zu formulieren. Den Ton seines Aufsatzes illustriert die folgende Stelle: „Um die jetzt wieder drohende Schmach zu verhindern, daß dieser ‚jüdische Lump‘ auf deutschem Boden ein Denkmal erhält, verfaßte er (Bartels) ein Pamphlet von 375 Seiten Länge, das empörend zu nennen wäre, wenn es nicht so unsäglich erheiternd wirkte, das ob seiner Beschränktheit und außerordentlicher Oberflächlichkeit keine ernsthafte Polemik verdiente, wenn Bartels sich nicht als objektiver ‚Literaturhistoriker‘ gebärdete und durch frühere Arbeiten einen gewissen Einfluß erlangt hätte.“ Sehen wir uns die ernsthafte Polemik Dr. Franz Deibels ein wenig näher an. Daß Heine infamer Handlungen fähig, daß sein Leben alles andere als fleckenlos war, leugnet Deibel nicht, aber „niemand will auch dem

Menschen Heine ein Denkmal bauen". Wirklich nicht? Ich denke aber, daß auch das Äußere eines Dichters, das im Denkmal verkörpert wird, zum Menschen gehört. Die Logik dieser Menschen- und Dichtertrenner ist wundervoll. Nach Deibel liegt bei Heine eine seltsame Verquickung von Charakterschwäche und Genius vor, er ist ihm die inkalkulabelste Individualität der neueren deutschen Literatur — nun, der Glaube macht selig, ich schwöre zu der Anschauung, daß die Wahrheit immer einfach ist und daß mit einem Charakter, wie der Heines war, nur Virtuosität, nicht wahre Dichtergröße vereinigt zu denken ist. Was Deibel von „Freiheit und Unabhängigkeit Heinischer Meinungen" sagt, ist Phrase. Meine ästhetischen Untersuchungen Heinischer Gedichte tut Deibel à la Oskar Bulle ab. Charakteristisch ist, daß er bei der Verspottung meines Versuchs, das Zusammenwachsen der „Lorelei" zu zeigen, das Loebensche Gedicht (genau wie Dr. Karl Eugen Müller) unterschlägt. Wenn er mir eine „Gewissenlosigkeit" daraus konstruiert, daß ich an einigen Stellen, wo ich mich auf mein Gedächtnis verlassen mußte, nicht bestimmt spreche, so muß ich das scharf zurückweisen. Kein Mensch weiß und behält alles, aber selbst seine dunkle Erinnerung kann oft noch einen wichtigen Fingerzeig geben. So weiß ich bestimmt, daß das Motiv der „blassen Rosen" („Warum sind denn die Rosen so blaß") in einem Aufsatz der „Gesellschaft" als von Tieck stammend nachgewiesen war, aber ich konnte den betreffenden Jahrgang weder auf der Weimarer Bibliothek noch in Dresden erhalten. Daß ich die Armsünderblume in „Am Kreuzweg liegt begraben" als möglicherweise entlehnt bezeichnet habe, geht ebenfalls auf eine Erinnerung zurück. Im übrigen hat man, da Heine notorisch alle möglichen Motive entlehnt hat, zu Annahmen wie diesen die innere Berechtigung; das mögen die Heine-Freunde nur ruhig bestreiten. — Wenn Deibel endlich als Ergebnis meines Buches das Folgende hinstellt: „Heines ganzer Ruhm ist einfach eine Mache der Juden und Judengenossen, er ist kein deutscher,

sondern ein jüdischer Dichter, seine Prosa ist als undeutsch zu verwerfen und auch seine Poesie muß hinweg, so schleunig wie möglich, denn sie vergiftet die deutsche Volksseele. Weiterer Beweise bedarf es nicht," so könnte man auf den Gedanken kommen, daß er gar nicht mein Buch, sondern nur die Kritiken darüber gelesen habe. Ich habe, das wird jeder, der lesen kann, zugeben, Heines (frühere) Zeitbedeutung nie bestritten und ihn nicht allein aus dem Judentum erklärt. Mit dem Satze: „Nach Inhalt und Form ist diese ‚Heine-Vernichtung' nichts als eine rohe Anrempelung" gerät er dann auf das Niveau, auf das fast alle meine Kritiker zuletzt geraten sind, und das man mit der volkstümlichen Weisheit „Wer schimpft, weiß nichts zu sagen" oder „hat Unrecht" hinreichend charakterisiert.

Doch diese Art schimpfender Kritik ist mir immer noch lieber als eine andere Art, die ich gleichfalls in einer freisinnigen Zeitschrift, die ich in Friedrich Naumanns „Hilfe" angetroffen habe. Dieses Blatt hat mich sogar zweimal vernichtet. Zuerst stand im Beiblatt zur Nr. 33, 19. August 1906, unter der Spitzmarke „Randglossen zu Bartels' Buch über Heine" das Folgende zu lesen:

„Unser Freund, Pastor F. A. Feddersen in Niebüll, schreibt uns zu der neuen Arbeit Bartels', deren Würdigung wir uns noch vorbehalten:

Es war ein Mensch, der hieß Adolf Bartels.

Selbiger Mensch hatte einst eine deutsche Literaturgeschichte geschrieben und hielt sich seitdem berufen zum Großhenker und Inquisitor Germaniae in allen literarischen Angelegenheiten.

Nun wollte er einmal ein besonders feierliches Auto-Abschlachten vornehmen und ersah sich dazu einen gewissen Heinrich Heine, wobei er unter anderem das weltbekannte Loreleilied heranzog, dessen literargeschichtliche Größe nur noch von der literargeschichtlichen Großmäuligkeit Bartels' überragt wird.

Henkersknechtsdienste mußte ihm hierzu ein anderer gewisser Mörike leisten.

Dieser solchergestalt an den Haaren herbeigeschleppte Mörike würde höchstwahrscheinlich, wenn er noch lebte und seine feinen Hände nicht für zu gut dazu halten würde, nunmehr besagten Bartels an den Ohren mit einer eleganten Kurve, die alphabetisch von f bis l reichte, coram populo germano herumziehen.

Was Heine selbst, wenn er lebte, ihm antun würde, ist leicht zu ermessen und geeignet, mitleidiges Grausen für die immerhin sterbliche Literatenseele des Herrn Adolf Bartels einzuflößen . . .

So hat denn mehrgedachter Bartels, der dem Dichter Heine ein Schanddenkmal errichten wollte, sich selber eins gesetzt.

Er wird hinfort nicht mehr mit Ehren genannt werden da, wo man die ‚Besten nennt‘.

Wir aber rufen: Fort endlich einmal und für immer mit dieser ebenso anmaßenden wie hündischen, schulmeisterlich aufgeblasenen Beschnüffelung unserer Dichter!“

Es ist nicht diese Insipidät, an die ich bei der „anderen Art“ dachte. Lieber Gott, hätte mir der verflossene stud. theol. Feddersen in meinen Studentenjahren die Großmäuligkeit und hündische Beschnüffelung persönlich vorgeworfen, so hätte einfach mein rechter Arm eine Kurve bis zu seinem linken Ohr beschrieben; heute respektiere ich seinen schwarzen Rock sogar soweit, daß ich den Mann darunter nicht einmal wegen Beleidigung verklage, sondern nur mitleidig den Kopf schüttele: der Herr Pastor weiß ja augenscheinlich nicht, daß Mörike den Heinrich Heine wegen der Lüge seines Wesens rund abgelehnt hat, und daß er sich, was die hündische Beschnüffelung anlangt, an die Freunde des Dichters zu wenden hat, die alle Tatsachen, die ich bringe, herausgeschnüffelt haben, ad majorem Heinii gloriam, wie sie zum Teil wohl dachten, aber die Sache lief leider anders aus. Nicht *eine* für Heine ungünstige Tatsache habe ich ausgeforscht, ich bin nur den Hermann Hüffer und Gustav Karpeles gläubig gefolgt. Herr F. A. Feddersen ist mein Landsmann und auch ein Dichter; besäße ich die übliche Bosheit der jüdischen Kritik, so würde ich behaupten, daß er nur deswegen mir gram sei, weil er in meinen literaturgeschichtlichen Werken — wie doch seine Landsleute Timm Kröger, J. H. Fehrs, selbst Paul Trede und Joachim Mähl — bisher keine Aufnahme gefunden. Doch, ich bin nicht so boshaft, den Dichter eines „Jesus“ für einen gemeinen Neidling zu erklären, so wunderbar die „mir angetane“ Kritik zu einem Christusdrama stimmt. Pastor F. A. Feddersen

ist augenscheinlich eine Heine-Schwärmer, und das ist etwas wie ein tragischer Fall, weswegen ich ihm seine Grobheiten denn auch christlich-mild verzeihen will, zumal er noch zu den Leuten zu gehören scheint, die nie recht wissen, was sie tun. — Anders steht die Sache mit dem zweiten Kritiker der „Hilfe", der sich Theodor Heuß nennt. Seine Besprechung ist die einzige von allen, die mich wahrhaft erbittert hat, nicht weil ich mich durch sie „getroffen" fühlte, sondern weil hinter ihr eine Persönlichkeit steht, die ohne jedes menschliche Wohlwollen ist, ein Mann, der kaltlächelnd mit einem vergifteten Dolch tötet. Das ist leicht nachzuweisen. Heuß schreibt: „Von verschiedenen Seiten wurde wieder einmal das Bedürfnis empfunden und zum Teil in nicht gerade anmutender Form ausgesprochen, Heine auf deutschem Boden ein Denkmal zu setzen, und der Weimarer Literaturprofessor Adolf Bartels nahm dies zum Vorwand, mit einem verblüffend rohen Buch den deutschen Boden vor dieser Beschmutzung zu bewahren. Es handelt sich nur um einen Vorwand zur literarischen Sensation; denn für so borniert erachten wir Bartels nicht, daß er allen Ernstes an eine Schmach Deutschlands glaubt, wenn irgendwo ein weiteres der vollkommen gleichgültigen Denkmale aufgestellt wird." Das nenne ich infam. Später schreibt Heuß: „Bartels bemüht sich, durch geeignete Gruppierung des vorhandenen (Materials) die künstlerische und menschliche Minderwertigkeit Heines darzutun. Dieses Bemühen erinnert etwas an die Tat jenes Herostratos, der den Artemistempel zu Ephesus in Feuer aufgehen ließ, um durch dies Verbrechen seinen Namen unsterblich zu machen." Darauf spricht Heuß davon, daß er „in einer ganzen Reihe von Fällen dem sachlichen Inhalt meiner Schrift zustimme" — natürlich! Weiter wirft er mir vor, daß ich die Wahrheit, daß Dichter und Mensch eine Einheit bilden sollen, sehr plump mißverstanden habe, erläutert aber leider nicht das wie. Denn was noch folgt, sind nur die üblichen Heine-Phrasen von der

Kompliziertheit Heines, der gleich darauf die Behauptung, Heine sei gleichsam nur der Spiegel seiner Zeit gewesen (ein Spiegel ist aber doch nichts Kompliziertes!) folgt usw. Ich will doch die ganze zweite Hälfte des Aufsatzes hersetzen und in Klammern einige Bemerkungen dazu geben.

„Wir glaubten bisher, die Biographie eines Dichters oder Künstlers solle mit Liebe und suchendem Verständnis geschrieben sein. (Wer wollte denn eine Biographie schreiben?) Diese ist aus Haß entstanden (allerdings!), zumal Bartels sehr bald versichert, daß er Heine grundsätzlich nichts glaube (aber nicht aus Haß!). Aber nicht aus einer Skepsis, die nach letzter Wahrheit der Dinge forscht, sondern aus eitler und selbstgerechter Überhebung (auf die Schimpfereien gehe ich einstweilen nicht ein). O diese elende Pose der biedermännischen Schulmeisterei! Gerade dem typischen und bewußten Philister Bartels fehlen alle seelischen und literarischen Organe, die Persönlichkeit Heines hinzustellen, ohne über sie herzufallen (aber dann bin ich ja subjektiv in meinem Recht, kein Sensationsjäger, kein Herostrat!). Freilich, dessen Kompliziertheit liegt seinem einfachen dithmarsischen Menschentum denkbar fern. Er gibt sich deshalb (!) auch wenig Mühe, sie zu begreifen (Ich kann's als Dithmarscher Mensch ja doch nicht). Scheinbar (!) weiß er gar nichts davon, daß es Menschen gibt, die gleichsam bloß der Spiegel ihrer Zeit, ihrer Umgebung sind, freilich mitunter etwas gekrümmte Spiegel, die eigene, geschärfte Bilder wiedergeben. Solch einer war Heine. Tausendfache Anregungen der Zeit gehen durch seine Seele, denn er ist sehr aufnahmefähig, und treten in der Heineschen Farbe wieder hervor (Heine ist viel monotoner, als diese Heine-Phraseure denken). Darauf steht sein Werk (aber sehr wacklig). Er ist der gegenwärtigste Dichter unserer Literatur (nicht als Dichter, nur als Feuilletonist), auch der indiskreteste und — vielleicht deshalb — ehrlichste (Luftsprung!). Wenn man statt indiskret schamlos sagt, ist man der Sache noch keinen Schritt näher (oho! der schamlose prostituiert nur sich, der ehrliche — das Wort „indiskret" lehne ich ab — trägt zur Erkenntnis der Dinge bei). Ich meine, ein richtiger Heine-Biograph (will ich ja gar nicht sein) sollte nicht mit einer grotesken Philologie (Bulle) dahersteigen und verkünden: das hat er hier gestohlen und das dort (von „gestohlen" habe ich nie geredet, sondern richtig von angeeignet, virtuos anempfunden), sondern zu deuten versuchen, wie in einem scharfen Kopf und einer weichen Seele die Schwingungen der Zeit an den Nerv der künstlerischen Gestaltung rühren (diese psychologische Ästhetik ist leider nicht einwandfrei, die Gestaltungskraft auf einen Nerv, auch noch im Gegensatz zur Seele, zu übertragen, geht unmöglich). Wozu die leidigen Schemata? Heine war weder Romantiker noch Naturalist, weder Monarchist noch Republikaner (hat auch kein Mensch von ihm verlangt, aber er hat getan, bald, als ob er

dies, bald, als ob er das sei, und das eben habe ich festgestellt). Sein Genie ist das der Anempfindung. (Ein Genie der Anempfindung ist ein großer Unsinn, das Genie gibt Ursprüngliches — das ist die einzig mögliche Definition). Er läßt sich nicht in eine Formel spannen (aber vielleicht aus einer Rasse erklären). Sein Wesen bedeutet Wechsel und Umschlag. Dazu kam die Ironie und Frechheit (woher bei diesem Spiegel?). Es wirkt geradezu kläglich, wenn Adolf Bartels an seinen Fingern die bedeutendsten Männer des damaligen Preußen und Deutschland aufzählt, über die Heines Spott regnet. Vielleicht heißt man das nationales Empfinden (nun, was Heuß hier gibt, heißt man leere Rederei. Da es sich um ein Denkmal für Heine handelt, muß man doch die Denkmale, die er unsern besten deutschen Männern errichtet, etwas ins Auge fassen). Man kann davon bei Bartels seltene Proben finden („Proben" des nationalen Empfindens ist Unsinn).

Das Rätsel Heinrich Heines löst ebenso kurz als einfach dies Wort: ‚die jüdische Eitelkeit‘ (in Verbindung mit anderen Grundeigenschaften der jüdischen Natur, der zum Großen nicht ausreichenden dichterischen Begabung Heines, der Stellung des Judentums im deutschen Volke und der Zeitumstände, müßte es wahrheitsgemäß heißen). Ich meine, darüber streitet man nicht, daß Heine eitel war, denn er zeigt diese Eigenschaft sehr oft mit seiner naiven Unverfrorenheit. Wer will, mag sich darüber aufregen (tun wir gar nicht, wir zeigen die Eitelkeit nur als causa movens seines gesamten Tuns). Adolf Bartels durfte das eigentlich nicht tun. Vielleicht gibt es etwas, was man als ‚deutsche Eitelkeit‘ konstruieren könnte; ich hüte mich, dies zu tun (tue es aber doch). Aber ein schönes Beispiel wird man dann in den Worten finden, die eben Adolf Bartels vor seinem eigenen Gedichtband gesetzt hat. Etwas Peinlicheres mag man sich schwer denken als diese männliche Bescheidenheit, diese literarhistorische Selbsteinwertung, diese bei Bartels wiederholte Renommage mit der Herkunft aus niedern Volkskreisen, all das vorgetragen in einem Ton — — ich gestehe, solche muffige Schlafrocks eitelkeit ist mir nicht sympathischer als die Heines, ob sie sich nun in Unterhosen oder mit einer erborgten Märtyrerkrone zeigt (darüber denn nachher!).

Aber all das Gesagte ist nebensächlich (einen Menschen töten zu wollen, ist nebensächlich!) vor dem Protest gegen den Versuch, die deutsche Literaturkritik zum Tummelplatz persönlicher Malicen herabzuziehen (ist geradezu lächerlich! Persönliche Malicen gegen einen vor 50 Jahren gestorbenen Dichter!). Gewiß, es wäre ganz falsch, Bartels als literarische Persönlichkeit beiseite zu schieben, denn er hat Beachtenswertes geleistet, in der Kritik wie in der eigenen Produktion (o göttliche Objektivität!), aber er steht nicht so hoch, daß er ohne Widerspruch sich erkühnen dürfte, den niedrigsten und gemeinsten Ton in die Literaturschreiberei einzuführen

(daß ich das getan habe, leugne ich auch hier wieder entschieden, Treitschke wo er von dem Himmel Heines, der voller Straßendirnen usw. gehangen habe, redet, ist genau so weit wie ich gegangen, unprovoziert; im übrigen ist Heinrich Heine die einzige Persönlichkeit der Literatur, bei der man den derben Ton anwenden darf, ja, anwenden muß, wenn man anders den Kern der Sache treffen will). Er mag Heine ablehnen, es tun auch andere, und die ‚Überwindung' Heines besorgt die Zeit von selber (nicht so leicht, wenn tausende jüdischer Federn seinen Ruhm den breitesten Kreisen immer wieder suggerieren, wenn tausende politischer Hetzer die deutsche Arbeiterjugend immer wieder auf ihn hinlenken). Aber er weiß, De mortuis nil nisi bene heißt nicht: man soll über die Toten nur Gutes oder das Gute sagen, sondern, wenn man etwas sagt, soll man es in anständigem Tone tun (in der Gelegenheit angemessenem Tone tun, sage ich — mein Ton ist die notwendige Reaktion auf die Heine-Verhimmelei der Heine-Genossen, übrigens nicht unanständig, sondern nur heftig und derb). Wem das nach seiner persönlichen Veranlagung nicht gegeben ist, der soll dann einfach schweigen. Das hätte Herr Bartels tun müssen, als er glaubte (Aha! oben war ich nur der Sensationsjäger), eine nationale Tat warte seiner, und ein Hauptvergnügen darin fand, ekelhafte Verdächtigungen (wo?), politische Bosheiten (die sind natürlich den radikalen Parteien vorbehalten) und die Geschmacklosigkeiten des Gassenantisemitismus möglichst zahlreich (einmal „Geseires" mit Pardon, zwei- oder dreimal „Ramsch") unterzubringen. Dagegen wenden wir uns mit aller Schärfe, ohne jetzt an Heine überhaupt zu denken, daß das Bartels'sche Proletentum — ich habe keinen milderen Ausdruck — in der ästhetischen Geschichtsschreibung ein Hausrecht erhält (das Hervorgehobene ist bei Heuß hervorgehoben). Er kann sein Deutschtum (man beachte den Widerspruch gegen die früheren Objektivitäten) in antisemitischen Versammlungen austoben, dort wird er Beifall finden. Wir anderen verwahren uns dagegen, daß diese Roheiten, daß dieser ganze wohlfeile Stil der Dichterschändung deutscher Art und Ehrenhaftigkeit entsprechen. Solche Entrüstungsworte sind peinlich. Man gebraucht sie in der Notwehr wider einen Gegner (ich habe doch nicht gegen Heuß geschrieben), dessen Waffen fremd sind."

Weiß Herr Theodor Heuß wohl, daß er mit seinem letzten Satze mein Heine-Buch vollkommen rechtfertigt? Ich, jawohl, gerade ich habe in der Notwehr starke Entrüstungsworte gegen den Juden Heine und seine Genossen, die uns Deutschen ihn mit fremden Waffen noch weiter aufzwingen wollen, gebraucht, nichts anderes habe ich getan. Das mag ein

Theodor Heuß, der mich, meine Motive in unglaublichster Weise verdächtigt, immerhin leugnen, es gibt urteilsfähige Deutsche genug, die es mir öffentlich und privat zugestanden haben. Und wenn man dann Mann gegen Mann stellt, so bin ich es, der mit aller Schärfe gegen Proletentum zu protestieren hat; das ist keine wohlfeile „Retourkutsche", denn ich habe durch mein ganzes Leben und Kämpfen gezeigt, daß es mir ernst ist mit meinem Deutschtum, daß ich auch nicht der ehrgeizige Literaturpapst, der eitle Hanswurst bin, als den man mich ausschreit, um einem Heinrich Heine die Stange zu halten, während Heuß durch seine Kritik selbst hinreichend beweist, daß er als Schriftsteller höchstens zu den modernen Spiegelfechtern gehört, als Mensch aber zu den harten und kalten Naturen, denen in der Polemik jedes Mittel recht ist. Peinlicher als schauspielerisch Entrüstungsworte zu sprechen ist es, sich in rein persönlichen Dingen gegen einen Gegner zu verteidigen, der mit Gift und Dolch ficht, aber wenigstens den Fall mit der „muffigen Schlafrockeitelkeit" will ich klar legen. Nicht, als ob es mir besonders weh täte, eitel geschimpft zu werden, ich bin jedenfalls stark selbstbewußt, ohne das kann man es in einer so viel angefochtenen Stellung, wie der, in der ich mich nun etwa ein Jahrzehnt befinde, schwerlich aushalten. Aber es ist unwahr, daß die Ausführungen in den Vorreden zu meinen Gedichten (und den anderen Bänden meiner „Gesammelten Dichtungen") der Eitelkeit dienen, sie sind aus dem Bestreben der Selbsterkenntnis und der Selbstbescheidung erwachsen, wie es, wenn man als unbekannter Dichter „Gesammelte Dichtungen" herausgibt, ganz natürlich ist und bei einer vorwiegend kritischen Natur noch um so leichter eintritt. Ich gebe zu, es ist im heutigen Deutschland ungewöhnlich, daß man das Publikum in seine inneren Kämpfe unmittelbar hineinblicken läßt, so gewöhnlich die geschickte Selbstreklame jeder Art ist, und mich haben sogar Freunde vor den daraus möglicherweise entstehenden Mißverständlichkeiten gewarnt. Dennoch trieb es mich dazu — und ich glaube,

mein ganzes Schaffen beweist, daß es meiner Natur entspricht, alles herauszusagen, ganz unbekümmert um den Effekt. Mit Bescheidenheit habe ich aber nie geprahlt, sie steht mir nicht besonders, Renommage mit meiner Herkunft aus dem niederen Volke liegt mir auch vollkommen fern — ich stamme aus dem Dithmarscher Volke und bin sehr stolz darauf. Ich will die Stelle aus dem Vorworte zu meinen „Lyrischen Gedichten" nicht hierhersetzen — eben sehe ich noch, daß sie aus Jena, Ostern 1903, datiert, also in der Klinik unmittelbar nach einer schweren Operation in Genesungsstimmung geschrieben ist — und nur einen Franzosen, der doch hier richtiger empfinden muß als ein Deutscher, über das Vorwort reden lassen:

„Rien d'intéressant," heißt es in der belgischen „Revue des Humanités", Avril 1906, „comme l'introduction dont il a fait précéder ses Poésies lyriques; elle contient des renseignements très précieux sur la vie et l'œuvre de cet écrivain persévérant (né dans l'Allemagne du Nord) qui a connu les peines et les privations et qui n'a que ses loisirs, conquis sur ses occupations professionnelles de rédacteur, pour se vouer à la litterature, au risque de compromettre sérieusement sa santé. On est touché du ton franc et cordial des aveux de M. Bartels."

Man wird denn doch wohl einmal über die Mühseligkeiten seines Lebenslaufes reden dürfen, ohne gleich den Vorwurf „muffiger Schlafrockeitelkeit" zu verdienen; auf dem gewöhnlichen deutschen Eitelkeitsmarkt, beispielsweise in der „Woche", hat man mich aber noch nie angetroffen. Doch ich will Herrn Theodor Heuß der Beurteilung wirklich vornehmer Leute überlassen. Was mich selbst anlangt, so bin ich im Grunde nicht sehr nachträgerisch und kann viel vergeben, wenn ich auch nicht leicht etwas vergesse. Heuß jedoch hoffe ich auf meinem Lebenswege nicht mehr zu begegnen, er scheint mir seinem Grundcharakter nach zu den Leuten zu gehören, bei denen man sagt: „Er ist kein Guter", und (bildlich) nachfühlt, ob man auch sein Messer in der Tasche hat.

Die Fedderſensche Anrempelei und die Heußsche Besprechung wurden in Probenummern der „Hilfe" in meiner

Heimat, wo ich mich gerade aufhielt, von Haus zu Haus verbreitet. Das könnte Zufall sein, aber da es nicht der erste Fall dieser Art ist, der mir vorgekommen, da die Nummern nicht etwa erste Quartalsnummern, sondern vom 19. August und 9. September datiert sind, so muß ich doch wohl irgendwo eine Absicht annehmen. Auch sonst zeigte sich bei dieser Gelegenheit das Bestreben, meine Stellung vor allem in der Heimat zu entwurzeln. Der Redakteur des verbreitetsten, übrigens freisinnigen Blattes meiner Heimat, Herr Hanns Fuchs, als Verfasser masochistischer Romane engeren Kreisen bekannt, leistete sich schon vor dem Erscheinen des Buches ein Feuilleton voller Anschwärzungen, in dem er als die Triebfeder meines Handelns den Neid hinstellte — man will ihn auch sonst bei mir, beispielsweise in meinem Verhalten zu Gustav Frenssen, entdeckt haben, aber ich fürchte, daß man in Anbetracht meines Verhaltens zu Hebbel, Klaus Groth, Liliencron, Timm Kröger und zahlreichen anderen Landsleuten mit dieser nicht gerade sonderlich edlen Auffassung menschlichen Handelns nicht durchdringt. Herr Hanns Fuchs verschwand bald darauf aus Dithmarschen, wo ihm freilich keine Lorbeeren blühen konnten. Außer ihm machte sich noch der Herausgeber der „Schleswig-Holsteinischen Zeitschrift für Kunst und Literatur", Karl Küchler, mit Ausdrücken wie „kaum glaubliche Frivolität", „häßliche Beschimpfungen, „Gassenjungenton", „üblen Verdächtigungen und Bosheiten", „belächelnswerte Anmaßung", „Dichterschändung" mausig. Herr Küchler, zu dessen Zeitschrift ich nach ergangener Aufforderung leider einmal ein Gedicht beigesteuert, ist 23 Jahre alt. In dem Alter hielt ich es noch für nötig, etwas zu lernen.



Die sozialdemokratischen Blätter.

Wenn die sozialdemokratische Partei wirklich das wäre, was sie sein will, die ehrenwerte Partei der deutschen Arbeiter, so müßte ihr keine Persönlichkeit mehr zuwider sein als Heinrich Heine. Aber umgekehrt hat sie ihn geradezu zu einem ihrer Parteiheiligen erhoben und fällt über jeden her, der ihn nur anzutippen wagt, womit sie sich freilich nur ihr Urteil spricht. Doch muß ich der Wahrheit gemäß feststellen, daß „Vorwärts“ und „Leipziger Arbeiterzeitung“, soviel ich wenigstens weiß, sich mit meinem Buche nicht befaßt haben, ersterer vielleicht in Verachtung des „Ethisch-Ästhetischen“, letztere am Ende deshalb nicht, weil ihr Leiter Franz Mehring (was man heute vielfach nicht mehr weiß) in der Tat von Haus aus eine stärkere ästhetische Potenz ist und genau wissen dürfte, wie es in Wahrheit mit Heinrich Heine steht. Doch könnte ja immer noch etwas kommen, man muß nicht zu früh „abschließen“. Inzwischen hat die Dresdener „Sächsische Arbeiterzeitung“ die Verteidigung Heines übernommen, sie war sogar am allerersten gegen mich auf dem Plane. Ich habe über sie schon in der „Deutschen Welt“ geschrieben:

„Die erste Kritik, die mir nach dem Erscheinen des Buches ins Haus flog, war die der ‚Sächsischen Arbeiterzeitung‘ in Dresden. Dieses Blatt spielt sich in der Regel als Mitträgerin unserer ästhetischen Kultur auf und tut, als ginge es Arm in Arm mit dem ‚Kunstwart‘ – ich war also ein bißchen neugierig und nahm die Kritik vor, gegen meine Gewohnheit; denn ich lege sonst, um mir die Arbeitsstimmung nicht zu verderben, alle Besprechungen meiner Bücher hübsch zurück und lese sie erst, wenn eine neue Auflage nötig wird oder wenn ich einmal geistige Kasteiungsbedürfnisse bekomme. Nun, die Dresdener Kritik fing gut an: ‚Ein tobender Teutonerich‘ und dann das Motto aus Heine: ‚Wie wird das

Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich tot sein werde.‘ Natürlich ist mein Buch aus Kot und Unrat fabriziert, eine ‚antisemitische Orgie‘, wer ‚eine Stunde tiefsten Ekels‘ erleben will, muß es lesen, meine Ehrlichkeit, die doch nicht bestritten wird, ist eine Ehrlichkeit der Beschränktheit, der Einfältigkeit, der Verirrung, die sich ins Wahnwitzige verliert. Wie es mit der Ehrlichkeit der ‚Arbeiterzeitung‘ aussieht, leuchtet daraus hervor, daß sie, um meinen ‚Männerstolz vor Königsthronen‘ zu charakterisieren, aus der folgenden Stelle das durch den Druck Hervorgehobene wegläßt: ‚Wir sind ein sehr loyales Volk, wir opfern, wenn es sein muß, auf Befehl unserer Fürsten noch heute Gut und Blut, wir lassen uns in kritischen Zeiten sogar die Beschneidung unserer Rechte gefallen; denn die Verantwortlichkeit des Fürsten für das Bestehen des Staates ist tausendmal größer als die jedes einzelnen von uns, und im Notfall muß er handeln und wir haben einfach zu gehorchen. Aber in unseren Privatansichten — und dazu gehören die ästhetischen — lassen wir uns durch unsere Fürsten nicht bestimmen, und noch weniger in alledem, was mit unserer Weltanschauung zusammenhängt, was innerste Überzeugung bei uns ist. Soweit hat uns schon die Reformation gebracht, es ist auch deutsche Natur von altersher. Andererseits ist es ein Vorrecht unserer Fürsten, sich in ihren Privatmeinungen von uns ohne weiteres respektiert zu sehen usw.‘ Man sieht, gerade die entscheidenden, meine wirkliche Anschauung gebenden Stellen sind weggelassen, um mich als servil hinzustellen. Charakteristisch ist ferner, daß das Blatt, um meine ‚antisemitische Knüppel‘-Weise zu kennzeichnen, eine angeblich ‚kleine Blütenlese‘ der von mir gebrauchten derben Ausdrücke gibt; diese kleine Blütenlese enthält aber in der Tat alle starken Ausdrücke, die sich in dem Buche finden, und für die ich meist durch ein hinzugefügtes ‚Pardon!‘ um Entschuldigung bitte — trotzdem sagt das Blatt: ‚Und so weiter. In widerwärtiger Endlosigkeit.‘ Das genügt ja für uns. Nur der Kuriosität halber führe ich noch den folgenden Satz an: ‚Wie oberfaul es um die antisemitische Geschichtsauffassung des Herrn Bartels bestellt ist, kann man zur Genüge daraus ersehen, daß er kaltblütig folgende Sätze niederschreibt: Das alte absolutistische Deutschland hat die Freiheit der Philosophie (!) und auch die Freiheit der Kunst (!) in weit höherem Grade respektiert, als es aller Voraussicht nach ein sozialdemokratisches tun würde, als es die radikale Welt (!), sobald man ihr entgegentritt, heute tut. Dafür kann ich Beweise liefern. Schade, daß Herr Bartels es nicht tut.‘ Nun, die ‚Sächsische Arbeiterzeitung‘ besorgt das mit ihrem Aufsatz ja viel besser, als ich es könnte, und beleuchtet die ‚Kulturträgerin Sozialdemokratie‘ so ausgiebig, daß uns andern kaum etwas zu tun übrig bleibt. Zum Schluß meint das Blatt, ich wolle wohl den ‚so jammervoll abgewirtschafteten

Antisemitismus' wieder geistig beleben — nein, mein Ehrgeiz geht viel weiter, ich will alle Deutschen, auch die Sozialdemokraten, soweit sie es nicht bereits sind, nicht bloß zu Antisemiten, sondern zu guten Deutschen machen. Sollte mir das nicht gelingen, so hoffe ich wenigstens die unheilbaren Judengenossen zu veranlassen, daß sie mit den Juden ins Heilige Land ziehen und dort unter Leitung des Herrn Singer das Experiment mit dem Zukunftsstaate machen — womit sie sich natürlich den Dank der ganzen Welt verdienen würden."

Das genügt wohl auch für jetzt. Ich will nur noch einen Fingerzeig daraufhin hinzufügen, wie glänzend die „radikale Welt" mit ihren Kritiken meines Heine-Buches meine Voraussage ihrer absoluten Intoleranz bestätigt hat.

Ernster sind zwei weitere sozialdemokratische Kritiken, die der „Neuen Zeit" und die der „Neuen Gesellschaft", zu nehmen. Nicht, daß die Kritik der „Neuen Zeit" (die ich nur im Auszug kenne) auf einem moralisch höheren Standpunkte stände, aber sie schimpft doch nicht bloß. „Sicherlich", schreibt der Verfasser, „ist die Schrift des Herrn Bartels das gemeinste und unsauberste Pamphlet, das die bürgerliche Literaturhistorie je verunziert hat" und weiter „Wir haben uns die Überwindung auferlegt, den dicken Schmarren von A bis Z durchzulesen und dabei immer den Eindruck gehabt, einen Tobsüchtigen gegen die Wände seiner Zelle rennen zu sehen" (der Eindruck beruht sicher auf der Beschaffenheit der Gehirnzellen des Herrn Kritikers), aber dann wird doch wenigstens ein Versuch gemacht, Heine de facto zu schützen:

„Will man die Sache einen Augenblick ernsthaft nehmen, so liegt es auf der Hand, daß man auf diese einfache Weise die Gedichte jedes Poeten, auch eines Goethe oder, um besondere Lieblinge des Herrn Bartels zu nennen, eines Hebbel und eines Mörike zusammendreschen kann. Man braucht dazu nur etwa sechs Worte (süßlich, sentimental, antithetisch, gemachtes Zeug, Räsonniergedicht, niedliche Kleinigkeit) und die gehörige Portion Frechheit. Ja noch mehr: Herr Bartels soll uns einmal den Dichter nennen, aus dem man mit seiner Methode nicht ebensolchen Lumpen machen könnte, wie er aus Heine machen will. Wer sonst nach solchen herostratischen Lorbeeren trachtete, brauchte nur die Hälfte von der angeborenen Philisterhaftigkeit des Herrn Bartels und sogar nur ein

Viertel seiner anerzogenen Unwahrhaftigkeit, um aus seinem bewunderten und geliebten Hebbel einen dreifach so potenzierten Lumpen zu destillieren, wie er aus Heine destillieren möchte. Doch Herr Bartels ist sehr sicher davor, daß ihm die Steine, die er aus seinem Glashaus wirft, nicht zurückgeworfen werden. Sein Pamphlet ist nicht anziehend genug, um irgendwen, der von Heine Geschmack und Takt gelernt hat, zu einem Kampfe auf gleichem Niveau zu verlocken. Auch der tosende Beifall, den es in der reaktionären Presse gefunden hat, hätte uns kaum veranlaßt, nähere Notiz davon zu nehmen. Aber Herr Bartels ist bei alledem nicht der erste beste. Er hat früher ganz beachtenswerte literarhistorische Arbeiten veröffentlicht, die dadurch nicht schlechter geworden sind, daß ihrem Verfasser wegen des patriotischen Geistes, den sie atmen, von irgend einer deutschen Regierung, vielleicht sogar von der preußischen, der Professortitel verliehen worden ist. Herr Bartels war oder ist noch der literarische Kritiker des ‚Kunstwart‘, und namentlich sein Buch über die deutsche Dichtung der Gegenwart ist wohl noch immer das verhältnismäßig beste von allen, die den gleichen Gegenstand behandeln.“

Es ist natürlich reiner Schwindel, daß man die Gedichte eines Goethe, Mörike oder Hebbel so „zusammendreschen“ könne wie die Heines, es stimmt auch nicht ganz, wenn behauptet wird, daß ich das Zusammendreschen mit etwa sechs Worten besorge (ganz abgesehen davon, daß auch diese sechs Worte genau die Sache treffen), es ist vollkommener Unsinn, zu meinen, man könne aus Hebbel mit meiner Methode einen „dreifach so potenzierten Lumpen destillieren“, wie Heine es war — Hebbels Tagebücher und Briefe liegen ja vollständig vor und außer der Elise Lensing-Affäre, die halb aus Hebbels unendlich schwerem Aufringen zu entschuldigen ist, wird man kaum etwas Tadelnswertes in Hebbels Leben entdecken, vor allem aber nicht die Spur des Geschäftsgeistes, der Heines ganzes Leben und Schaffen beherrschte. Nein, so leicht darf man sich den Schutz Heines nicht machen. Einiges Vergnügen macht mir natürlich das Zugeständnis, daß ich „trotzalledem nicht der erste beste sei“. Es finden sich in meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“ einige Sätze und Worte, die der Sozialdemokratie nicht so übel gefielen: da wird die „Erfolganbetung“ nach 1870, die mit „philisterhaftem Hochmut“ in Verbindung stand, getadelt, die

Gründerzeit sehr scharf charakterisiert, einmal von „leerer Reichssimpelei" geredet und die „völlige Gesundung" und „notwendige Umformung der Gesellschaft" (freilich „von innen heraus, nicht von oben herab oder von unten herauf") gefordert und der Sozialismus als die herrschende Macht des letzten Menschenalters hingestellt. Jedoch, so unbedingt ich sozial gesinnt bin, ich war schon zu der Zeit, als ich meine „Deutsche Dichtung der Gegenwart" schrieb, der Anschauung, daß Sozialismus nur im Dienste des Nationalismus oder, sagen wir deutsch, des Volkstums Zweck hätte, und mehr und mehr ist der Nationalismus bei mir in den Vordergrund getreten. Ihm dient meine größere „Geschichte der deutschen Literatur", die darum auch von den Radikalen und Juden in der Regel „unterschlagen" wird, so beispielsweise von dem Juden Eduard Engel in seiner Geschichte der deutschen Literatur, trotzdem sie gehaltlich wie darstellerisch bei weitem das bedeutendere Werk ist. Dazu macht es sich höchst drollig, wenn dann die „Neue Zeit" noch fortfährt:

„Wie hat nun ein Mann von dieser Vergangenheit so tief sinken können, wie in dem Pamphlet, das wir eben skizziert haben? Unseres Erachtens ist sein Verhängnis die einseitig ästhetische Betrachtung der Dinge geworden, die völlige Verachtung des Zusammenhangs, worin die Literatur eines bestimmten Zeitalters mit dessen Ökonomie und Politik und sonstigen Lebensbedingungen steht. Es gab eine Zeit, und es gibt sie an manchen Orten vielleicht noch, wo man schon für einen Banausen galt, wenn man in Herwegh und Freiligrath überhaupt noch Dichter erblickte, und es gab auch eine Zeit, wenn es sie hoffentlich auch nicht mehr gibt, wo diese ‚reine Ästhetik' in Arbeiterkreise einzudringen und ihren Geschmack zu ‚veredeln' und zu ‚reinigen' versuchte. In dieser Beziehung ist die Schmähschrift, die Herr Bartels gegen Heine gerichtet hat, nicht ohne eine gewisse zeitgeschichtliche Bedeutung; sie ist nicht das erste, aber bisher krasseste Beispiel dafür, daß die ‚reine Ästhetik', der angebliche Gipfelpunkt des feinsten Geschmacks, in ihren Konsequenzen in einen Abgrund der ästhetischen sowohl wie moralischen Geschmacklosigkeit führt."

Die sozialdemokratische Zeitschrift übersieht es ganz oder will es übersehen, daß ich längst auf dem Boden der Nationalökonomie und Politik stehe (wenn auch freilich nicht auf dem

Boden des Buckleschen Materialismus) und sucht mich des Ästhetizismus zu verdächtigen. Aber den soll sie bei der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ suchen, ich habe ihm niemals gedient, wenn ich auch darauf bestehe, daß das Kunstwerk zuerst als Kunstwerk begriffen werden muß, ehe man es als historisch-politisches document humain auffassen darf, und weiter es ebensogut als Produkt des Volkstums wie als Zeitprodukt behandelt wissen will.

Die Besprechung meines Heine-Buches für die „Neue Gesellschaft“ des Ehepaares Braun schrieb der Dichter Wilhelm Holzamer, der neuerdings auch ein Büchlein über Heine (in der „Dichtung“) herausgegeben hat. Ich habe gegen die Kritik gar nicht allzuviel einzuwenden, wenn sie an mir und meinem Berufe auch kein gutes Haar läßt und die Grenze des Schimpfens hier und da streift: Wer einmal von der Bedeutung Heines überzeugt ist, kann wohl nicht gut anders schreiben. Aber glaubt Herr Holzamer wirklich, daß seine Ausführungen für den Kenner Heines, der in deutschem Volkstum wurzelt, irgend welche Überzeugungskraft haben? Ich gehe nicht darauf ein, was er über mich sagt, daß ich ein Prinzipienreiter sei, daß ich alles vom Menschen, alles vom Dichter wisse, daß mir nicht bloß jegliche Psychologie, sondern auch historisches Verständnis fehle, daß ich ein Kritikaster schlimmster Sorte sei — das alles ist mir vollkommen gleichgültig, da ich mich und meine Geltung Gott sei Dank nie auf das Verständnis und Wohlwollen des literarischen Kreises, dem Holzamer angehört, gestellt habe. Aber ich will einige sachliche Dinge monieren. Holzamer beachtet zunächst den Charakter meiner Schrift als Kampfschrift durchaus nicht, wenn er sie auch eine Schmähschrift nennt. Unbedingt mußte er, wenn er gerecht sein wollte, die auf Rechnung der Kampfeshitze zu setzende Übertreibung im Ausdruck in Abzug bringen. Was dann übrig blieb, war meine Grundanschauung über Heine, und wie die zu formulieren war, zeigt ungefähr die mitgeteilte Inhaltsangabe der „Revue universitaire“. Der deutsche Kritiker ist zur Klarheit über-

haupt nicht gelangt. Es ist ja doch einfach unwahr, wenn Holzamer mich behaupten läßt, Heine sei überhaupt kein Dichter: ich halte zwar den Dichter-Virtuosen für keinen großen Dichter, aber immerhin für eine natürliche Form des Dichters; es ist weiter unwahr, daß ich alles Jüdische für Lüge und Korruption, philosophisch zu sagen, Destruktion erkläre: nur, weil die Juden am fremden Volkstum schmarotzen, nehmen nach meiner Ansicht gewisse ihrer Eigenschaften die destruktive Tendenz an; es ist drittens unwahr, daß ich Heine alles „räubern" lasse, behaupte, daß bei ihm alles Mache und Diebstahl sei: das ist, wie ich schon wiederholt ausgeführt, eine Verfälschung meiner hinreichend klar dargelegten Anschauung von dem eigentümlichen, immerhin dichterische und menschliche Beanlagung voraussetzenden Aneignungsprozeß der Dichter-Virtuosen, die es selbstverständlich auch deutschen Geblütes gibt. Vielfach sieht man ganz deutlich, daß mich Holzamer vollkommen mißverstanden hat. Wenn ich sage, daß die Menschheit für mich ein arisches Gesicht habe (Holzamer findet keine parlamentarische Bezeichnung dafür), so will das natürlich weiter nichts sagen, als daß jeder Mensch, wenn er sich den Begriff „Menschheit" schafft, ihm selbstverständlich die Eigenschaften seiner Rasse unterlegt; man kann ja doch gar nicht anders, und ohne dieses Unterlegen ist der Begriff rein formal. Das ist nicht Enge, Herr Holzamer, das ist psychologische Richtigkeit. Ferner, wenn Holzamer mich dafür anrempelt, daß ich sage, bei Heine fände sich gar kein echtes Freiheitsgedicht, so hat er eben nicht begriffen, daß ich unter Freiheitsgedicht hier ein positiv-lyrisches Freiheitsgedicht, etwa ein Freiheitslied, verstehe, wie man es bei Freiligrath und Herwegh, aber nicht bei Heine findet, der als politischer Dichter immer nur Satiriker ist. Das Positive, was Holzamer zu geben glaubt, erweist sich bei genauer Betrachtung als die übliche Phrase, etwas preziös ausgedrückt: „Es gibt etwas im Menschen, das sich davon unberührt erhält [daß er ein Scheusal ist], das des Menschen Verborgenstes und Bestes, das sein Eigentlichstes ist und sich im Werke auslöst, das

seine Kunst im tiefsten Sinne speist und, selbst im einzelnen verwischt, in der Ganzheit des Werkes sich doch an die Oberfläche schafft . . . Es muß das Menschliche Heines in seiner dichterischen Auslösung bedeutend genug gewesen sein, seiner Dichtung Bedeutung zu geben"; denn „es können doch nicht alle Leute dumm gewesen sein, und nur Bartels und seine Parteigänger den Verstand gepachtet haben". Beanspruchen wir wirklich nicht. Aber das, was bei einem Dichter wirkt, braucht nicht aus der Tiefe seiner Natur zu kommen, kann eine formale Eigenschaft wie die Heinische Grazie, die ich in meinem Buch nicht leugne, sein. Bei Heine kommt noch hinzu, daß er als Jude uns Deutschen natürlich auch bis zu einem bestimmten Grade interessant ist, daß es uns *zunächst* anzieht, unser Eigenes in fremder Form wieder zu finden. Auf die große Masse wirkt dann natürlich die durch die geschickte Aufmachung und die Reklame geübte Suggestion sehr stark. Als Merkwürdigkeit will ich es zum Schluß noch verzeichnen, daß sich mein Hauptsatz bei Holzamer in eigentümlich veränderter Form findet. Man vergleiche:

„Das gebe ich zu, ein Lügner war Heinrich Heine nicht, aber im Gemeinen hat er gewohnt und nicht seine Jugend ist schuld daran, sondern die Wesensart seiner Rasse *in Verbindung* mit dem überschätzten Dichtertalent und, wie gesagt, auch ein wenig die Zeit, die auch einen Grabbe hervorbrachte."	„Das gebe ich zu, ein Lügner war Heinrich Heine nicht, aber im Gemeinen hat er gewohnt und nicht seine Jugend ist schuld daran, sondern die Wesensart seiner *Rasse*. *Rasse* in Verbindung mit dem überschätzten Dichtertalent und, wie gesagt, auch ein wenig die Zeit, die auch einen Grabbe hervorbrachte."

Da Holzamer dazu sagt „Er erklärt die schlechten Eigenschaften *auch einzig* von der Rasse aus", ist diese Änderung wirklich äußerst merkwürdig, und es ist Schonung, daß ich hier nicht den bezeichnenden Ausdruck gebrauche. Holzamer führt sein Schwert im Namen der Kultur: „Blinde Bewunderung ist dumm. Blinder Haß ist ebenso dumm, ist aber noch mehr, ist reaktionär, ist kulturlos, ist von einer schäd=

lichen Unbildung und einem verächtlichen Barbarismus.“ Ich muß gestehen, daß mich jedesmal, wenn mir solche Denkmäler der aufkommenden sozialdemokratischen Kultur wie die Holzamer-Kritik vor Augen kommen, ein gelindes Grauen erfaßt, und mögen die Redensarten vom modernen Geist noch so schön sein.



Die Judenblätter.

Und da wären wir denn nun an dem Punkte unserer Darstellung angelangt, wo der Ärger aufhört und die reine Freude beginnt. Ungerechter Tadel und Beschimpfung durch die Volksgenossen tun weh, aber was einem Angehörige eines vollkommen fremden Volkes antun, trifft einen nicht, denn sie kennen einen ja gar nicht und können einen besten Falles nur halb- oder mißverstehen. Dazu sind die Juden, wenn sie gegen einen Feind losziehen, von so köstlicher „Durchsichtigkeit" in ihren Absichten, und ihre Kriegsmethoden sind so wundervoll „immer dieselben", dabei so raffiniert ausgebildet, daß eine künstlerische Natur (das bin ich freilich ja nicht, wie meine Gegner sagen) einen feinen geistigen Genuß nach dem andern hat. Selbst die Nase — aber ich will berichten.

Den Reigen eröffneten hier gebührendermaßen bereits am 25. Juli 1906 die „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus", in denen ich seit Jahren der liebevollsten Aufmerksamkeit begegne. Behaupte ich einmal, der größte Teil der deutschen Presse sei verjudet oder doch philosemitisch, so kann ich fest überzeugt sein, daß die „Mitteilungen" alle deutschen Blätter aufzählen, die nicht in den Händen jüdischer Verleger und deren zeichnende Redakteure keine Juden sind — daß sich die Blätter, die ich meine, in den Händen größtenteils jüdischer Aktiengesellschaften befinden und fast alle nicht zeichnenden Redakteure Juden sind, ist ja eine andere Sache. Mache ich darauf aufmerksam, daß der deutsche Buchhandel immer mehr verjudet, so erhalte ich die schönste Liste aller nichtjüdischen Verleger, die getauften

eingeschlossen — nur die Juden gebliebenen werden mit Ausnahme einiger weniger allzu berühmten nicht genannt. Kurz, die „Mitteilungen“ leisten mir die wertvollsten Dienste. Daß ihre Besprechung meines Heine-Buches außerordentlich deutlich werden würde, war vorauszusehen, und sie hat meine höchsten Erwartungen in der Tat erfüllt. Ich gebe eine Blütenlese — was ausgelassen ist, ist nicht viel anders.

„Es gibt Menschen, die müssen überall nur den Schmutz sehen. Sie können nicht anders. Es gibt Menschen, die ihn überall aufsuchen müssen. Es ist nicht etwa ihre Schuld, es ist ihr Schicksal. Niemand kann für seine physische und psychische Beschaffenheit . . . Den Schmutz der Juden suchen und den Schmutz der Juden riechen, das ist germanisch. Und so wird Herr Professor Adolf Bartels germanischer Literaturschulmeister, teutonischer Kunstnachtwächter, literarischer Graf Pückler [O, Oskar Blumenthal, auch du Plagiator!] und Errichter eines Heine-Denkmals in Schlamm . . . Es wird die Vase de nuit unterm Bett vorgeholt und mit Behagen ausgeleert, man wühlt in der schmutzigen Wäsche und hängt sie mit Wohlbehagen vor aller Welt auf und sagt den Leuten: seht, liebe dumme Leute, saubere Wäsche hatte der Mann überhaupt keine! [hatte er in der Tat nicht] . . . Man kann auch Literaturgeschichte schreiben, wie ein Pogrom inszeniert wird [O, Oskar Blumenthal!] . . . Christlich-deutscher Kulturverteidiger. Kulturlosigkeit in Reinzucht, in ihrem abstoßendsten blamabelsten Gebaren. In ihrer ganzen heuchlerischen Häßlichkeit. Zu faustdick, um richtig gefährlich zu sein — jeder Hetzkaplan ist sophistisch besser geschult, als Herr Bartels [und gar erst ein jüdischer Feuilletonist!] — aber doch widerwärtig in ihrem wüsten und verwüstenden Barbarismus. Vandalismus ohne Kraft . . . Auch die Kanalisationsarbeiten der Literatur müssen gemacht werden. Man muß nur nicht sagen, das sei Literatur, und nur da unten in den Abzugskanälen könne man die wahren Dichter erkennen . . . Ein faustdicker, grober, plumper Beweis. Eine ganz faule übelriechende Sache. Die tausendmal wiederholten ollen Kamellen . . . Peter Arbues . . . Es riecht einem scharf in die Nase. Und das Germanische macht den Geruch nicht besser . . . Unreinlichkeitsbedürfnis betätigt sich hier zum ersten Male als deutsche Tugend . . . Wir [im Namen der Deutschen gesprochen] lehnen Herrn Bartels ab. Es wäre eigentlich gar nicht der Mühe wert seinen sauberen Pfaden nachzugehen. Das sind wir uns selbst schuldig, daß wir sein Machwerk ablehnen. Es ist eine Verunglimpfung des Deutschtums, wie sie im 20. Jahrhundert nicht mehr möglich sein sollte . . . Wenn jemand das Bedürfnis fühlt, im Kote zu waten, so tue er es für sich selbst und lasse die Öffentlichkeit ungeschoren. Gewisse Dinge und ein gewisser

Ort im Hause entziehen sich der Öffentlichkeit. Freilich, ist einem Schmutz angeflogen, so muß man sich von ihm reinigen. Eine angenehme Arbeit ist das nicht. Man fühlt sich zu gut dazu. Aber sie muß gemacht sein. Und es gibt ja Seife! Deutsche Seife zu deutscher Reinlichkeit."

Vielleicht begreift man jetzt, weshalb ich mein Heine-Buch so schreiben mußte, wie ich es geschrieben. Denn man glaube nur nicht, daß diese Art jüdischer Arbeit erst durch mein Heine-Buch hervorgerufen ist . . . sie war immer da, findet sich bei Heine und findet sich bei allen seinen Nachfolgern bis auf diesen Tag. Die „Verkotung" ist eine alte Spezialität jüdischer Polemik, mein Heine-Buch ist die schärfste Abwehr derselben.

Ein anderes Bild! Seit Ende 1905 erscheint in Breslau, im Verlag der Schlesischen Verlagsanstalt, vormals S. Schottländer, eine Zeitschrift „Kritik der Kritik", die von A. Halbert (recte Halberstadt) und Leo Horwitz herausgegeben wird. Es ist ein jüdisches Organ, das im ganzen der „Intimidation", wie Heine sagen würde, dient, ich bin dort bereits mehr als einmal vernichtet worden. Glücklicherweise waren die Deutschen gescheit genug, auf das Unternehmen nicht hereinzufallen, die Zeitschrift erscheint, weil sie keine Abonnenten fand, nur noch in zwanglosen Heften. Man höre, wie es dorten so lieblich erschallte, bereits vor dem Erscheinen des Buches, auf den Buchhändler-Prospekt hin:

„Der Adolf Bartels ist wieder im Land! Eine Zeitlang hatte er, zum Bedauern aller humorempfänglichen Leute, weniger von sich reden gemacht. Er war indessen Titular-Professor geworden (weiß Gott um welche Verdienste) und schien es unter seiner neuen Würde zu halten, in die ‚staubige Arena literarischer Polemik hinabzusteigen'. Früher war das nicht seine Art gewesen: seine rempelnde Broschüre über ‚Kritiker und Kritikaster', seine zahllosen, mit naiver Bosheit durchsetzten Polemiken in der ihm ergebenen ‚nationalen' Presse legen dafür beredtes Zeugnis ab. Bartels-Kenner aber wußten: dieses Schweigen bedeutete die Ruhe vor dem Sturm. Und der Sturm brach los, eingeleitet durch eine säuselnde Ouvertüre bei Gelegenheit der Heine-Feier. Vorläufig war's nur der Lyriker Bartels, der Dichter des ‚Armen Teufels', der mit keuchendem Trara in die Arena eilte. Er machte ein ‚Gedicht' mit einer wunderschönen Pointe zum Schluß; und es fanden sich betriebsame Schmöcke (?), die dieses

Kulturdokument auf geduldigem Holzpapier verewigen halfen (die Leser finden diese Spalten mit ihm geziert): — der gute Herr Bartels aus Wesselburen rief mit markigen Worten das deutsche Volk wider das geplante Heine-Denkmal in die Schranken. Der Unselige hatte einen unzulänglichen Atem. Da sein heiserer Schrei ungehört verhallte; da er einsehen mußte, daß das Denkmal, trotz seines und der Stöcker-Heerscharen wütenden Gezeters, zustande kommen werde; da er mit ansehen mußte, wie die Spenden des blinden deutschen Volkes sich häuften und sogar der Rößldichter, der glorreiche Epigone Heines, sein Tausendmarkscherflein herbeitrug — da ergrimmte Herr Bartels in teutonischem Grimm. Ein Gedicht hatte nicht genügt, dem braven Michel die blöden Augen zu öffnen; mit asthmatischen Knüttelversen konnte man das Andenken des Lorelei-Dichters, oder — um im Jargon des Herrn Bartels zu reden — des ‚Schmutzfinken im deutschen Dichterwalde', nicht in den Kot zerren; — also mußte man stärkeres Geschütz in Aktion treten lassen. Herr Bartels setzte sich hin . . . und dehnte sein ‚Gedicht' zu — einem ganzen Buch ‚gegen Heine' aus, das sein Verleger soeben ankündigt. Die Herren vom ‚Kunstwart' und der ‚Staatsbürgerzeitung' triumphieren schmunzelnd: endlich erreicht den Semiten H. Heine, den Lästerer höchster deutscher Nationalgüter, das verdiente Geschick — in der Trauergestalt des Herrn Bartels aus Wesselburen! . . . Von Selbstüberhebung strotzend, stellt dieser Don Quichotte deutscher Literaturforschung dieselben Banalitäten in Aussicht, die in dieser Zeitschrift schon einmal widerlegt sind. Durch den materiellen Erfolg seiner Literaturgeschichte ist er um den letzten Rest von Selbstzucht gekommen, seine Einbildung rast ungehemmt zu den verstiegensten Höhen. Man muß lesen, mit welch verruchter Präpotenz Herr Bartels über Heine spricht; mit welch demagogischer Wut (und in welch miserabelm Deutsch) diese Inkarnation ästhetischer Unbildung gegen ein Heine-Denkmal auf deutschem Boden eifert. ‚Für uns Deutsche wäre das Heine-Denkmal, im Namen des deutschen Volkes errichtet, die ärgste Schmach, und nichts als Schmach, die man uns antun kann' (Steht so nicht bei mir! A. B.)

Es ist überflüssig, das Erscheinen des Pamphletchens abzuwarten: Herr Bartels hat sich ausgegeben; selbst neue Invektiven zutage zu fördern, die seine Trivialitäten bisher anmutig zu beleben pflegten, scheint er außerstande. Eine trostlose Öde und frierende Langweiligkeit breitet sich über seine neuern Bücher. Nur sein blindwütiger Haß gegen alles, was er mit dem Begriff ‚semitisch' zu belegen liebt, gibt seiner Feder stellenweise etwas wie Spannkraft und verleitet ihn zu amüsanten Rülpsern des Geistes, ein Haß, der sich sogar in den trocknen statistischen Angaben seines vor kurzem — bei Eduard Avenarius in Leipzig — erschienenen umfangreichen ‚Handbuchs zur Geschichte der deutschen Literatur' bemerkbar macht. Im ganzen ist dieses Werk nicht ohne Verdienste: man soll unter den Nicht-Philologen einen Zweiten suchen, dessen Sitzfleisch von

der gleichen ledernen Widerstandskraft und Ausdauer ist. Solche Arbeiten, die mehr das Gesäß als den Geist in Anspruch nehmen, sind allerdings für die geistige Begabung des Verfassers absolut nichtssagend. Diese zeigt sich in dem kurzen Einleitungskapitel über ‚die Geschichtsschreiber der deutschen Literatur‘ in ihrer ganzen Dürre und jammervollen Impotenz. Ein Satz ist besonders erfreulich; er richtet sich gegen Scherer, gegen Wilhelm Scherer, dessen blendender Intellekt gelben Neid und wüste Begierden in dem großen Herzen des Verfassers weckt. — Mit Fug dürfte Herr Bartels sprechen: Wohl hat Scherer mehr Geist als ich — aber es ist jüdischer Geist (?); wohl bin ich belanglos — aber es ist deutsche Belanglosigkeit; richtig ist, daß ich nichts verstehe — aber ich verstehe dafür auch nichts Jüdisches; wohl bin ich klug wie die törichten Jungfrauen — aber ich bin voll dunkeln Drangs und des rechten Weges wohl bewußt; wohl ist Scherer eleganter — aber ich trage die wollnen Unterhosen: — Ich bin ein Deutscher, ein Bauer und ein Dithmarse, wer merkt es mir nicht an?! . . . Und niemand würde widerstreiten und alle laut und preisend rufen: Ja, du bist ein Deutscher, ein Bauer und ein Dithmarse, und man merkt es dir auf zehn Meilen an! — Der Satz über Scherers Literaturgeschichte aber lautet: ‚Ich leugne nicht, daß sie manches Brauchbare enthält, halte sie aber als Ganzes durchaus für verfehlt, für historisch schwach und ästhetisch unzulänglich, und ich bin nicht der einzige, der diese Meinung hat‘ . . . Sicher nicht der einzige, gutes Herz, den der Herrgott in seinem Zorn erschaffen hat; sicher nicht der einzige! — Daß es Herrn Bartels aber an Lob für gelungene und wertvolle Arbeiten nicht gebricht, beweist der Satz über seine eigene Literaturgeschichte: Der erste brauchbare Führer*) durch die moderne Literatur war meine ‚Deutsche Dichtung der Gegenwart‘ . . .

Ich will nicht spotten; Herr Bartels will ernst genommen sein. So bin ich verpflichtet, noch etwelche Schattenseiten unsers literarhistorischen Freundes aufzuzeigen. Daß diese stärkste Kraft moderner Literaturforschung — als den ihn sein Manager, Herr F. Avenarius, einstens pries — auch in seinem ‚Handbuch‘ die, von alters bewährte, Tradition des Totschweigens unliebsamer (oder ihm unverständlicher) Schriftsteller fortspinnt, ist nur selbstverständlich. (So fehlen — um nur wenige bezeichnende Beispiele aus der Masse herauszuheben — völlig Angaben über: Maximilian Harden, Franz Blei, Leo Berg, Rudolf Kaßner, Alfred Kerr, den Dichter S. Lublinski**) u. s. f.) Dafür werden wir mit Blumen-

*) Daß das kein besonderes Lob ist, brauche ich ja nicht nachzuweisen. Übrigens verwechselt der Herr meine „Geschichte der deutschen Literatur“ mit meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“. Wahrscheinlich hat er alle beide nicht gelesen. A. B.

**) Lauter jüdische Feuilletonisten, die für mein nur die Dichter bringendes Handbuch gar nicht in Betracht kommen. A. B.

thal und Lindau Seiten hindurch geödet (Überschlauheit, auf Unwahrheit gegründet! A. B.). Und andere Übelkeiten in Fülle. Es wäre Zeitverschwendung, diese Spalten wieder einmal mit Namen von Autoren und Büchern zu füllen, die Herr Bartels sonst noch zu erwähnen ... verabsäumt hat. Daß er aber das Werk eines Schriftstellers vom Range Fritz Mauthners (der auch belletristisch erheblich tätig gewesen ist) glattweg beschweigt, verdient selbst einem Geschichtsklitterer vom Schlage des Bartels im speziellen als bewußte Geschichtsfälschung angekreidet zu werden. Da Herr Bartels weiter einen abgründigen Abscheu hegt gegen alles, was sich nur irgend mit dem Begriff der ‚Moderne' (er nennt sie, nach beliebter Sekundanerart, gern und häufig: ‚Décadence') decken läßt, darf es nicht wundernehmen, daß er die Werke der hervorragendsten Vertreter dieser Moderne zum großen Teil nicht kennt und die bibliographischen Notizen seines Handbuchs daher erschrecklich lückenhaft sind. (Da Herr Bartels die Leser seines Buches ausdrücklich darum ersucht, stelle ich ihm anheim, sich an mich zu wenden: — ich will ihm eine nette Reihe von Autoren und Büchern namhaft machen, die er nicht kennt oder anzuführen vergaß.)

... Vorläufig wäre ich dafür, Herrn Bartels in Freiheit gewähren zu lassen. Nicht mehr fern dürfte dann der Augenblick sein, wo ein plötzlicher und intensiver Eingriff zur Gesundheit des Ganzen notwendig sein wird. Und es wird eine rührende tragoedia sein ... veranlaßt von Juden und verruchten Judengenossen.*)

Wie uns unser Mitarbeiter Herr Rudolf Kurtz schreibt, ist er gerade mit einem Büchlein beschäftigt, das — auf Grund seines, in der ‚K. d. K.' veröffentlichten Kapitels ‚Taufscheinhistorik' — sich mit Herrn Professor Bartels im besondern und, im allgemeinen, mit dessen Methodik und dem Problem der modernen Literaturforschung befassen wird."

Ich brauche dies Gebräu ja nicht zu charakterisieren. Der Eingang ist für die zweite der beliebten jüdischen Kampfmethoden, die Verulkung, charakteristisch. Man sucht den Gegner als ganz lächerlichen Patron hinzustellen. Manchmal verbindet man Verkotung und Verulkung, siehe Alfred Kerr.

Aus dem Aufsatz „Gewerbsmäßige Dichterschändung" von dem Juden Dr. jur. Artur Pleißner, der in Leipzig ein deutsch maskiertes Blättchen „Deutscher Kampf" herausgibt, seien die folgenden Stellen hervorgehoben:

---

*) Man sieht, die Juden möchten mich gar zu gern ins Irrenhaus bringen. Welch einen Abgrund von Gemeinheit dergleichen bedeutet, dürfte jeder anständige Deutsche einsehen. A. B.

„Es (mein Buch) stammt aus der Feder eines gewissen Adolf Bartels, der von Weimar aus die deutsche Literatur zu reformieren anhebt, vor etwa einem halben Jahrzehnt eine chauvinistische deutsche Literaturgeschichte erscheinen ließ und außerdem seit Jahren redlich dafür zu sorgen weiß, daß die dermaleinst so frisch, fromm und fröhlich einsetzende Halbmonatsschrift ‚Der Kunstwart' von Jahr zu Jahr immer mehr zu einem einseitigen Cliquenblatt nörgelnder, Gallenstein geplagter, sich und ihren Einfluß weit überschätzender Skribenten herabsank. . . . Wahrlich, der erste beste galizische Schnorrer, der mühsam aus nichts emporkraxelte, kann seinen Ramsch nicht lauter und aufdringlicher anbieten als der Herr Professor Bartels in Buchhändlerzirkularen, Vor- und Nachworten, Begleitschreiben zu seinem famosen Anti-Heine fertig brachte, so es diesem Buche bloß einen ollen ehrlichen Rebbach zu sichern galt. . . . Und so charakterisiert sich denn Adolf Bartels in seinem dickbäuchigen Pamphlet ‚Heinrich Heine' als ein enragierter Schrittmacher des ‚Kunstwart'. Das ist des Pudels ganzer Kern. Hätten die Herren von und um Avenarius im Laufe eines Dezenniums das Kunststück fertig gebracht, den Dichter Heinrich Heine dem deutschen Volke grundsätzlich und bis auf den letzten Blutstropfen zu verekeln, wäre es diesen Herrschaften geglückt, Heines Denkmal im Herzen der Deutschen endlich für alle Zeiten in die Luft zu sprengen, an dessen Stelle aber eine ganze Kunstwart-Siegesallee von zweifelhaften Zwerg- und Puppenpoeten zu stellen: dann dürfte Herr Bartels nimmer auf die fast wahnsinnig (!) anmutende Idee verfallen sein, einen Heinrich Heine von heute zu morgen in Weimarscher Tinte ersäufen zu wollen. So aber sah der Kunstwart-Draufgänger sein und seiner Leute Unterminierungsspiel eines Tages unrettbar verloren, und da gab's eben für diesen allzu deutschen Stürmer und Dränger nur noch ein Mittel, wider Heinrich Heine loszulegen: Eselstritte mußten verabreicht werden, alte, tüchtige Eselstritte."

So etwas nennt sich deutscher Kampf! Wir aber lernen hier einen weiteren jüdischen Kampfestrick kennen: Man schiebt dem Gegner gemeine Gewinnsucht unter. Mir ist das schon beim Erscheinen meiner Literaturgeschichte durch den weitberühmten Prager jüdischen Literaturprofessor August Sauer passiert, und man wird sehen, wie auch der nicht minder berühmte Alfred Kerr zu dieser Lieblingswaffe seiner Rasse greift. Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß die Reklame für mein Buch von meinem Verleger stammt, und daß ich ihm von Herzen dankbar dafür bin: So dumm, uns das Buch einfach totschweigen zu lassen, waren wir alle

beide nicht. Höchst charakteristisch ist dann noch in Pleißners Artikel der Versuch, Avenarius und mich zusammenzuketten. Er ist bei Gelegenheit des Heine-Buches vielfach gemacht worden und hat im Grunde weiter keinen Zweck, als Avenarius zu „intimidieren", damit er mich fallen läßt und ich so den Rückhalt des „Kunstwartes" verliere. Aber die Herren strengen sich unnötigerweise an, mein Verhältnis zum „Kunstwart" ist schon lange nur noch das eines gelegentlichen Mitarbeiters und wird auch schwerlich jemals wieder ein anderes werden.

Ich benutze die Gelegenheit, mich einmal ganz offen über meine gesamten Beziehungen zum „Kunstwart" auszusprechen, da über diese, u. a. durch Samuel Lublinski in seinem Buche: „Die Bilanz der Moderne", ganz falsche Anschauungen verbreitet worden sind. Dieser S. Lublinski, den ich selber auf sein Buch „Jüdische Charaktere" hin dem „Kunstwart" als Mitarbeiter empfohlen hatte, erschien im Jahre 1900, wenn ich nicht irre, in Dresden und versuchte, mich aus meiner damaligen Stellung am „Kunstwart" zu verdrängen. Avenarius nahm ihn als Mitarbeiter an, obgleich Lublinski erklärte, daß er mich hasse — ein zwingender Beweis, nebenbei bemerkt, dafür, daß das Verhältnis zwischen Avenarius und mir nie das der „Clique" gewesen ist. Als Lublinski sich weiter „entwickelte", verzichtete Avenarius allerdings auf seine Hilfe. Seitdem trug er auch gegen Avenarius heftigen Zorn im Busen, und der Niederschlag davon ist die Darstellung in der „Bilanz", nach der Avenarius wegen nicht ausreichender historischer, philosophischer und zeitpsychologischer Bildung ganz meinem Einflusse verfallen sein soll, der ich den „Kunstwart" langsam in das Fahrwasser der schlimmsten Reaktion hineingesteuert habe. Demgegenüber kann ich nur feststellen, daß ich auf Ferdinand Avenarius' Redaktionsführung nie irgend welchen Einfluß geübt habe; der Herausgeber des „Kunstwarts" ist kein Mann, den man beeinflussen kann, er will weiter nichts als für seine Aufgabe wirken, wie er sie sieht, und nur, insoweit sie dieser zu dienen scheinen, sind

ihm seine Mitarbeiter genehm. Das schließt keineswegs aus, daß man mit dem Menschen Ferdinand Avenarius in freundschaftlichen Beziehungen leben kann, wie ich denn bis zu diesem Tag in solchen zu ihm stehe, aber beeinflussen kann man ihn nicht — ich habe es unzählige Male im Sinne meines vorgeschritteneren Nationalismus versucht und bin immer gescheitert. Mein Verhältnis zum „Kunstwart“ stellt sich also so dar: Avenarius forderte mich im Jahre 1894 auf meine Aufsätze in den „Grenzboten“ hin auf, am „Kunstwart“ mitzuarbeiten, und ich habe ihm sofort Leitaufsätze und kleine Kritiken geliefert. Meine Hauptarbeit gehörte aber damals noch den „Grenzboten“, in denen denn auch die Aufsätze „Die Alten und die Jungen“ erschienen sind, die mich, zumal als ich sie zu meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“ erweiterte, weiteren Kreisen bekannt gemacht haben. Erst nach der Umgestaltung des „Kunstwarts“ 1896 ward meine Mitarbeit an dem Blatte reger, und es erfolgte der große Aufschwung desselben, der wohl in der Hauptsache auf die vortreffliche Leitung des Herausgebers und die unermüdlichen Anstrengungen des Verlegers zurückzuführen ist. Allerdings habe ich bis zur Jahrhundertwende hin sehr viel für den „Kunstwart“ geschrieben, aber die allseitige Betrachtung der Literaturentwicklung, die mir vorschwebte, nie erreichen können, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil mir das Büchermaterial des „Kunstwarts“ nie vollständig zur Verfügung gestanden hat. Beispielsweise habe ich nie ein Hauptmannsches Drama, nie einen Polenzschen Roman, nie einen Gedichtband Dehmels vom „Kunstwart“ erhalten. So muß ich denn den Vorwurf Lublinskis, daß es meine Schuld sei, wenn die Literaturkritik des „Kunstwarts“ nicht alle wichtigen Erscheinungen berücksichtigt habe, zurückweisen. Seit dem Jahre 1900 beschäftigte mich meine „Geschichte der deutschen Literatur“, dann war ich ein paar Jahre krank, und so ward meine Mitarbeiterschaft am „Kunstwart“ von selbst spärlicher. Aber es trat auch ein bestimmter Gegensatz zwischen mir und Avenarius immer mehr hervor: Er

konnte, wie schon angedeutet, meine Wendung zum entschiedenen Nationalismus nicht mitmachen. Und so bin ich in den letzten Jahren nur noch gelegentlicher Mitarbeiter gewesen. Mein Ideal allseitiger Literaturbetrachtung habe ich einmal in der „Deutschen Monatsschrift" zu verwirklichen versucht, aber dafür nur den Raum eines Jahres gehabt. Jetzt beschränke ich mich mehr und mehr auf die Wirkung durch Bücher, muß und kann es auch, da ich, wie die Judenblätter höhnen, „eine Partei habe" — sie ist auch danach, sagen die „Mitteilungen".

Und nun können wir weiter gehen und kommen zunächst zum „Berliner Tageblatt". Der Kritiker ist hier (25. August 1906) „ein gewisser" (wie meine „Freunde" zu schreiben lieben) Monty Jacobs, der sich schon früher an mir gerieben, unter anderem die Mythe mit verbreitet hat, ich hielte mich für den einzigen berufenen Hebbel-Kenner. Wer da weiß, wie warm ich stets die Lebensarbeit eines Adolf Stern und eines Hermann Krumm anerkannt, wie ich selbst Aufsätze wie die von J. Colin („Grenzboten") und Karl Schultze („Kunstwart") über Hebbels Tragik des öftern kräftig hervorgehoben habe, der erkennt auch hier das alte Manöver meiner Gegner, mir auf allen Gebieten, wo ich arbeite, Herrschsucht und Neid anzudichten, einzig und allein, weil ich frisch von der Leber weg schreibe und die moderne Kameraderie nicht mitmache. Die Besprechung meines Heine-Buches durch Jacobs ist die übliche: Ein Pfeil mit Widerhaken, der mich zur Wut aufstacheln soll (meine Heine-Buch wird der „plumpe, pöbelhafte Überfall eines Rowdy" genannt) und dann gänzlich unzureichende kritische Einzelheiten, wie die Hervorhebung der drei derbsten Ausdrücke, Charakterisierung der ästhetischen Kritik à la Bulle, der auch als der „maßvoll abwägende" zitiert wird, Tadel meiner Zwischenreden, äußerlichen Überleitungen, Schachtelsätze (natürlich „indem er, nachdem er!"), Stilblüten. „Sicherlich würde ein commis voyageur mit Schimpf und Schande davongejagt, der einer Firma einen solchen schluderigen

Darmverschlingungsstil zumutete. Hastig hingesudelt wie die Diktion erscheint auch die Komposition des Werkes." Eine Komposition hinzusudeln, ist eine Unmöglichkeit, Herr Jacobs, eine Komposition kann man nur durchführen. Lernen Sie erst deutsch empfinden, Herr Jacobs, ehe Sie Urteile über deutsche Werke abgeben! Im übrigen habe ich, wie schon einmal gesagt, die „Kunst des Buchschreibens", von der ich nach Jacobs keine Ahnung haben soll, immerhin in einer Reihe von Werken geübt, wenn ich auch immer den Gehalt über die Form stellte. Das Heine-Buch ist, ich wiederhole es, für die breitesten Kreise bestimmt, und so sind eine Reihe äußerlicher Überleitungen nicht bloß Bequemlichkeit. Der Satz „Es stünde schlimm um die deutsche Kultur, wenn die verlogene Polemik, wenn das Aushecken und Unterschieben schäbiger Motive im Bartelsschen Geiste auch nur das Geringste mit ihr (der nationalen Gesinnung) zu tun hätte," gäbe mir, wie so vieles in den jüdischen Polemiken, natürlich ausreichenden Grund, eine richterliche Verurteilung des Herrn Monty Jacobs zu erwirken, doch sehe ich davon ab — die Motive später. Jacobs gibt, das ist mir viel wichtiger, zu, daß sich Heine in dem berüchtigten Erbfolgekrieg mit seinen Hamburger Vettern ehrloser Mittel bedient hat. „Aber hier," fährt er dann fort, „setzt das interessante Problem ein, wie ein vielbefleckter Charakter und ein unsterblicher Genius von gleichem Blute getränkt sein können." Man sieht, sie sind nicht zu bekehren. Wäre ich der Besitzer einer Million, so würde ich 10000 Mark für die Lösung des interessanten Problems aussetzen — aber schwerlich je in die Lage kommen, sie zu zahlen. Auch die größte philologische „Akribie" — das ist das Modewort unserer Kritiker aus dem Stamme Scherers und Judas, Sorgfalt oder Gründlichkeit sagt natürlich genau dasselbe — würde da nichts zu lösen finden, höchstens erhielten wir Sophisterei und Wortschwall. Die einzige Lösung heißt hier „Dichtervirtuos", aber mit dem „unsterblichen Genius" ist es dann nichts.

Die richtige Philologenkritik hat aber nicht Monty Jacobs, die hat der Münchener Privatdozent Rudolf Unger im „Literarischen Echo" (15. November 1906) geliefert. Ich setze sie vollständig hierher.

„Auf XV + 375 = 390 Seiten gibt Bartels sein Votum zur neuerdings wieder aktuellen Denkmalsfrage ab. Das Votum wird selbstverständlich zum erbitterten Protest, zum unbedingt verdammenden Verdikt über den Künstler wie den Menschen Heine. ‚Zu Boden mit Heine,' so lautet der Leitgedanke der in seltsamem Kontrast bis zu Wutausbrüchen aufgeregten und bis zu schulmeisterlicher Pedanterie doktrinären, immer aber endlos weitschweifigen Ausführungen. Das Buch ‚soll vor allem das Kampfmaterial gegen Heine an die Hand geben und im besonderen das ästhetische gegen den Dichter' (S. XIV). Tatsächlich charakterisiert es sich als unerquickliche Mischung von literarischem Pamphlet und ästhetisch-psychologischem Traktat. Neben einem aus allerhand polemischen Aktualitäten und persönlichen Anrempelungen zusammengesetzten Vorwort enthält es drei Abschnitte. Der erste betitelt sich anspruchsvoll ‚Heines Leben'. In Wahrheit wird hier ein buntes Sammelsurium aller möglichen Skandalhistörchen aus Heines Leben, Schriften und Briefen geboten, bereichert noch durch Bartels eigene ‚Interpretationen' und ‚Vermutungen' und pikant zugerichtet mit Kraftworten und Anzüglichkeiten derbster Art. Zum Schluß dann natürlich die pathetische Geste moralischer Entrüstung: Seht, welch ein Mensch! Nun, daß manche dunkle Schatten auf Heines Leben, auf seinem Handeln und seinem Charakter lasten, ist bekannt und anerkannt genug. Niemand von den nach Bartels ‚heinegläubigen' Biographen und Kritikern, weder Strodtmann noch Prölß, weder Karpeles noch Brandes, weder Hüffer noch Elster, noch R. M. Meyer haben es je geleugnet. Am wenigsten der Dichter selbst mit seiner ‚umgekehrten Heuchelei', seinem Tick übertreibender Selbstanklage. Aber freilich: tausend Schatten geben noch kein Bild, tausend Anklagen noch kein Urteil, aller Bartelssche tendenziöse Notizenkram nicht einmal eine brauchbare Materialsammlung, geschweige denn ein psychologisches Porträt, wie es doch, bei aller Einseitigkeit, auch dem entschiedenen Heine-Gegner Treitschke gelungen ist. Für Liebhaber literarischen Skandals mag diese in die ätzende Lauge des Hasses getauchte Kompilation ihre Reize haben. Uns andern erweist sie nur die Unfähigkeit des Verfassers zu psychologischer Deutung einer komplizierten, der eignen Artung fernstehenden Individualität, verbunden mit dilettantischer Unwissenschaftlichkeit der Methode und einem jede Sachlichkeit des Urteils von vornherein ausschaltenden Fanatismus.

Kurz kann ich mich über den folgenden Abschnitt ‚Heine der Dichter und Macher seines Ruhms' fassen. Auf 200 Seiten (!) zieht Bartels hier im wesentlichen nur die ästhetischen Auslassungen des Heine-Kapitels seiner

Literaturgeschichte in die Breite, verschärft sie zum Teil und fügt eine Blütenlese aus sonstigen absprechenden Kritiken von W. Alexis bis Sandvoß und weiter herab hinzu. Dabei geht es gleichsam wie in einer Klippschule her: jede einzelne Schrift, ja fast jedes kleinste Gedicht Heines wird vor das Katheder des gestrengen Schulmeisters zitiert und erhält seinen Klaps, seinen Bakelstreich oder sein epitheton ornans, wie ‚Wortkram', ‚komödiantisch', ‚sehr dünn' (äußerst beliebte Wendung bei B.), ‚nichtsnutziges Zeug', ‚Ramschstil', ‚jüdische Mache', ‚Geschmus' (!), ‚infames Geseires' (! !) usw. Die naive Pedanterie dieser Zensuren ist oft höchst komisch, so z. B. wenn die ‚Nächtliche Fahrt' mit dem Prädikat ‚bleibt unklar' abgetan oder der brausende Dithyrambus ‚Im Hafen' als ‚reines Räsonniergedicht' (ebenfalls sehr hilfreiches Schlagwort bei B.) charakterisiert wird. Fürchterlich aber wird Bartels, wenn er zwischendurch zu theoretischen Verlautbarungen seines ästhetischen Bekenntnisses sich anschickt: ‚Doch ich sehe, ich muß eine gründliche psychologisch-ästhetische Erörterung geben.' Meist grollt einer solch schreckhaften Entladung, wie bei ihm üblich, ein längeres Hebbel-Zitat unheilverkündend vor. Daß übrigens in dieser ‚ästhetischen Würdigung' beständig die ästhetischen mit ethischen Maßstäben und Wertungen vertauscht werden, liegt bei solcher Tendenzschrift in der Natur der Sache.

Im Schlußabschnitt ‚Das Rätsel Heinrich Heines' wird das Heine-Problem klipp und klar mit folgendem Satze erledigt: ‚In seiner Jugend war er der spöttelnde Judenjüngling, vielleicht ein wenig feiner und absonderlicher als der Durchschnitt, aber im Kern von ihm nicht unterschieden, dann ward er der satte Bourgeois, der über Weltbefreiung schmust, aber vor allem an die Befriedigung seiner nicht allzu edlen Bedürfnisse denkt, und zum Schluß haben wir den heruntergekommenen Lebemann mit dem absoluten Skeptizismus und dem — pardon! — bösen Maul. Da ist das Rätsel Heinrich Heines gelöst' (S. 361). Ist das nicht einfach und auch für das beschränkteste Fassungsvermögen voll und ganz verständlich? Und an das vergebliche Ringen um so triviales Resultat haben manche ihre Lebensarbeit gesetzt! Doch wundern wir uns nicht über die verblüffende Simplizität dieser endlichen Lösung des großen Problems: wer die Darstellung der gesamten deutschen Literaturentwicklung zu einer ‚geradezu zwingenden' zu erheben und jedem Dichter in ihr seinen ‚festen unverrückbaren Platz' anzuweisen vermag (vergl. das Vorwort zu Bartels ‚Geschichte der deutschen Literatur')*), für den muß freilich die restlose psychologisch-ethisch-ästhetische Enträtselung Heines ein Leichtes sein.

Noch wäre ein Wort über die Form der Schrift zu sagen. Sie verrät allenthalben die Hast, mit der Bartels diese 24 Bogen ‚hingeschmissen' hat. Ein wirres Durcheinander von Aufzählungen, Vorweg-

*) „Ich habe mir große Mühe gegeben", heißt es da. A. B.

nahmen, Nachträgen, Einschüben, Zufallsassoziationen muß die Komposition ersetzen. Der Stil, von Bartels nie besonders gepflegt, ist hier vollends vernachlässigt; die beliebte Parenthesen-Schachtelung feiert wahre Orgien. Von der bis zum gewöhnlichsten Gassenjargon herabsinkenden Zuchtlosigkeit der Ausdrucksweise habe ich schon oben einige kleine Proben gegeben. Auf denselben Ton sind die grellen Ausfälle gegen alle diejenigen abgestimmt, die sich der ästhetischen Diktatur Bartels immer noch nicht beugen wollen. Doch ich will statt solcher geschmacklosen Anzüglichkeiten lieber die kostbare Äußerung über Rahmers Heine-Schrift wiedergeben: ‚Da der Verfasser Jude ist, glaubte ich, sie ungelesen lassen zu können.' Welch verheißungsvolle Perspektive auf einen ‚rassenreinen' Literaturwissenschaftsbetrieb der Zukunft eröffnet dies Sprüchlein. Und in die schrill polemischen Töne mischen sich unerquicklich die Fanfaronnaden grotesker Selbstüberschätzung, die man ja allerdings bei Bartels längst gewohnt ist. Entschieden aber muß immer wieder gegen die Art protestiert werden, wie sich Bartels hier wie sonst als Vorkämpfer und gewissermaßen authentischer Interpret des deutschen Volksgeistes in Szene setzt. Wir anderen verehren als legitime Vertreter und Bevollmächtigte dieses Geistes Männer wie Luther und Lessing, Fichte und Jakob Grimm, wohl auch Treitschke und Freytag. Herr Bartels mag es auf seine Weise ehrlich meinen und seine Deutschtümelei in gutem Glauben betreiben. Aber wenn er fühlte, welch unvorteilhafte Figur er neben jenen Großen spielt, so würde er wohl schleunigst das gefährliche Piedestal eines von der Volksseele autorisierten Herolds deutschen Wesens und Empfindens und unfehlbaren Richters deutscher Art und Kunst verlassen und sich in die bescheidenere, aber wesenhaftere und seinem geistigen Größenmaße weit besser anstehende Rolle eines schlichten Privatmannes im Reiche des Geistes, mit Privatmeinungen und Privatirrtümern — ach und welchen! — zurückfinden."

Diese Besprechung ist ein wahres Muster des in unseren Tagen üblichen literarischen Totschlages unter dem Schein wissenschaftlicher Kritik. Ich bin, vor allem wegen meiner Literaturgeschichte, schon öfter von jungen ehrgeizigen Privatdozenten totgeschlagen worden, aber bei mir hilft es augenscheinlich nichts. Ein genaueres Eingehen auf die Ungersche Kritik kann ich mir nach allem, was ich schon beigebracht habe, ersparen — ich mache nur darauf aufmerksam, daß der Kritiker selbst erwähnt, daß ich „vor allem das Kampfmaterial an die Hand geben" will und dann psychologische Deutung einer angeblich komplizierten, der eigenen Artung fernstehenden Individualität und die berühmte „Methode" von mir verlangt.

In einem offen als Kampfschrift angekündigten Buche war ich nicht verpflichtet, erschöpfende Psychologie zu bringen, was ich davon gab, war sozusagen guter Wille; die berühmte Methode aber konnte ich nicht gebrauchen, da sie zur Lösung rein ästhetischer Fragen nirgends reicht. Immerhin wage ich so viel Selbstschätzung zu besitzen, daß ich behaupte: Mit dem, was man an positivem Material zur Erkenntnis Heinrich Heines in meinem Buche findet, kann man, wenn man es geschickt verarbeitet und ergänzt, in Deutschland sicherlich Universitätsprofessor der deutschen Literaturgeschichte werden, ja, im Notfall die geistigen Unkosten einer vollständigen akademischen Laufbahn bestreiten — ich habe ja in der Einleitung einigermaßen vollständig angegeben, was in meinem Buche steckt. Kritiken, wie die des Herrn Unger, die das Positive einfach unterschlagen, nur das Negative hervorheben und das Ganze von einem schiefen Gesichtspunkte betrachten, können mich da durchaus nicht irre machen, noch weniger der Spott über mein groteskes Selbstgefühl. Selbstgefühl gehört zum Manne, daß ich aber auch Selbstbescheidung besitze, habe ich oft genug bewiesen; jedenfalls ist philologischer Hochmut mir immer fremd gewesen. Wenn Herr Unger etwas wäre, würde er, anstatt hochmütig über mich loszuziehen, versucht haben, das, was Gutes in meinem Buche steckt, für die Wissenschaft zu fruktifizieren, etwa meine ästhetischen Anschauungen über das Lied klar heraus zu entwickeln, mit „Akribie“ und vielleicht noch mit einigem Respekt vor meinen bisherigen Leistungen; dann würde er gezeigt haben, daß er mehr als eine Kärrner-Natur sei. Daß die von ihm mitgeteilte Lösung des Heine-Rätsels, als für eine Kampfschrift berechnet, natürlich ganz außerordentlich scharf präzisiert, hätte er dann am Ende auch begriffen. Im übrigen, er gehe nur einmal daran, sie wissenschaftlich zu erschüttern; mit der Redensart von der komplizierten Individualität bleibe er mir dann aber hübsch vom Leibe. Endlich: Ich bin niemals so anmaßend gewesen, mich neben Luther oder Fichte oder auch nur Treitschke oder Freytag zu stellen, es genügt mir, meine nationale Pflicht

zu tun; die Überzeugung aber habe ich, daß mich, wo ich etwa zu weit gehe, die schwere Zeit und die Wut meiner Feinde zum größten Teil entschuldigen.

Wissenschaftlich höher als die Ungersche Kritik steht eine von S. H. Goodnight in den zu Milwaukee erscheinenden „Monatsheften für deutsche Sprache und Pädagogik", sie verrückt wenigstens nicht den Standpunkt und bringt im ganzen richtige Angaben über mein Buch. Nur wenigen Einzelheiten muß ich widersprechen. Ich gehe nicht „grundsätzlich nur auf die schlechtesten Seiten von Heines Leben und Charakter ein", ich habe das Verhältnis zu seiner Mutter, Schwester und Mathilde günstig dargestellt, weiter aber nichts Erfreuliches in Heines Leben entdecken könen. Die Wertlosigkeit eines Gedichtes von Heine halte ich nicht für erwiesen, wenn ich die Quelle bezeichnen kann, der der Dichter vermutlich Stoff oder Motiv entnommen hat, aber da es meine Anschauung ist, daß der große Lyriker seine Motive selbständig findet, so zeige ich natürlich stets, wo Heine meiner Ansicht nach entlehnt hat. Völlig verwerfe ich ja auch die „Lorelei" nicht, nur die Schlußstrophe ist mir entsetzlich. Ich bestreite ferner nicht, daß Heine eine vollendete Technik besessen hat, es fehlte ihm meiner Ansicht nach nur die innere Form, zu der die Fähigkeit mit dem Talent gegeben ist. Endlich, die Bekenntnisse Heines zu Deutschland verschweige ich nicht, gebe aber nichts darauf. Bei der Anführung meiner Behauptung, daß Heine kein lyrisches Gedicht wirklich ersten Ranges verfaßt, hätte der Referent erwähnen müssen, daß ich da das Beste vor Mörike als Maß setze. Wenn der Referent, der wohl Jude ist, zum Schlusse meint, es sei mir nicht um die ganze Wahrheit zu tun gewesen, so irrt er, aber daß es nicht die Interessen der Wissenschaft waren, die mich zur Abfassung des Buches trieben, gebe ich mit Vergnügen zu.

Wenn ich jetzt noch flüchtig eine Kritik im „Pester Lloyd" von Ernst Goth (?) erwähne, die die meisten der bisher gekennzeichneten Anrempeleien vereinigt und zum

Schluß die Tatsache feststellt, daß in den deutschen Wäldern noch prächtige Haselruten gedeihen (sie verursachte, daß annähernd sämtliche ungarische Juden meinen Verleger um ein Rezensionsexemplar ersuchten), so bleibt mir nur noch die Charakteristik eines Aufsatzes von Alfred Kerr in der „Frankfurter Zeitung“ vom 18. November 1906 übrig. Ich will ihm ein eigenes Kapitel widmen, nicht etwa, weil ich ein besonderes Gewicht auf ihn lege, nur, weil Kerr, der das Heine-Denkmal diesmal angeregt, es mit ihm für diesmal auch unmöglich gemacht hat. Anfang und Ende!



Alfred Kerr und Rudolf Kurtz.

Alfred Kerr recte Kempner oder Kempener schrieb im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ vom 18. November 1906 über mich und mein Buch das Folgende:

„Mittlerweile benutzten die Konjunktur des Augenblicks ein Frankfurter Geschäft und ein Literaturhistoriker, Herr Bartels. Die Kunsthandlung schrieb in einem Sendbrief, das Denkmal stehe nach Ablauf von acht Monaten noch nicht da, man solle doch inzwischen eine von ihr verlegte Plakette der Bildhauerin Soundso kaufen. Herr Bartels, seinerseits, schrieb rasch ein Buch von 375 Seiten; er empfahl darin den Ankauf seiner zuvor erschienenen Literaturgeschichte durch wiederholtes Zitieren — und warnte vor dem Denkmal. Schon in der Ahnung mangelnden Erfolgs. Über Bartels schwebt ein wehmütiges Schicksal. Er hat, wie Nietzsche verändernd sagen würde, den Willen zur Mache, doch wird bei ihm die Schärfe der Aktion durch Talentlosigkeit gemildert.

Für die seelischen Vorgänge beim Abfassen seiner 375 Seiten gibt es Vermutungen. In der ‚Literaturgeschichte‘ von Bartels war Heine besser weggekommen als in der Denkmalswarnung. Grund ist eine geschwollene Backe, mit der man den L . . L . . . Literarhistoriker neuerdings traf. Sein Übel war nicht organisch von den Zähnen gekommen (zum Beißen hat er keine; er gehört zu den Menschen, die, nach Swift, ‚diesen Mangel durch ihren Atem zu ersetzen versuchen‘) — sondern von Ohrfeigen, welche der junge Kritiker Rudolf Kurtz während einer verdienstvollen Betrachtung der Ehrlichkeit des Herrn Bartels ihm (tropisch) gelangt hatte. Fünfmal kam in dieser Kritik, fünfmal kam das Wort Fälschung vor. Unehrliches Verhalten wider Heine war namentlich gerügt.

Diese Erfahrung war schmerzlich: weil Bartels die Kinder Israels hasset . . . und Kurtz beim Ohrfeigen sich ausdrücklich als einen, wie er schrieb, ‚Arier germanischester Prägnanz‘ vorstellte. Das Gesamtbefinden äußerte sich in einem großen Zorn, vorsichtigerweise nicht gegen den lebenden Kurtz, sondern gegen den eingesargten und mit Bestimmtheit inaktiven Heine. Jedes gute Haar, das ihm noch in der ‚Literaturgeschichte‘ blieb, wurde jetzt ausgerissen. Ein Untertitel der 375 Seiten, ‚Auch ein Denkmal‘, verwies deutsche Käufer in Treuen auf die Aktualität dieser Heine-Biographie.

Ich finde jetzt, daß Wolfgang Menzel, der Denunziant, ein Riese war. Ein Klassiker. Er schrieb in seinen guten Stunden wenigstens wie ein Herbergsvater ... und hat in seinen schlechten das junge Deutschland verpetzt (er hat erwiesenermaßen aus Furcht vor einer Konkurrenzgründung des damals hoffnungsvollen Gutzkow diesen ins Gefängnis gebracht). Aber er war potent. Ein Kerl. Ein erfolgreicher Dusterling. Kurz: ein Klassiker. Neulich hat er sich im Grab umgedreht, weil er in diesem heruntergekommenen Exemplar wieder aufleben soll. In diesem schiechen Epigonen. In dieser matten Hysterie. In dieser schwabbelnden Armseligkeit. In dieser Abzehrung auf zwei Beinen. Umgedreht hat er sich. Wie der Mensch nach dem Tode noch auf den Hund kommen kann!

Die faulen Säfte eines Spätgeborenen sind es, was dies greise Enkelchen von dem im Olymp verklärten Ahnherrn scheidet. Herr Professor Jäger in Stuttgart behauptet, daß man die Seele der Menschen rieche. Dies ist eben das Peinliche bei Bartels. Man muß den Schnupfen haben, um seine Individualität auszuhalten. Er trachtet, die Scheußlichkeit von Dichtungen zu erweisen, — legt die Hand auf sie und schon ist die Behauptung wahr. Bartels ist ein neuer Midas. Und wenn er die Elfenkönigin Titania berührte; und wenn er in den hängenden Gärten des Schlosses Ambras, über dem seligen Inntal, eine Ranke roten Herbstweins erfaßte; und wenn er in Sommertagen an der nordischen See die weiße Blume Jelängerjelieber pflückte: alles würde nach Limburger Käse riechen. Dahinter steckt keine Böswilligkeit, — er hat es nicht in seiner Gewalt. Er wurde von Gott penetrant erschaffen.

... Der Kern seines Buches liegt darin, daß er sich den Karpeles gekauft hat und das, was dieser sammelte, verdreht. Ferner, daß er die vor achtzig Jahren gedruckten Rezensionen auffrischt. Endlich, daß er auch neuere Heine-Gegner wie Sandvoß und Kirchbach abschreibt.

Die alle muß man gelesen haben, um zu wissen, wo Bartels den Mist holt.

Warum hat Heine Frankreich und Deutschland zu versöhnen gewünscht? Der treue Bartels antwortet: er wollte den Frieden der zwei Völker für seine Börsenspekulationen. Das war es. In der Matratzengruft sieht Bartels eine ‚Komödie'; weshalb man von einem ‚Dulder' spreche! Als ob es nicht genug wäre, von einem zähen Juden zu reden! Wie er nun aber tot ist, wird Herr Bartels wenigstens schicklichermaßen abseits gehen? Nein; noch da die Mouche den Leichnam beschreibt, gönnt er ihm die Stille nicht. Sondern dieses Klosettgewächs macht störende Bemerkungen. Zwischendurch sagt er von Heine: ‚Wie der Gauner sich aufspielt!' Recht unbegründet heißt es vom Dichter, daß er ‚als Inhaber eines großen Annoncengeschäfts', die es bloß damals noch nicht gab, es ‚sicher zum Millionär gebracht haben würde'. (Unbegründet.) Bartels hegt jedoch am Schluß ‚das Vertrauen, daß Gott seine lieben Deutschen zuletzt nicht verlassen wird'.

Wie der Gauner sich aufspielt ... (äußert er von dem Verstorbenen).

Man verlangt nicht das Menschenunmögliche. Es gehört ein Maß besserer Intelligenz dazu, auch das Humorhafte der Heine-Gestalt zu verstehen: nicht nur die Affensprünge seines Geistes, sondern das Tragikomisch-Unzulängliche seines Wandels während eines mehr tragischen als komischen Lebens . . . so wie man an Voltaire noch den Humor schmecken muß, welcher die Unzulänglichkeiten seiner Bürgermoral umklingelt. Man verlangt nicht das Menschenunmögliche von Bartels, er ist nicht allzu begabt. Er könnte dabei jedoch eine gewisse Korporals-Anständigkeit besitzen. Daß ihm die fehlt, bleibt der einzige Vorwurf, der zu erheben ist.

Er spricht, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht die Wahrheit. Er tut es nicht. Dinge, die nie gestogen noch geflogen sind, gibt er sich das Ansehen aus der Luft zu greifen. Den Toten, den er ‚schäbiger Bursche', ‚Kanaille', ‚jüdischer Lump' nennt (mit einem Griff an seine Backe), den Toten schuldigt er beweislos jeder ihm einfallenden Erbärmlichkeit an — mit einem ‚vielleicht'.

Und während er ein altes Rezept ohne Nutzen braucht, nämlich Stellen aus dem Zusammenhang nimmt, denen man sofort andere gegenübersetzen kann, welche das Gegenteil erweisen; während er Einzelpunkte grell belichtet und die Kehrseite treuen Auges totlügt; während er Unreifes, was ein junger Zwanziger flüchtig geschrieben, etwa die unreifen Berliner Briefe, triumphierend (aber talentlos) festnagelt; während er Zornäußerungen gegen elende Zeitumstände zu einer Schlinge herzurichten nicht hinreichend begabt ist; während er Parallelen in aller Unschuld vergißt, etwa Goethes Verhalten während der Freiheitskriege . . . oder was Byron über sein Heimatland gesagt hat; während er herzensfromm mitteilt, das Wintermärchen von Deutschland habe jemand geschrieben, der Deutschland haßte; während er Heines Widerwillen gegen die preußischen Junker in Deutschfeindlichkeit zu modeln leider nicht vermag; während er Heines Abneigung wider phrasenhafte Teutschtümler in mangelnde Vaterlandsliebe zu verdrehen ohnmächtig ist; während er Heines Preußenhaß eine ‚dauernde Nachwirkung' haben läßt, denn ‚die süddeutsche Demokratie profitiert noch heute davon' (als ob nicht vielmehr Heine jenen Preußenhaß aussprach, der schon damals in der süddeutschen Demokratie bestand); aber ich zähle nicht länger auf; kurz: während Bartels die abgelegten Tricks eines emeritierten Winkelkonsulenten handhabt: währenddessen betont er gern sein deutsches Wesen. Sein unbeirrtes deutsches Empfinden. Auf jeder Seite viermal.

. . . Wie der Gauner sich aufspielt — äußert er von dem Begrabenen.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Durch das Mittel, Einzelworte, Einzelhandlungen festzunageln, und die Kehrseite totzulügen, will ich einen Heiligen aufs Schaffot bringen. Und hier steht kein Heiliger.

Sondern ein irdischer, oft schwacher und sterblicher Mensch.

———

Bartels ist nicht nur Vaterlandsfreund, sondern Ästhetiker. Zum Schlußwort der Lorelei: ‚Ich glaube, die Wellen verschlingen . . .‘, bemerkt er strafend: ‚Ich glaube! Ein allwissender Dichter, der glaubt! Und dann der Pleonasmus: Ich glaube — am Ende! Und dann zum Schluß der auch in der Form geradezu marktschreierische Hinweis auf die Schuld der Lorelei — Ramschbasar‘, . . . dies letzte Wort entlehnt er einem seiner Vorgänger, dem Herrn Sandvoß. Im übrigen quatscht er so nicht nur gegen Heine, sondern auch gegen den Simplizissimus, gegen Alexander v. Humboldt, gegen den ‚Slaven‘ Dehmel, gegen Frenssen, gegen Bölsche. Meinetwegen. Wenn er bloß nicht lobte! Doch streift er lobend ein Goethisches Gedicht, so beginnt auch dies — das ist das Furchtbare — nach Käse zu riechen. Bartels ist ein Naturspiel. Hier steht er, er kann nicht anders.

Er schreibt ein merkwürdiges Deutsch. Nachdem Hebbel, sagt er, bei Schiller und Klopstock gelernt, ‚erfolgt die Erweckung durch Uhland‘, und zwar, in diesem Fall wissen wir sogar das Einzelne, durch dessen ‚Des Sängers Fluch‘. Das Nibelungenlied wird gestreift, dann ‚die Charakteristik Heines von ihm‘. So bis ins Aschgraue. Nicht bloß einmal kommt die Wendung ‚nachdem er, indem er‘ vor, ich kann sie wiederholt aufzeigen. Es gibt Wippchensätze mit einer Gewalt ersten Ranges. Von Heine sagt er: ‚Es ist natürlich eine fable convenue, daß er einen ausgezeichneten Stil geschrieben habe.‘ (Wie der Gauner sich aufspielt . . . hat er, wie zu wiederholten Malen erwähnt, an einer anderen Stelle geäußert.)

Mein lieber Herr Bartels: zu Täuschungen sind Sie nicht gemacht. Es gehört mehr dazu, als die Natur Ihnen, Sie armes Gewächs, verliehen hat. Sie sind, Herr Bartels, ein auch zum Schlimmen durchaus unfähiger Bursche. Darum aber keine Feindschaft.

Das ganze Phänomen so einer Schrift ist frei von Schädlichkeit. Es ist das harmlose Bocken einer Dienstbotennatur gegen etwas Nichtvergängliches. Und eine persönliche Angelegenheit, keine symptomatische: denn gute Nationalisten haben ihn jüngst grundsätzlich und nachdrücklich aus dem Lokal entfernt.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Auch ihre Nasen sträubten sich vor den Reflexbewegungen seines Organismus.“

Auf diese Stilübung hin nahm Dr. Friedrich Lange, der Herausgeber der „Deutschen Zeitung“, Alfred Kerr in folgender Weise vor („Deutsche Welt“ vom 2. Dezember 1906):

„Eine Probe vom jüdischen Haß. Für den jüdischen Schriftsteller Alfred Kempner, der sich Alfred Kerr nennt, habe ich, seit ich zum ersten Male seinem ‚getippten Stil‘ begegnet bin, eine gewisse Schwäche. Man hat sie mir auch schon angemerkt; wenigstens erinnere

ich mich des sanften Vorwurfes von befreundeter Seite: ‚Mit dem Kerr, finde ich, unterhalten Sie uns auffallend häufig; ich sollte meinen, es gäbe interessantere und wichtigere Themata.‘ Interessantere? Nun, ein jeder hat seine Narretei, und die meine heißt eben Alfred Kerr, namentlich seitdem ich ihn gelegentlich der Russenschauspiele in Berlin mir einmal habe in Person zeigen lassen können. Die Vorstellung war, um im Stil der Reporter zu schreiben, ein ‚Stelldichein für Tout-Berlin‘, und so oft in den Berichten dieser Ausdruck auftaucht, darf der Leser annehmen, daß mehr Juden dabei waren, als für den normalen Bedarf erträglich ist und zur Ehre der deutschen Reichshauptstadt zugestanden werden darf. Bei solchen Gelegenheiten ist die Ansammlung von Theater-Atmosphäre vor dem Vorhang schon an sich beängstigend, für gesunde deutsche Nerven schwer mit Gleichmut zu ertragen. Aber schließlich erträgt man auch das an sich Widerwärtige leichter, ja man erlebt ein gewisses künstlerisches Behagen auch am Häßlichen, wenn es irgendwo seinen typischen, mit einem Blick übersichtlichen und in allen Teilen zueinander passenden Ausdruck findet. In diesem Sinne erkannte ich in Alfred Kerr den liebevoll bis ins kleinste herausgearbeiteten Typ vom heutigen Tout-Berlin. Ich konnte mich nicht satt sehen an dieser ‚Charge‘. Gar nicht etwa unangenehm jüdisch im Äußeren und im Gebärdenspiel. O nein! Sehr ruhig mit Händen und Füßen, sorgfältig abgewogen in jeder Wendung des Kopfes, fast biedermännisch im Schnitte des Gesichtes und mit sichtbarer Anstrengung auf natürliches Gehaben bedacht. Nur daß eben diese Anstrengung so sichtbar war! An dem ganzen Menschen nicht einen Augenblick ein ungemachter, ungewollter Zug! Und daß man, je länger man ihn betrachtete, desto stärker unter die Gewalt der Illusion geriet, dieses reifste Produkt moderner Kultur sei von lauter verborgenen Spiegeln umgeben, und wie er's auch anfange, sein Blick falle stets auf einen Spiegel! Genug: — Alfred Kerr, dem ich bis dahin schon für die Erheiterung seines getippten Stils so dankbar war, ist mir seitdem noch interessanter geworden, und so oft ich meine Gedanken und Erinnerungen an der ach! so stark gebogenen Kurve der letzten literarischen Kultur-Entwicklung entlang schweifen lasse, jener Kurve, die mit den achtziger Jahren unter unseren Augen so entschlossen hoffnungsvoll ansetzte und nun schon längst beim völligen Bankerott der preziösen Entartung angekommen ist, dann erblicke ich vor meinem geistigen Auge immer wieder am Ende dieser Kurve — Alfred Kerr. Er sieht mich an mit dem müden Lächeln, das ihm so charakteristisch zu Gesicht steht, und scheint mir zu sagen: ja wohl, es war keine Kleinigkeit, solch einen Typ der Moderne zu schaffen. Die deutsche Literaturgeschichte mußte in das Galopp-Tempo der Schwindsucht geraten, um bei mir anzukommen. Das positiv schaffende Prinzip hört selbstverständlich bei mir auf, ich darf nach altmodischem Maße kaum hoffen, daß ich auch nur mit ganz bescheidenen Fußspuren

irgendwo in der Literaturgeschichte auftauche, aber so viel ist sicher: — die Ohnmacht und Verneinung aller schaffenden Kraft, die bloße literarische Attrappe hat so leicht niemand — selbst aus meinem talentvollen Stamme niemand — bedeutender, anmutiger, interessanter vorgetragen, als ich! Das ist in der Tat richtig, und darum bleibt mir Alfred Kerr ein Typ, den ich unter meinen Erlebnissen nicht missen möchte, bei dem ich liebevoll einige Augenblicke verweile, wo immer ich ihn treffe — auf die Gefahr sogar, die Geduld meiner Leser allzu sehr in Anspruch zu nehmen.

So bin ich ihm auch vor kurzem wieder begegnet — nur gedruckt, versteht sich. Es war in der ‚Frankfurter Zeitung', er hatte wieder den Sammelteller für das Heine-Denkmal in der Hand. In dieser Rolle habe ich ihn hier schon einmal konterfeit, aber warum soll man ihn nicht noch einmal zu Worte kommen lassen, zumal nachdem die ‚Neue Deutsche Rundschau' ihre Sammelstelle, wie es scheint, geschlossen hat und er nun von einem anderen Marktstand aus die ‚Davidsbündler' anrufen muß.

‚Um das, was viele bisher beigesteuert, zu krönen, und dem Ganzen die Erfüllung zu bringen, bedarf es fernerer Gaben — großer Gaben. Wer dafür opfert, erwirbt ein mehrfaches Verdienst. Er hilft, der Gegenwart zu zeigen, daß auch heute noch die Errichtung eines Monuments frei von Komik sein kann. Er hilft, eine schlimm verrufene Gepflogenheit wieder ehrlich zu machen. Er hilft, einen neuen Anfang hinzustellen, dessen Grundsatz heißt: Denkmäler für solche, die etwas sind; und solche Denkmäler, die etwas sind. — In jedem Fall ist die Zahlstelle: Deutsche Bank, Berlin, Mauerstraße . . .'

Die ‚großen Gaben, fehlen also noch, und Alfred Kerr muß weiter sammeln. Diese Beharrlichkeit ist an und für sich ein löblicher, ein beinahe männlicher Zug an ihm. Möge er ihn noch lange bewähren — müssen! Das sicherste Mittel, ihn in dieser schönen Geste des neuen ‚ewigen Juden' mit dem Heine-Sammelteller zu erhalten, wäre meines Ermessens die scherzhafte Behandlung gewesen, wie er sie u. a. an dieser Stelle gefunden hat. Selbst wenn er schließlich sein Ziel erreichte, wenn sich das Heine-Denkmal schließlich im Parke eines reichen jüdischen ‚Mitbürgers', über den Zaun sichtbar für die Öffentlichkeit, ja selbst wenn es sich eines Tages an einer öffentlichen Stelle in Deutschland erhöbe, so müßten wir Humor genug haben, uns damit abzufinden, da wir ja schließlich an viel gefährlicheren Äußerungen des lebendigen Judentums in unserem Vaterlande einstweilen nichts ändern können.*) Aber hierüber sind nun allerdings die Meinungen geteilt. Adolf Bartels z. B. hat nach seiner Art die Frage leidenschaftlicher aufgefaßt und der Heine-Frage bekanntlich ein ganzes Buch gewidmet. Mit diesem Buche kreuzte er den Bittgang unseres teueren

*) Herr Dr. Lange vergißt, daß das Heine-Denkmal doch nur bei Unterstützung von Tausenden unserer Volksgenossen und unter Kapitulation einer deutschen Regierung vor dem Judentum möglich ist. A. B.

Alfred Kerr, und wie diese Erfahrung den müden, preziösen Herrn Kerr in geradezu hektische Wallung bringt, wie er Gift in seinen getippten Stil tut, um Adolf Bartels öffentlich umzubringen, das gibt diesem dekadenten Modernen eine neue Linie. Eine neue Linie? Nein, vielleicht ist Herr Kerr damit ganz aus seiner Rolle gefallen und hat sich damit um den Ruhm seiner Eigenart gebracht, hat gezeigt, daß er schließlich doch nur eine neue Aufmachung von der Faktura Börne, Lindau, Blumenthal ist . . .

Giftgeschwollener kann man nicht sein, als es hier Herr Kerr ist, aber dann entpuppt sich auch die müde Blasiertheit des abgewogenen Stils allzu deutlich als Verstellung und — Vorsicht. Beflissener kann man sich nicht den Schein geben, daß man den Gegner nicht etwa fürchte, nein, nur bemitleide und verachte, aber allzu deutlich überschreitet man dann auch die ‚Bescheidenheit der Natur' und macht die lange Rede in der Gesamtwirkung höchst unglaubwürdig. ‚Mein lieber Herr Kerr! Auch Sie sind zu Täuschungen nicht gemacht.' Ihr Artikel stinkt im wörtlichsten Sinne — nicht nach Limburger Käse, aber nach Gift und Galle — in der Absicht, und nach den allerbilligsten Advokatenkunststückchen — in der Form. Das mühsam angewandte Parfüm Ihrer bisherigen müden Gelassenheit kommt dagegen nicht an. Schade drum, Sie haben Ihre früher so schön gespielte ‚Charge', die uns Liebhabern von Raritäten unter den Zeitgenossen bis dahin so viel Vergnügen bereitete, selbst verpfuscht. Sie sind rückfällig geworden in die allervulgärsten und abgespieltesten Typen Ihrer Rasse. Schade drum!"

Ich glaube, daß allein das vortreffliche Porträt Kerrs, das Friedrich Lange hier gibt, zu meiner Verteidigung vollkommen genügt. In seiner eigenen Weise parodistisch abgeführt wurde Kerr durch einen Aufsatz Wilhelm Scheuermanns, eines Redakteurs der „Deutschen Tageszeitung", im „Reich" vom 25. November 1906. Ich bringe auch diesen Aufsatz, da er mir einige Mühe erspart.

„Herr Kempener will ein Heine-Denkmal.

Von Wilhelm Scheuermann.

I.

Im Spätwinter 1905/06 war's. Um die Zeit, als Professor Garners Sprachstudien und die Vorflut der heurigen Fastnacht Heimrecht hatten unter dem Strich der Zeitungen. Niemand wunderte sich in jenen Wochen, als da ein ‚Aufruf an die deutschen Davidsbündler' zu lesen war, totzuschlagen die Philister und zu errichten ein Schibboleth der Kraft des Judentums: zu erbauen ein Denkmal für Harry Heine.

Und niemand wunderte sich, daß der Aufrufer Herr A. Kempener war, der sich Alfred Kerr heißt. Herr Kempener, der sich gedrungen fühlte, ein Schibboleth seiner Kunst zu geben. Niemand war ihm dafür böse. Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' übernahmen den blutrünstigen Erlaß an die Davidsbündler in ihre Karnevalsnummer. Fast wörtlich.

Der Erfolg war vollständig. Die Lande hallten wider vom hellen Lachen. Oft hat uns Herr Kempener heiter gestimmt; heiterer, je ernsthafter er sich zu gebärden versuchte. Das ist sein Trick, den er den gleichfalls so beliebten Knockabouts abgesehen hat.

Nun gab er sich gar blutrünstig. Darüber konnte er nicht mehr hinaus. Und es ging ihm wie allen Artisten, die ihre pièce de résistance verausgabt haben. Das Publikum hatte bald den Spaß vergessen. Ein ganzer Sommer ging darüber hin und ein Herbst.

Das wurmte Herrn Kerr. Wie fleißige Artisten sind, sann er den lieben Sommer lang auf eine neue Nummer. Etwas spät für die Saison allerdings ist er jetzt damit herausgekommen. Wie Schumann und Busch bei Raubtierdressur und Ausstattungspantomime, so ist auch er bei seinem Zugstück vom letzten Jahr geblieben. Bei Harry Heine, dem zu verdenkmälernden.

Nur das Kostüm hat er getauscht. Statt als Davidsbündler mit dem Eselskinnbacken kommt er diesmal als Kempener im Kaftan mit der Sammelbüchse.

Damit geht er um und versichert, daß bei Helgoland das Meer weit hinaus erglänze. Hierzu spielt er den Empfindsamen.

‚Seien Sie munter! Das ist ein altes Stück und gemeiniglich dieselbe Geschichte längs der ganzen Waterkant!' würde Harry Heine zu dieser schlechten Aufführung sagen.

II.

Artistentricks ziehen nur einmal. Herr Kerr selbst muß eine Ahnung gehabt haben, denn er tritt diesmal in der Provinz auf. Oder, was auch möglich ist, die Berliner Presse hat höflich dankend retourniert, wie es der Verlag Scherl, der auf gute Sitte im Hause hält, schon mit dem Davidbündler-Aufruf getan hatte. Aber selbst die Provinz ist verstimmt.

Sogar aus Frankfurt selbst wird Kopfschütteln und Stirnrunzeln berichtet. Man fragt sich, wohin es kommen soll, wenn ein Blatt, wie die ‚Frankfurter Zeitung', die gewöhnlich in den heißen Kampf der politischen Meinung den menschlichen Anstand mitnimmt, ihre Spalten plötzlich den unflätigen Beschimpfungen öffnet, die sich Herr Alfred Kerr in seinem Feuilleton ‚Heinrich Heines Denkmal' gegen Bartels herausnimmt.

Mit der ‚Frankfurter Zeitung' wird darüber zu reden sein, ob sie es wirklich für angebracht hält, daß die Judenheit einen Mann, der im

offenen Streit eine andere Meinung vertritt, in ihrer Presse als Menschen vogelfrei erklärt; ob sich die Redaktion der „Frankfurter Zeitung' mit den in den Kapiteln III und IV des Kerrschen Feuilletons enthaltenen unflätigen Beschimpfungen einverstanden erklärt.

Mit Herrn Kerr wird nicht zu rechten sein. Man muß ihn gesehen haben, wie er in den Couloirs der Berliner Premieren posiert. Knipsfähig in jeder Stellung. Jede gezirkelte Bewegung ein Flehen an das Publikum: ,Bitte beachtet mich. Ich bin Kerr! Schaut meine Stirne, wo die Pajes erst jüngst mit scharfem Schnitt vom westlichen Barbier getroffen wurden. Noch scheinen meine Kniee des bergenden Kaftans gewohnt. Bitte nicht vorbeigehen, ohne mich zu beachten. Auf meinen Kragen braucht Ihr dabei nicht allzu scharf zu sehen. Ich bin Kerr!"

Man muß das gesehen haben, dann wird man ihm nicht böse sein. Oder man muß seine Bücher lesen, wo man keine Seite umschlagen darf, ohne zuvor beobachtet zu haben, wie der mannhafte Herr Kerr entzückt den eignen Bauch abküßt; wo jedes Kapitel nur ein Pfauentanz seiner kranken Ichsucht ist. — Gewissen Leuten kann man nicht böse sein. Man darf es nicht um seiner selbst willen.

Freilich gegen Bartels flext Herr Kerr die Superlative aller Unverfrorenheiten, die er sich mühsam hat zusammendenken können. Doch auf wen fällt solche Verwechslung von Denkorgan und Darm? Er ist genug gestraft, wenn ihn die Mainflößer wegen unzulänglichen Wettbewerbs verlachen. Und er bedarf mildernder Umstände. Es ist vielleicht seine Schuld nicht, daß er sich in der deutschen Kultur noch etwas östlich beträgt.

Nur böse kann man ihm nicht sein. Wie versöhnend wirkt es nicht, wenn er mitten im schäumenden Toben gegen Bartels den alten Witz angeschleppt bringt: ,Der L . . . L . . . Literarhistoriker.'

Es ist der einzige Witz, den Herr Kerr in vielen Jahren gemacht hat. In vielen Jahren immer wieder. Schwer geboren, heiß geliebt. Sogar auf einem Büchertitel hat er ihn verewigt und Sudermann einen ,D . . . D . . . Dichter' geheißen. Niemand scheint den Nachfahren des Kempener Ghettos darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß ihn nur der bessere Geschmack seiner Mitmenschen davor bewahrt, als K . . . K . . . Kempener oder K . . . K . . . Kerr durch ihre Gassen zu wandeln.

Wer wird ihm zürnen wollen.

Richtig betrachtet, ist es doch eigentlich ein Bild von heiterer Abrundung, wie der Mann, der an Heine nichts höher schätzt, als die ,menschlich-freche Seite', sich durchgesetzt hat. Es ist seine Schuld nicht, daß es immer noch Leute gibt, die Hardens Apostata nicht gelesen haben. Er wäre auch der einzige nicht, der ruiniert wäre, wenn ,Erfurt und Nicäa' ins Schullesebuch käme.

III.

(Bildlich:)

Würden doch die Menschen, wie ihnen so oft gepredigt wird, lernen von der Natur, die sie allenthalben umgibt, die ihnen Wunder und Beispiel bietet in ihren letzten Winkeln.

Sie schauen alle nur nach dem Adler, der sich höher erhebt als alle lebenden Wesen. Es gilt schon als bescheiden, den Falken oder Weihen als Wappentier zu küren. Und nur der Fromme wählt die Taube, der Heimfrohe die Schwalbe.

Seht euch die Wanze an, die ihr alle verachtet. Fliegen kann sie nicht, und selbst zum Springen sind ihre Beine zu kurz. Aber sie hängt sich der Schwalbe, der Taube ins Gefieder, und dabei fährt sie gut, dabei ist sie besser daran, als die stolzen Flieger selbst. Oder sie gelangt an den Weihen und Falken. Ganz ebensoleicht kommt sie an den Adler und steigt mit ihm so hoch als irgend ein menschliches Wesen zu steigen vermag, ohne selbst fliegen zu können, noch zu brauchen; dabei wird sie noch dick und fett.

Je nachdem sucht sich die Wanze fröhliche Schwalben oder den weitspannenden Adler aus. Man würde sagen, entsprechend ihrem Ehrgeiz. Aber man nennt es Dreistigkeit bei den — Wanzen.

Dies ist eine Fabel vom Dichter und vom Kritikus, die ich ohne böse Absicht hierhersetze.

‚Darum aber keine Feindschaft!‘ äußert sich Herr Kerr gegenüber Bartels.

IV.

Schon Gorgias der Leontiner und Protagoras von Abdera lehrten ihre Schüler, wie wichtig die Kunst sei, Volten zu schlagen, wenn die Menge staunen soll, zahlen und klatschen. Und ihre Jünger notierten die Worte, also daß es leicht ist, das Rezept in alten und neuen Büchern nachzuschlagen, nach dem Herr Kerr verfährt, wenn er den Namen Wolfgang Menzels, des starken Hassers, mit raschem Ruck des Ärmels und scheinheiliger Miene in die Debatte springen läßt, um ihn gegen Bartels auszuspielen. Oder wenn er gerührt den kleinen Rudolf Kurtz streichelt und zu weiterer Karriere ermuntert. Das sind alte harmlose Mätzchen.

Aber schon Gorgias der Leontiner und Protagoras von Abdera warnten ihre Schüler: Hütet euch am meisten, daß ihr nicht Pfeile sendet, die auf euch zurückfliegen.

Sehen Sie, Herr Kerr! Wenn jemand, dem die Mache Selbstzweck ist, diesen Grundsatz vergißt, so ist das sehr schlimm für seine Reputation und seinen Beutel. Den Zauberkünstler, dem die Karten aus der Tasche hängen, lachen die Gänse aus. In dem Fall sind Sie.

Sie werfen Bartels vor, daß in des kleinen Kurtz' Schrift ‚fünfmal in dieser Kritik, fünfmal kam das Wort Fälschung vor'. Ein tiefgründiger Beweis in östlichem Deutsch!

Aber Sie selbst, Herr Kerr, haben kurze Gedanken, sonst entsännen Sie sich diverser Worte, verhängnisvoller Worte, die nicht ganz ohne angefügte Beweise in Auseinandersetzungen mit einem Berliner Kritiker vorkamen. Sollte Ihr Gedächtnis schwach sein, so geben Sie mir ein Zeichen.

Sie reden von den ‚Tricks eines emeritierten Winkelkonsulenten'.

Vielleicht hätten Sie besser davon geschwiegen! Den Trick, mit dem Sie Ihre Kapitel dröhnend abzuschließen vermeinen:

‚Wie der Gauner sich aufspielt . . .',

den macht Ihnen kein Winkelkonsulent nach, weil er sich des Ladenhüters schämen würde. Aber vielleicht findet sich ein kalligraphiekundiger Quartaner, der sich das Vergnügen macht:

‚Armes Gewächs', äußert sich — Herr Kerr über Adolf Bartels.

Was sich besonders wirkungsvoll nach einer Beschreibung der körperlichen Vorzüge des Herrn A. Kempener machen würde. Wohinter sich auch anfügen ließe: ‚Schiecher Epigone' — ‚Abzehrung auf zwei Beinen, — ‚Schwabbelnde Armseligkeit' — ‚Klosettgewächs' — so äußert sich — ein oben beschriebener Herr A. Kempener.

Nicht doch, Herr Kerr! Bitte keine Aufzählung Ihrer Erfolge. Der gute Geschmack der kalligraphiekundigen Quartaner sichert Ihnen ohnedies das Monopol auf den Trick:

‚Wie der Gauner sich aufspielt . . .'

Und er sichert Ihnen noch andere weite Fluren des literarischen Erntegebietes zu ausschließlicher Nutznießung.

Denn, Herr Kerr, ein Quartaner würde vermutlich erröten, den uralten Rezensentenscherz vom „Willen zur Mache" aus der Theaterspalte von Neutomischl ins Feuilleton der ‚Frankfurter Zeitung' zu verpflanzen.

Und sicherlich gälte es unter Quartanern für unhonorig, Herr Kerr, den Witz, ‚wo Bartels den Mist holt', aus einer alten Witzblattnummer abzuschreiben und unversehens in das Feuilleton der ‚Frankfurter Zeitung' hinüberzuspielen.

Sei sorgsam in der Wahl der Pfeile! lehrte der Leontiner! Er hätte Ihnen gewiß auch von dem „Limburger" abgeraten, Herr Kempener!

Der kluge Mann hätte vielleicht nicht mit Unrecht darauf aufmerksam gemacht, daß der Verdacht naheliegt, es könne der intensive Limburgerduft, der Ihren halben Artikel erfüllt, Ihnen tatsächlich körpernah bestehen. Herr Kempener, das hätten Sie sich überlegen sollen.

Dagegen gebe ich gerne zu, daß auch der emeritierte Winkelkonsulent sich Bismarck als Kronzeugen nicht hätte entgehen lassen. Wobei, da den Zeugen beide Parteien zu fragen pflegen, nicht wenig wertvolle Aussprüche

über die bescheidenen Kinder Sems und über gewisse Gattungen von Rezensenten zu vernehmen wären. Die wir ja bei Gelegenheit nachholen können.

V.

Nun höre ich den Einwand erheben, daß die liebevolle Mühe, die ich mir um die Besserung des Herrn Kempener gebe, nicht dem Richtigen zugewandt würde; wenn auch anzunehmen wäre, daß der Mann noch schreiben lernt, sobald er von dem Aberglauben geheilt wird, daß man seinem Sprachklexen die heißen Schweißtropfen nicht ansieht; sobald er einsieht, daß seine mühsame Notzucht des Satzbaues von niemand für genialisch gehalten wird; sobald er bemerkt, daß alles Menschliche ein Ende und einen Zweck hat, und daß eine Kritik kein Kakewalk ist; und wenn ihm dann vielleicht noch schonend der Unterschied zwischen der verlängerten Erdachse und einem literarischen Voltigeur excentrique nahegelegt würde, so sei eine Besserung doch kaum zu erwarten. — Da gestehe ich denn, daß mich eigentlich ganz andere Gründe zu meiner Fürsorge bewegen.

Ich hatte mit Freuden gesehen, wie Kerr seinen Davidsbündler-Aufruf erließ. Thielscher bleibt ewig derselbe, und Blumenthal läßt nach. Vielleicht hätte sie die Konkurrenz, die ihnen Herr Kerr als Volksvergnüger zu machen begann, zu neuem Eifer angespornt; allen dreien zum Segen. Dort war er auf dem rechten Wege. Zu den Davidsbündlern möchte ich ihn wieder bringen. Ihm den Eselskinnbacken in die Hand drücken (tropisch), die Karnevalspritsche der Schibbolethbrüderschaft.

Darum habe ich ihn mit Milde auf seine Schwächen verwiesen, auf das ehrwürdige Alter seiner Witze (‚der Wille zur Mache, wo Bartels den Mist holt‘), auf die kindliche Einfalt seiner Scherze (‚L . . L . . Literarhistoriker‘), auf die enge Nachempfindsamkeit seiner Darstellungsweise und seines Stils (Harden), auf die Gefährlichkeit seiner Ausfälle (der Limburger, den er beständig in der Nase hat) und auf sein verdächtiges Daitsch (‚Fünfmal kam in dieser Kritik, fünfmal kam das Wort Fälschung vor‘ — ‚sich äußern von etwas‘).

Ich hoffe, die Mühe war nicht vergebens. Er macht sich wirklich besser als ‚Großrat der Davidsbündler‘.

VI.

Und doch gibt es Leute, die Herrn Kerr beinahe böse sind. Leute in seinem eigenen Lager. Sie sagen, durch Kerrs Karnevalserlaß an die Davidsbündler sei die ganze Frage des Denkmals für Harry Heine auf jenes Gleis geraten, das bei dem Gemüsegarten der Mama Wertheim in Kladow endigt. Und um der paar netten Lieder willen, die er gedichtet, einen Kerr hat der arme Heine nicht verdient.

Sie meinen, aus Gewissenspein über dies Verschulden habe nun Herr Kerr die neue Rolle kreiert und damit das Bad ganz verschüttet.

Er habe dafür gesorgt, daß auch den blindesten unter den Gojims die Augen aufgingen über das Schibboleth der Judenheit, versinnbildlicht durch Harry Heines Denkmal.

Und sie denken an eine Fabel des alten Gellert vom klugen Maler in Athen und vermuten, auch diese Sache sei wert, aus der öffentlichen Verhandlung ausgestrichen zu werden, nachdem sie Herrn Kerrs Lob erhalten habe.

Die so denken und sagen, mögen zu ihrem Trost den Erlaß an die Davidsbündler oder mögen die Pippakritik lesen. Dann werden sie sich trösten, daß durch die Sprünge des Herrn Kerr recte Kempener einer Sache nicht ihr Ernst genommen wird, die ein Bartels in den Kampf der Männer und Meinungen emporgehoben hat.

Vor solcher Schädlichkeit hat Herrn Alfred Kerr der Zauber Oberons, des Elfenkönigs, bewahrt."

Man sieht, Herr Kerr befindet sich in einem verhängnisvollen Irrtum über das Verhältnis der guten Nationalisten zu mir. Wahrscheinlich versteht er unter guten Nationalisten die Herren Oskar Bulle und Rudolf Unger. — Ich brauche kaum zu erwähnen, daß man mir mehrfach geraten hat, Herrn Alfred Kerr wegen Beleidigung zu verklagen; er werde jedenfalls Gefängnisstrafe bekommen, nicht mit einer Geldstrafe durchschlüpfen. Aber verklagt man den Vogel, der einem etwas auf den Hut fallen läßt? Oder, wenn das Vogelbild für Herrn Kerr zu gut sein sollte, verklagt man die Schnecke, die, über den Weg kriechend, einem den Stiefel mit ihrem Schleim beschmutzt? In vollem Ernst: Ich bringe das zum Klagen erforderliche Pathos für Beleidigungen von jüdischer Seite nicht auf, und ich bin nicht rachsüchtig genug, arme Wortgaukler ins Gefängnis zu bringen, vielleicht auch zu klug, sie zu Märtyrern für den seligen Heinrich Heine zu machen. Meine Ehre wird ja durch fremde Gemeinheiten nicht berührt, ich habe auch das Vertrauen, daß ich ihren Schutz ruhig in die Hände des besseren Teiles des deutschen Volkes legen kann, der mich und mein Streben kennt, und dies Vertrauen hat mich noch nie getäuscht. Doch pflege ich immerhin jede gegen mich ergehende Verdächtigung ruhig zu widerlegen, das habe ich in der Broschüre „Kritiker und Kritikaster" getan, und das tue ich hier wieder. Alfred Kerrs

Vorgehen ist ohne Zweifel ein Racheakt, zunächst dafür, daß ich ihm durch mein Buch sein großes Lebenswerk bedrohe, weiter dann für die Bemerkung in meinem Buche, sein Aufruf und auch er, der Mann selber, hätten nur Kuriositätswert. Darum Räuber und Mörder oder vielmehr Klosettgewächs und Gauner, wie es im Judendeutsch lautet. Den Menschen müssen Sie mit völliger Verachtung strafen, hat man mir auch gesagt. Ach Gott, meine Verachtung kann ich viel besser gebrauchen, ich nehme Kerr eben nur als Phänomen: Sein Aufsatz ist ja genau dieselbe Selbstbesudlung, wie es jede Polemik Heines ist — sie können halt nicht anders. Aber den Untergrund von Kerrs direkten Verdächtigungen will ich doch beleuchten, um so mehr, als Kerr hier auf den „jungen Kritiker" Rudolf Kurtz fußt, den „Arier germanischester Prägnanz", wie Herr Kurtz sich selber genannt hat. Nun, dieses Prachtexemplar eines Ariers werden wir uns auch etwas näher ansehen.

Zunächst also Herrn Kerr! Natürlich ist mein Buch die Benutzung einer geschäftlichen Konjunktur — der Jude kann, wie es scheint, nicht anders als geschäftlich denken. Dann: Heine soll in meiner Literaturgeschichte besser weggekommen sein als hier — ja, hier ist die Form einer Kampfschrift. Im übrigen, je öfter ein gereifter Mann zu Heine zurückkehrt, desto mehr wird er ihm zuwider. Die fünf Fälschungen, die ich in meiner Literaturgeschichte begangen haben soll, gehören Kurtz, kommen also später daran. Wolfgang Menzel war nach Kerr mir gegenüber ein Riese — meinetwegen, aber aufrichtig, Herr Kerr, haben Sie je eine Zeile von Menzel außer als Zitate Börnes und Heines gelesen? Daß Menzel den „damals hoffnungsvollen" Gutzkow (später schrieb er ja leider auch gegen Heine) aus Furcht vor einer Konkurrenzgründung ins Gefängnis gebracht habe, ist eine liberale Legende, wie selbst aus der Darstellung in Prölß' liberalem „jungem Deutschland" hervorgeht: Gutzkow hat zuerst gegen Menzel geschrieben, dieser hat nicht „denunziert", sondern die „Wally" ohne An=

rufung der Staatsgewalt ganz öffentlich und ehrlich in seiner Zeitung moralisch verdammt — aber der Jude sieht immer nur die Konkurrenz. Daß ich Karpeles verdreht, alte Rezensionen aufgefrischt, Sandvoß und Kirchbach abgeschrieben haben soll, sind bloße Entstellungen: Herr Kerr scheint weder Karpeles noch Pfizers „Rezension" zu kennen, und natürlich habe ich Sandvoß und Kirchbach mit steter Namenangabe und wörtlichem Zitat nur als Eideshelfer gebraucht. Der Tadel, daß ich selbst bei Heines Tod nicht „abseits gehe", ist komödiantisch: hätte die Leiche noch unbeerdigt gelegen, so würde ich es selbstverständlich getan haben, aber es nach fünfzig Jahren zu fordern, ist lächerlich. Zudem, ich merke nur die Nachempfindung Eckermanns bei Camilla Selden an. Zu den Bemerkungen über die Stellen, die ich aus dem Zusammenhange gerissen haben soll, und über sonstige angebliche literarische Verbrechen in meiner Darstellung brauche ich, da Kerr hier nicht original ist, weiter nichts zu sagen, hübsch ist es aber, daß er Goethes Verhalten während der Freiheitskriege mit Heines Verhalten gegen Deutschland parallelisiert und den offen bekannten Haß des Juden gegen alles Deutsche als bloßen Widerwillen gegen die preußischen Junker und phrasenhaften Teutschtümler hinstellt. Nein, Herr Kerr, pfuschen Sie lieber nicht in die Geschichte und Literaturgeschichte hinein, das ist, trotz Ihrer berühmten Schrift über Brentanos „Godwi", nichts für Sie, den Saphir redivivus ohne Saphirs Witz.

Nun aber zu Herrn Rudolf Kurtz, dem Arier germanischester Prägnanz, der mir Ohrfeigen erteilt, d. h. fünf Fälschungen in meiner Literaturgeschichte nachgewiesen haben soll. Ich muß gestehen, mir ist das Ariertum des Herrn Rudolf Kurtz trotz seiner eigenen Versicherung und trotz Kerrs Zeugenschaft noch nicht hinreichend erwiesen — der Name Kurtz beweist ja in unseren Tagen, wo rassereine Semiten als Friedrich Bernt und Ernst Ludwig Harter schriftstellern, nicht das Geringste. Jedenfalls ist nicht bloß die Schreibart des Herrn Kurtz, sondern auch seine Denkart entschieden semitisch, in dem Aufsatz

„Taufscheinhistorik" wenigstens, den ich einzig und allein von ihm kenne, und der Ende 1905 in der berühmten „Kritik der Kritik" erschien. Da prophezeit er mir zunächst den Verfolgungswahnsinn, da bezweifelt er die Berechtigung der Anwendung der Rassentheorie durch mich, weil ich mir meine Erkenntnis auf diesem Gebiet durch eigene Anschauung und nicht durch das Studium Gobineaus und Chamberlains erworben habe (als ob es für meine literaturhistorischen Zwecke nicht hinreichend wäre, die Juden, ihre Presse und Literatur im gegenwärtigen Leben zu studieren), da sucht er meine Behauptungen über das literarische Judentum als Fälschungen (nun kommen sie!) hinzustellen. Zu dem Zwecke hebt er die folgenden Sätze heraus: „Im allgemeinen widerstrebt es dem germanischen Geiste ebensosehr, Kunst und Literatur als Geschäft zu treiben, wie es dem jüdischen leicht fällt" und „Die Juden können die zeitlichen Momente, die ja stets international sind, rascher aufnehmen als die Völker mit bodenständiger Existenz" und nennt dann Koryphäen wie Kotzebue, Birch-Pfeiffer, Benedix, Brachvogel, ferner noch Clauren, A. v. Schaden, Luise Mühlbach, Gregor Samarow als Beweise für den germanischen Geschäftssinn, benutzt eine Theaterstatistik mit vier Juden, Blumenthal an der Spitze, unter vierzehn oder eigentlich nur zwölf Autoren (es sind zwei Stücke mit zwei Verfassern dabei), von denen noch zwei Ausländer sind, als Beweis, daß die Juden keine Geschäftstalente sind, und führt für die besondere Fähigkeit germanischer Autoren, die zeitlichen Momente aufzugreifen, die „aktuellen" Erfolge von Goethes „Goetz" und „Werther", Schillers „Tell" und „Jungfrau" usw. an. Man sieht, der junge Mann leidet an permanenter Begriffsverwirrung. Weiter streitet er mir dann die philosophische Bildung, die ich als Fachbildung übrigens nicht beanspruche, ab und nennt diesen Mangel eine „grobe Gewissenlosigkeit". Ich kann hier den ganzen Aufsatz selbstverständlich nicht durchgehen, da er ja mit der Heine-Sache nicht zusammenhängt, aber einige merkwürdige „Schlüsse" des Herrn Kurtz will ich hier doch mitteilen: Ich sage einmal

„Dieser Ausspruch genügt für jeden ästhetisch Einsichtigen allein, den Aesthetiker Scherer zu den Toten zu werfen“ und bei anderer Gelegenheit in einem anderen Buche „Man wird wohl dem Herrn noch die Überzeugung beibringen können, daß er eine so schwere Behauptung nicht mit einem Beispiel beweisen kann“. Darin sieht Herr Kurtz einen absoluten Widerspruch, aber selbstverständlich gebe ich in dem ersteren Fall einen schlagend-charakteristischen Zug, ohne mir, wie jeder Kenner meiner Literaturgeschichte weiß, die weiteren Beweise zu schenken, im zweiten Fall verlange ich Beweise für eine schwere Verdächtigung. Das nennt man Sophistik, Herr Kurtz, und Sophistik ist auch überall, wo mir der hoffnungsvolle junge Arier noch sonst Fälschungen nachzuweisen versucht, so wenn er meine Behauptung, Walther von der Vogelweide sei durchaus kein Aufklärer, wie Scherer will, sondern ein guter Katholik gewesen, also nennt, wenn er meine Behauptung, Goethe habe von Bettina nicht viel wissen wollen, durch Hinweis auf die Venetianischen Epigramme (wo nur das Kind Bettina vorkommt) zu entkräften sucht. Am meisten regt sich Kurtz über meine Behandlung Heines auf, und hier soll auch eine weitere Fälschung vorkommen. Kurtz schreibt: „Herr Bartels führt die Gedichte an, ‚die den ganzen Lyriker Heine geben‘ und vergißt mehr als die Hälfte: Die beiden Grenadiere, Am Kreuzweg, die Wallfahrt nach Kevlaer, Schlacht bei Hastings. Die Scheidung der Heineschen Lyrik in Balladen und Lieder ist eine mehr oder minder bewußte Fälschung, da er auf die Gesamtdarstellung des Lyrikers Heine abzielt.“ Wenn sich hier eine Fälschung findet, so ist sie jedenfalls nicht von mir, Herr Kurtz; denn es wird hier der Eindruck erregt, als nenne ich „Die beiden Grenadiere“, „Die Wallfahrt von Kevlaer“ überhaupt nicht, und doch stehen sie in allen Auflagen meiner Literaturgeschichte an der richtigen Stelle. Man wird nun allmählich von den Fälschungen Kurtz' genug haben. Die beiden letzten sollen darin bestehen, daß ich „Hölderlins antipatriotische Tendenz“ verschwiegen habe — Hölderlins, dem das Herz um das

Vaterland blutet, antipatriotische Tendenz, o Himmel! — und daß ich behaupte, daß bei uns alles Nichtmännliche und Nichtsittliche jederzeit bekämpft wurde. Ich spreche es positiv aus, daß der deutsche Geist im Männlichen und Sittlichen wurzle, und die Anschauung haben freilich die Herren Kerr und Kurtz, das par nobile fratrum, nicht bei mir zu erschüttern vermocht. Die deutsche Unsittlichkeit beweist Herr Kurtz damit, daß der evangelische Pfarrer Schleiermacher Briefe über die Lucinde geschrieben, der verheiratete Schiller einer Dame eine Reise nach Paris angeboten und Goethe im Konkubinat gelebt habe. Ja ja, der Herr Kurtz ist der richtige Mann, mir Ohrfeigen zu erteilen. Ich will ihm einen guten Rat geben: Wenn er doch wider Erwarten ein Arier germanischester Prägnanz sein sollte, so möge er schnell jene Prozedur an sich vornehmen lassen, durch die man zwar nicht Semit werden, aber doch der edelsten aller menschlichen Rassen näher kommen kann. Man sieht, ich kann mich auch fein ausdrücken.

Im übrigen habe ich das, was Herr Kurtz einigermaßen Anständiges über den Fall Heine in seiner „Taufscheinhistorik" vorbrachte, schon in meinem Heine-Buche berücksichtigt. Herr Kurtz ist der Mann, der Mörike gegen Heine zurückstellt, da in seinen Gedichten noch das konventionelle Rosenband Klopstocks vorkomme — wobei ihm die bei einem so großen Gelehrten doch merkwürdige Verwechslung eines Rosenbandes, mit dem man die Geliebte bindet, und eines, das am Hute eines Bauernmädchens flattert, passiert. Immerhin ist Kurtz Kerr als Literaturhistoriker weit überlegen, und mein Rat wäre daher, die Herren bildeten ein Kompagnie-Geschäft: Kerr & Kurtz oder Kurtz & Kempener, es klänge gar nicht so übel. Und nun stelle man sich vor, wie das große deutsche Volk oder doch ein beträchtlicher Teil desselben unter Führung dieser Firma das Heine-Denkmal errichtet! Wahrlich, das ergäbe eine Farce von geradezu welterschütternder Komik, gegen die die Geschichte vom Hauptmann von Köpenick nur als ganz bescheidenes Schildbürgerstückchen erscheint. Wenn

nur die Angelegenheit nicht einen so furchtbar ernsten Hintergrund hätte!

Über die edle „Frankfurter Zeitung" und ihren Feuilleton-Redakteur Dr. Feodor Mamroth habe ich schon in „Kritiker und Kritikaster" das Nötige gesagt.

Das Ergebnis.

Ich gebe noch einmal eine kurze Übersicht der hauptsächlichsten meinem Heine-Buch feindlich gesinnten Blätter: Von den nationalliberalen haben sich die „Münchner Allgemeine Zeitung", die „Kölnische Zeitung", die „Münchner Neuesten Nachrichten", das „Leipziger Tageblatt", der „Schwäbische Merkur" sehr scharf, die „Krefelder Zeitung" mäßig scharf gegen mich ausgesprochen, streng und gerecht schrieb die „Straßburger Post"; die freisinnigen Blätter waren natürlich alle gegen mich, die „Königsberger Hartungsche Zeitung", den „Fränkischen Kurier", die Naumannsche „Hilfe" habe ich besonders aufgeführt; von den sozialdemokratischen Blättern habe ich die Dresdner „Sächsische Arbeiterzeitung", die „Neue Zeit" und die „Neue Gesellschaft" antikritisch berücksichtigt, von den Judenblättern die „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus", die „Kritik der Kritik", den „Deutschen Kampf", vor allem das „Berliner Tageblatt", das „Literarische Echo", die „Frankfurter Zeitung". Zu diesen meist politischen Blättern treten als mir ungünstig gesinnt noch der „Türmer" (Rudolf Krauß), die (allerdings kaum etwas bedeutende) „Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für Kunst und Literatur", die katholische Zeitschrift „Literarischer Handweiser" und der evangelisch-orthodoxe „Alte Glaube", und von ausländischen Zeitungen und Zeitschriften die „Baseler Nationalzeitung", der „Pester Lloyd", die „New Yorker Revue", die Wisconsiner „Monatshefte", während mir die Pariser „Revue Universitaire" wieder gerecht zu werden versucht und das „Rigaer Tageblatt" meine Partei nimmt. Die Zahl der mir mehr oder minder

feindlich gesinnten Blätter beträgt also 26 — sie würde sich wahrscheinlich, wenn ich alle Besprechungen meines Buches erhalten hätte, noch ganz bedeutend erhöhen, aber irgendwie Neues würden wir aus den noch fehlenden Kritiken schwerlich erfahren, auch kann der Rekord der Gemeinheit, den einzelne Blätter erreicht haben, sicher nicht mehr übertroffen werden. Ich brauche kaum zu erzählen, daß ich die schlimmen Kritiken in der Regel nicht bloß einmal, sondern sehr oft drei- oder viermal zugesandt erhielt — wer die Menschen kennt, weiß ja, daß das immer geschieht —, glücklicherweise besitze ich soviel Selbstbeherrschung, daß ich auch das Böseste (man ahnt ja stets, wo es sich findet) ruhig zurücklegen kann, wie andererseits den Willen, mir nichts zu schenken, und so habe ich trotz der nie aussetzenden Hetze das ganze verflossene Halbjahr tüchtig gearbeitet und erst nach Abschluß der notwendigen Arbeiten die ganzen Kritiken nacheinander gelesen, durchweg ohne tiefere Erregung. Ich setze das hierher, weil noch mehr gute Deutsche in meiner Lage sind und es diese interessieren wird, wie man sich hilft. Selbstverständlich treffen dann ja auch günstige Kritiken ein, und so kann man schon „oben" bleiben und braucht das Vertrauen in die Zukunft nicht zu verlieren. Eine Anzahl dieser mir freundlich gesinnten Blätter habe ich bereits genannt — ich will sie jetzt alle aufzählen, damit das Gegengewicht gegen die feindlichen in dieser Darstellung nicht fehlt, und auch die eine oder die andere Stelle aus ihren Besprechungen zitieren, nicht aus Eitelkeit, sondern damit man sieht, daß der Widerspruch gegen die feindlichen Blätter oft vollkommen ist. Die „Kreuzzeitung" handelte über mein Buch (11. Oktober 1906) an der Spitze des Blattes, wo sonst der politische Leitartikel steht, und sagte u. a.: „Wir versichern dabei, daß Professor Bartels bemüht gewesen ist, Heine nicht ungerecht zu behandeln, und daß sein Bestreben nur deshalb dahin geht, zu verhindern, daß das Denkmal zu stande komme, damit nicht eine ungeheure Lüge das ganze Volk beflecke." In der „Deutschen Welt", der Wochenschrift der „Deutschen

Zeitung", vom 12. August 1906, schreibt Richard Weitbrecht: „Am ausführlichsten ist der zweite Abschnitt: ‚Heine der Dichter und Macher seines Ruhms.' Hier wird eine ästhetisch-kritische Würdigung seiner sämtlichen Werke gegeben, wobei Bartels bis ins einzelnste geht; hier ist er auch, was selbst seine Gegner zugeben werden, am objektivsten; es ist lediglich der mit reichen literaturhistorischen Kenntnissen ausgestattete Ästhetiker, der hier die kritische Sonde anlegt." Was meine Gegner zugegeben haben, haben wir ja gesehen. Weitbrecht hebt auch den wichtigen Satz heraus, den alle meine Gegner unterschlagen haben: „Zusammenfassend sagt Bartels richtig: Ein reines Scheusal ist mir Heine nicht — es gibt überhaupt wohl kaum reine Scheusale —, wir wissen, er hatte als Kehrseite seiner Schwächen allerlei gute Seiten, den Familiensinn seiner Rasse, eine bestimmte Gutmütigkeit, sobald seine Eitelkeit nicht in Frage kommt, auch den jüdischen, freilich sich selbst rühmenden Wohltätigkeitssinn, endlich noch bis zu einem bestimmten Grade die Naivität des Poeten, die, stärker als der jüdische Rationalismus, ihn die Konsequenzen seiner Handlungsweise nicht immer übersehen läßt und ihn im Bunde mit der Beweglichkeit und Grazie seines Geistes bisweilen, freilich recht selten, auch für uns Deutsche liebenswürdig macht. — Dennoch, wenn wir ihn als Menschen scharf ‚stellen', und das müssen wir, da man ihn uns als einen Großen und einen der Unsrigen aufzwingen will, dann erkennen wir doch immer wieder den Lumpen, die Kanaille in ihm." Ich glaube, das Unterschlagen dieses Satzes erklärt sehr viel. — Die „Post" gab einen großen Auszug aus meinem Buche, hob den Charakter desselben als Kampfschrift, dementsprechend die Darstellung scharf sei, hervor und wies auf die Fülle aktenmäßiger Urkunden hin. Noch größere Auszüge, mehrere Artikel, brachte das „Reich" und meinte: „Die Schrift vernichtet den Dichter Heine. Am Maßstabe unserer Ästhetik, die vor allem Wahrhaftigkeit erfordert, zerbricht Heines Dichterruhm ganz und gar. Natürlich nur bei denjenigen, die deutsch fühlen können." — Die „Leipziger

Neuesten Nachrichten" schreiben: „Wie mit wuchtigen, wohlgezielten Keulenschlägen wird dargetan, daß Heine, seitdem ihn die Göttinger Burschenschaft ausstieß, zum gemeinsten Besudler alles deutschen Wesens geworden ist. Sein hündisch-kriechender, dann wieder brutal-rachsüchtiger Charakter empfängt eine allseitige Beleuchtung. Man erfährt, wie der eingebildete Literaturgeck alle möglichen faulen Mittelchen anwandte, um sich zur Weltberühmtheit zu verhelfen. Man merkt, wie lächerlich es ist, den raffinierten, gifterfüllten Poseur zu einem ‚Märtyrer' zu machen." Dann heißt es freilich: „Schade, daß Bartels gar zu sehr den Rassen-Antisemitismus mit hineingebracht hat. Nicht, als ob damit an dieser Stelle über die Judenfrage als solche geurteilt werden sollte. Aber in einer literarischen Abhandlung brauchte das Jüdische und Nichtjüdische nicht so heftig gegeneinander ausgespielt zu werden." Doch, gerade in der Literaturgeschichte ist es nötig, weil man nur hier mit Dokumenten, jüdischen Schriften, arbeiten kann. Über diesen Punkt spricht Dr. Otto Schmidt-Giebichenfels sehr klar in seiner Besprechung für die „Zeitfragen", das Beiblatt der „Deutschen Tageszeitung": „Man muß das Buch auf jeden Fall, unter allen Umständen lesen. Es kann gar nicht warm genug empfohlen werden, da es nicht nur ein besonderes, auf Heine bezügliches, sondern auch noch ein allgemeineres, im besten Sinne öffentliches Interesse hat. Es zeigt nicht nur, wie sich Heine persönlich, literarisch, politisch usw. dem deutschen Volke gegenüber benommen hat, sondern wie sich Juden überhaupt in diesen Dingen, besonders heutzutage, zu benehmen pflegen. Es wirft gar manches überraschend klare Licht auch auf die Gegenwart, auf so viele seiner Rassegenossen, deren Talent noch kleiner, deren Eitelkeit aber noch größer ist." Man wird mir zugeben, daß das die Wut meiner jüdischen Gegner noch ein wenig besser erklärt, aber auch, daß Schmidt und ich durch die Kritiken meines Buches einen neuen Beweis für die Richtigkeit unserer Anschauungen empfangen haben. Die außerordentlich ruhige Schmidtsche Besprechung empfehle ich überhaupt allen Leuten, denen es um die Wahrheit

zu tun ist — will auch für die, denen es nicht um sie zu tun ist, gleich hinzufügen, daß ich keine persönlichen Beziehungen zu diesem Kritiker habe. — Die Aufsätze, die in den „Deutsch-sozialen Blättern“ über mein Heine-Buch erschienen sind, übergehe ich, da man sie einfach als „Parteidienst“ bezeichnen könnte, führe aber wieder einige Sätze aus der „Ostpreußischen Zeitung“ vom 29. September 1906 an: „Der Einwand, daß der Weimarer Literaturhistoriker eben als Antisemit gegen Heine voreingenommen und daher kein objektiver Beurteiler sei, muß für jeden haltlos werden, der das Buch genau gelesen hat“ und: „Was den Dichter anbetrifft, so geht Bartels mit Recht von dem Satze aus: ‚Was einer als Mensch ist, das ist er auch als Dichter, und umgekehrt, des Dichters Vorzüge und Schwächen finden sich im Menschen wieder, wenn darum auch noch nicht alles, was in den Werken des Dichters steckt, in seinem Leben gesucht zu werden braucht.‘ Er beweist dies auch. Man wird Zug um Zug dem Verfasser recht geben müssen, wenn er nachweist, daß die anscheinende Originalität Heines in Wahrheit gar nicht vorhanden ist.“ — Sehr objektiv sagt die „Deutsche Warte“, 4. Oktober 1906: „Bisher waren alle größeren deutschen Werke über Heine, namentlich die von Strodtmann, Prölß, Hüffer, Karpeles dem Dichter freundlich gesinnt. Was gegen Heine geschrieben wurde, z. B. von Pfizer, Goedeke, Heinrich von Treitschke, Viktor Hehn, Franz Sandvoß, war durchgängig nicht sehr umfangreich und hatte vielleicht deshalb weniger Wirkung. In der Schrift von Bartels liegt zum ersten Male ein umfassendes Werk vor, das die ästhetisch-literarische Position Heines bekämpft.“ Von „Gassenjungenton“ ist hier nirgends die Rede. — Außer den bekannteren größeren deutschen Blättern trat auch eine Anzahl unabhängiger Provinzblätter für mich ein. In der „Cannstatter Zeitung“ schrieb Theodor Mauch einen großen Aufsatz, in dem er sich sachlich ganz auf meine Seite stellt, dann freilich bemerkt: „Es soll zum Schluß dieser Anzeige des Bartels’schen Buches nicht verschwiegen werden, daß

Bartels — unbeschadet der Richtigkeit des Urteils, zu dem er über Heine kommt — in der Art, wie er gegen ihn als Person losgeht, sich oft von Zorn und Haß zu weit hinreißen läßt. Es ist ja ganz richtig, die Persönlichkeit des Dichters und Künstlers muß stets, wenn oft auch nur mittelbar(?), einen ethischen Gehalt aufweisen können, insofern ist der Mensch vom Künstler nur schwer zu trennen, auf die Dauer wohl überhaupt nie, aber es bleibt noch ein weites Gebiet des persönlichen privaten Lebens, welches uns bei einer ästhetischen Würdigung gar nichts oder jedenfalls nicht allzuviel angeht. Das vergißt, wie mir scheinen will, Bartels leider etwas oft, und das ist, wenn man es auch nicht als unrichtig gelten lassen will, zum mindesten den Gegnern gegenüber schon rein taktisch unklug; denn dadurch wird in diesen leicht die Anregung geweckt, nun einmal diese oder eine ähnliche Methode gelegentlich auch auf andere Dichter anzuwenden." Mauch vergißt hier 1) daß Heine nicht bloß Dichter war, sondern auch Politiker, Führer des Volkes, als solcher sittliche Persönlichkeit sein wollte, 2) daß ich eine Kampfschrift gegen ein zu errichtendes Denkmal geschrieben (jeder, dem ein Denkmal gesetzt wird, muß auch menschlich verehrungswürdig sein, was noch nicht sagt, daß er gerade ein Heiliger zu sein braucht). Den Versuch, meine angebliche Methode auf deutsche Dichter anzuwenden, können meine Gegner ja einmal machen, sie werden ja sehen, wieweit sie mit ihr bei unseren bedeutenden Dichtern kommen. — Die „Weimarische Zeitung" (ich stehe zu ihr in keiner Beziehung) nennt mein Buch „sachlich, exakt und interessant geschrieben", der „Göttinger deutsche Bote" sagt: „Es kann hier ununtersucht bleiben, wieweit der vielfach gegen Bartels erhobene Vorwurf der Einseitigkeit zu Recht besteht, ob Einseitigkeit und persönliche Färbung eines Werkes überhaupt Fehler sind, und ob nicht so manche ‚Objektivität' nur übertünchte Einseitigkeit (im bessern Falle) oder gar nur eigene Haltlosigkeit ist", der „Generalanzeiger für Düsseldorf" (Prof. H. Kraeger) meint, daß mir „so leicht

niemand sachliche Vergehen nachweisen" werde und konstatiert, daß das Buch „aus einem bewußt deutschen Standpunkt" geschrieben, „den auch der große Treitschke vertrat". — Sehr warme Unterstützung fand ich bei den nationalen und christlich-sozialen Blättern Österreichs. Das „Wiener Deutsche Tagblatt" sagt: „Vielleicht geht Bartels zu weit in seiner Unterschätzung des Dichters Heine, in der des Menschen geht er nicht zu weit, und man kann an seinem Buche nicht mehr vorüber, wenn man künftig von Heine reden will. Der Deutsche, der dieses Buch liest, kann nicht mehr an ein Heine-Standbild denken. Das ist vorbei. Und so wie man für die Aufrichtung eines Heine-Denkmals in gewissen Kreisen sammelt, so sollte man sammeln für den Ankauf und die Verbreitung dieses Heine-Buches in hunderttausend Exemplaren. Durch eine solche Tat wäre dem Heine-Rummel mit einem Schlage der Garaus gemacht." Im „Wiener Deutschen Volksblatt" ist zu lesen: „Immer wieder und nur zu oft mit Recht kämpft Bartels gegen die Wiener Germanistenschule, gegen ihren Begründer Scherer, gegen dessen Schüler Minor, Schönbach, Schmidt und die tausend Journalisten, die unter diesem Kommando stehen. Dieselbe Wiener Journalistik hat Adolf Bartels durch die ungerechte Verurteilung seiner Werke erst recht zum Antisemiten gemacht. Holzner, Konrad, Lothar und alle die anderen haben dem ernsten Literaturhistoriker die besten Beweise für sein Rassendogma geliefert, und heute kommen sie gegen ihn nicht auf, weil sie gegen den unermüdlichen Forscher doch nur flüchtige Essayisten sind. Mit ihren Hetzartikeln haben sie sich selbst nur geschadet, und wenn sie ihn totschweigen wollen, so arbeitet er ruhig weiter. Er hat schon viele bei vielen begraben, und kann auch der Totengräber für diese seine Feinde werden." Es lockt mich nicht, ich bin zufrieden, wenn ich selbst am Leben bleibe. Das „Grazer Tagblatt" brachte einen Aufsatz von Professor Dr. Ferdinand Khull, in dem es hieß: Das Buch „enthält drei große und gründliche Studien, mit denen sich unsere akademischen und nicht akademischen Literatur-

Hebräer in den nächsten Monaten werden eingehend auseinandersetzen müssen, falls sie ihren geliebten Heine auf der schwindelhaften Höhe halten wollen, in die er durch eigne und fremde Schuld geraten ist. Bloßes Wutgeheul und theatralische Entrüstung wird's diesmal nicht tun." Khull bekennt sich zu meiner Lösung des Rätsels Heine: „Die Wahrheit ist immer einfach." Das schon einmal genannte „Rigaer Tageblatt" bemerkt „Es läßt sich die Wahrheit über Heinrich Heine auch nicht unter tausend Schleiern begraben." — Zum Schluß nenne ich noch die geistlichen Zeitschriften „Reformation" und „Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland" („Bartels' Buch ist wieder, wie seine Bücher alle, äußerst lebendig, frisch und im Ausdruck so wohltuend gerade heraus, klar empfunden und ohne Gebrauch der heute so beliebten literarischen und kunstästhetischen Phrase geschrieben ... Das Buch hat im ganzen und im einzelnen eine bleibende literaturgeschichtliche Bedeutung"), ferner die „Hochschulnachrichten" (tadeln meinen „gereizten, ja gehässigen Ton", meinen aber, daß an meinen „eigentlichen Ergebnissen ein besonnenes Urteil kaum viel Wesentliches auszusetzen haben wird") und die „Universitas", endlich den „Hammer" („Gelegentlich überschäumt es wohl einmal, im ganzen aber zeigt es doch wohltuende Objektivität und Gerechtigkeitssinn."). Nimmt man zu diesen 22 Zeitungen und Zeitschriften nun noch die „Straßburger Post" und die „Revue universitaire", die „Kölnische Volkszeitung" und das Luzerner „Vaterland", so hat man genau so viel Stimmen für wie gegen mich.*) Doch wird man nicht verkennen dürfen, daß die Heine-Genossen energischer vorgegangen sind und stärkeren Widerhall gefunden haben. Immerhin wird der ruhige Beobachter aus den Stimmen der nationalen Blätter die Überzeugung gewinnen, daß mein Buch das

*) Inzwischen hat noch die „Deutsche Monatsschrift" in Arthur Sewetts „Heinrich Heine" (Dezember 1906) eine sehr sachliche, das „Grazer Wochenblatt" eine warm zustimmende Besprechung meines Buches gebracht.

nicht sein kann, als was es von gegnerischer Seite ausgeschrieen worden ist, ein Pamphlet. Die Mehrzahl der nationalen Beurteiler hat an dem Ton des Buches durchaus keinen Anstoß genommen, hebt ihn sogar lobend hervor, und da ja nun die Heine-Genossen allerdings die Intelligenz, aber doch nicht die guten Sitten bei uns gepachtet haben, so wird man mir wohl zugestehen müssen, daß ich in dieser Beziehung ein gutes Gewissen haben kann. Wäre ich aber selbst hier und da zu weit gegangen, so haben meine Gegner durchweg alles Maß verloren, schwerlich ist in Deutschland ein doch immerhin beachtenswerter Schriftsteller (man erkenne meine Bescheidenheit!) mit so viel Schmutz beworfen worden wie ich. Das zeugt von fürchterlichem Haß, und in der Tat galt es den Heine-Genossen, den Juden und Judengenossen diesmal nicht bloß, den teuren Heinrich Heine zu retten, man wollte zugleich auch mich vernichten, was ja bei Gelegenheit meines Hauptmann-Buches und meiner „Geschichte der deutschen Literatur" leider noch nicht gelungen war.

Ich will das abschreckende Bild, das man von mir entworfen, hier nicht in allen Einzelheiten rekonstruieren. Literaturpapst, Neidling, eitler Patron, Philister, Fälscher, Gauner, Klosettgewächs, so klang es im lieblichen Gemisch, höchstens ward süßsauer eine gewisse Ehrlichkeit bei mir anerkannt. Ich habe auf die meisten Vorwürfe schon beim Durchgehen der Preßstimmen geantwortet (so wenig Zweck es im Grunde auch hatte; denn natürlich wird man sie auch in Zukunft immer wiederholen, da es ja die Absicht ist, mich durch Verdächtigungen zu töten) und brauchte jetzt kaum noch etwas zu sagen. Aber das wenigstens will ich meinen ehrlichen Gegnern — es sind ja einige wenige dabei — noch zu Gemüt führen, daß, wer deutscher Literaturpapst werden will, es anders anzufangen pflegt als ich. Ein solcher Ehrgeiziger wird sich doch zuerst eine eigene Zeitschrift anschaffen — ich aber habe es in der Regel noch mit denen, für die ich arbeitete, verdorben. Auch der Vorwurf des Neides oder

der Gehässigkeit ist lächerlich: Habe ich manche Autoren scharf verdammt, so habe ich dafür andere auf das eifrigste erhoben und gefördert, und die Reihe dieser ist sehr groß und umfaßt die verschiedenartigsten Talente. Wer könnte es meiner „Geschichte der deutschen Literatur“ gegenüber, die nicht weniger als 104 Einzelcharakteristiken deutscher Dichter enthält, überhaupt ernsthaft bestreiten? Gewiß, der eine Dichter steht mir näher, der andere ferner, aber wer Goethe und die Droste-Hülshoff, Jeremias Gotthelf und Keller, Hebbel und Mörike, Liliencron und Polenz, um nur einige Gegensätze aufzuführen, in ihrer Art gerecht zu werden vermag, der kann gar zu einseitig, gar zu eng und philisterhaft doch nicht sein. Aber die meisten Leute, die über mich herfielen, hatten von dem Umfang meiner Lebensarbeit keine Ahnung, selbst meine Freunde haben es vielfach nicht — wer kann auch meine Anfänge in der „Didaskalia“, die „Grenzboten“-Aufsätze, die nicht bloß literarischer Natur waren, die jahrelange vielseitige Mitarbeit am „Kunstwart“, die fast ebenso umfangreiche an der „Deutschen Welt“, die kritische Tätigkeit für die „Deutsche Monatsschrift“ und das viele Zerstreute, was noch nebenher läuft, überhaupt nur übersehen, wer kennt das ganze Dutzend meiner größeren literaturhistorischen Arbeiten neben der „Geschichte der deutschen Literatur“ und der „Deutschen Dichtung der Gegenwart“, wer kennt alle meine dichterischen Werke: Die Jugenddramen und den „Dummen Teufel“, die „Römischen Tragödien“ und die beiden historischen Romane „Die Dithmarscher“ und „Dietrich Sebrandt“, die „Lyrischen Gedichte“ und den „Martin Luther“? Absprechen über alles dieses ist ja sehr leicht, aber wer nur mit einigem Wohlwollen an meine Leistungen herantritt, wird doch manches entdecken, das Geltung beanspruchen darf. Und wenn man mir nur das Verdienst lassen müßte, daß ich Hebbel wieder bekannter gemacht — meine Tätigkeit für ihn setzt 1886 ein —, so wäre es schon etwas. Doch es ist überflüssig, die Selbstverteidigung noch weiter zu führen: Schon die heftige und unermüdliche Gegnerschaft, die ich

gefunden, beweist, daß ich irgend etwas sein muß. Jawohl, ich möchte dies auch, ich habe Ehrgeiz, ich will etwas durchsetzen, aber, meine Verehrungswürdigsten, über die lächerliche Eitelkeit, die ihr mir unterschiebt, bin ich lange hinaus, die habe ich schon als Journalist verachten gelernt, habe früh die Erfahrung gemacht, daß man nur, wenn man eine Sache hat, streben und kämpfen darf und kämpfen und streben kann. Und diese Sache habe ich. So versucht ihr ganz vergeblich, mich totzuschlagen.

Aber ihr habt ja nicht einmal euren teuren Heinrich Heine gerettet, habt ja allesamt nichts vorzubringen vermocht, was meine Beweisführung in der Hauptsache zu widerlegen im stande wäre. Der größte Teil der gegnerischen Kritiken, das wird kein gerechter Richter bestreiten, besteht aus Schimpfen gegen mich — hat das etwa Beweiskraft? Beweist das nicht, daß ich recht habe? Dann kehren gewisse stereotype Redensarten von Oskar Bulle bis Alfred Kerr immer, immer wieder, vor allem die von der komplizierten Persönlichkeit Heines. Endlich werden die Schwächen meines Stils, die (beabsichtigten) äußerlichen Überleitungen nachgewiesen, wenn's hoch kommt, eine Äußerung über irgend ein Heinesches Gedicht herausgerissen — alles andere sind leere Behauptungen, von denen die, daß sich die Widerlegung meines Buches nicht lohnte, die keckste und — dümmste ist. Nicht einer meiner Kritiker, das stelle ich hier ein für allemal ausdrücklich fest, hat auch nur den bescheidensten Versuch gemacht, mich wirklich zu widerlegen, wissenschaftlich zu widerlegen. Mit der Ausrede, es gehöre ein ganzes Buch dazu, ging selbst derjenige meiner Gegner, dem ich noch den meisten Anstand zutraute, darüber hinweg, obschon doch der Nachweis eines Dutzends angeblicher Verdrehungen oder Entstellungen in meinem Buche vorerst genügt hätte. Sie taten nur immer sehr entrüstet, die Herren, aber sie hatten, wie es scheint, nicht einmal die Geduld, Heines Werke an der Hand meines Buches gründlich nachzuprüfen, sie hüteten sich davor, in der dunkeln Empfindung, daß sie

mir dann zufallen müßten, und redeten lieber von der durch meinen „Ton“ gefährdeten deutschen Kultur. Gründlich widerlegt werden kann mein Buch allerdings nur durch ein gleich umfangreiches, und ich will, liebenswürdig, wie ich nun einmal bin, dem, der es etwa unternimmt, gleich sagen, was er vor allem beweisen muß, wenn er mich „unterkriegen“ will. Er muß zunächst den Beweis führen, daß ich die Tatsachen aus Heines Leben gefälscht oder entstellt habe, und daß, wenn dies geschehen, es mit vollem Bewußtsein geschehen sei, daß ich ferner meine etwaigen Hypothesen ohne zureichenden Grund aufgestellt, daß endlich die von mir nicht mitgeteilten Tatsachen das Bild von Heines Leben vollkommen verändern würden. Ich mache gleich darauf aufmerksam, daß bei dem letzteren Punkt doch die subjektive Anschauung zuletzt als ausschlaggebend erscheinen würde, und daß der Beweis, ob meine oder die gegnerische Anschauung die richtige sei, zwingend gar nicht zu führen wäre. Jedenfalls aber bliebe eine sehr starke Belastung des Heineschen Schuldkontos. Was dann den ästhetischen Teil meines Buches anlangt, so hätte man zunächst den allgemeinen Satz, daß sich Mensch und Dichter nicht entsprechen, zu begründen und weiter das Judentum Heines als für die Art seiner Produktion nicht bedeutsam nachzuweisen. Im einzelnen wäre der Nachweis zu erbringen, daß Heine sich seine Motive, Bilder, Anschauungen usw. nicht, wie ich behaupte, größtenteils von deutschen Dichtern (wenn auch zu selbständiger, allerdings vielfach nur parodistischer Verwendung) angeeignet, sondern sie selbst geschaffen habe. Oder, wenn man behauptete, daß jeder Dichter diese Dinge überliefert erhalte, so müßte man das auch nachweisen, entgegen meinem Satze, daß der bedeutendere Dichter sich nicht bloß seine Form und Sprache, sondern selbst seinen Stoff, den Gehalt seines Stoffes und dessen Erscheinungsart, schafft. Hier würde man, wie ich gleich bemerken will, den allerschwersten Stand haben, denn die Heineschen Entlehnungen sind größtenteils längst vor mir erkannt und ganz augenscheinlich. Meine Kritik der einzelnen Gedichte Heines könnte

man wohl hier und da mit Glück bestreiten, aber da hier ja wieder das subjektive Urteil entscheidet, so hätte das bitter-wenig Wert. Schwerer würde es meinen Gegnern schon fallen, die von mir geschaffenen „Kategorien" Heinescher Gedichte als willkürlich nachzuweisen, da die Heinesche Formgebung unbedingt stark verstandesmäßig ist. Auch meine Urteile über die feuilletonistischen Werke Heines sind jedenfalls schwer widerlegbar. Mein ästhetisches Gesamturteil über Heine wäre dann zum Schluß zunächst wahrheitsgemäß aus meinen verschiedenen Äußerungen zu entwickeln und dann auf Grund des beigebrachten neuen Materials oder selbständiger ästhetischer Ansichten zu widerlegen — auch hier würde zuletzt wahrscheinlich Mann gegen Mann stehen. Das würde auch bei der Erklärung des Rätsels Heinrich Heines der Fall sein, aber hier würde ich sicher gut abschneiden; denn den von mir beigebrachten Angriffen Heines auf Deutschland und alles Deutsche lassen sich freundliche Aussagen in gleichem Umfang nicht gegenüberstellen, auch ist es unmöglich, bei Heine selbständige politische und philosophische Anschauungen von höherer Bedeutung nachzuweisen. Mein Schlußurteil über die Gesamterscheinung wäre gleichfalls erst der Wahrheit gemäß zu entwickeln, und es kämen ihm, seiner schroffen Form natürlich, die von mir mitgeteilten Übertreibungen jüdischerseits, die Heine geradezu neben Goethe stellen, zu gute. Man sieht, eine Widerlegung meines Buches wäre eine sehr schwierige Arbeit und könnte doch kaum zur Entscheidung führen, da zuletzt immer subjektive, persönliche, Rasseanschauungen einander gegenüber treten würden. Gewiß, jüdische Sophistik könnte den S c h e i n hervorbringen, als ob ich hier und da widerlegt sei, aber selbstverständlich würde man bald hinter diese Sophistik kommen, und im Kern bliebe mein Buch doch unanfechtbar — selbst dann, wenn einige wirkliche Irrtümer nachgewiesen würden.

So erscheint es viel praktischer, statt mich zu widerlegen, einfach meinen Antisemitismus anzugreifen, und die Heine-Genossen alle haben es denn auch getan. Es ist dem

Judentum gelungen, durch unermüdliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung den Antisemitismus als etwas vor Gott und Menschen Verwerfliches hinzustellen, und so ist jeder, der sich zu ihm bekennt, a priori verdammt. Mit der Sozialdemokratie, die doch moralisch sicher tiefer steht, denn sie bekämpft die eigenen Volksgenossen viel bösartiger als wir die fremde Rasse, kokettiert man, aber Antisemit zu heißen scheut auch das tapferste deutsche Männerherz in der Regel — nur die ganz Bösen nehmen den Fluch auf sich. Nun, ich bin Antisemit, bin sogar stolz darauf es zu sein, aber leichtsinnig bin ich es nicht geworden, die Gründe für meinen Antisemitismus habe ich, für jede Art des Kampfes gegen die Juden bin ich nicht zu haben, und Nurantisemit bin ich noch lange nicht. Wie meine ganze Generation im Liberalismus erwachsen, habe ich einst auch für Heinrich Heine geschwärmt, habe noch als Student ein Gedicht (frei nach Strodtmann oder Schuré) auf ihn gedichtet (es taugt nicht sehr viel), habe ihn noch Anfang der neunziger Jahre in einer „Art Apologie" verteidigt, obgleich ich schon damals wußte, daß man um sein Judentum nicht herumkäme. Und auch für seine Rassegenossen bin ich bis in jene Zeit öffentlich eingetreten und habe vielfach mit ihnen verkehrt. Aber man ist nicht umsonst vier Jahre lang in Frankfurt a. M. Redakteur, man lernt nicht umsonst ein Judenblatt wie die „Frankfurter Zeitung" gründlich kennen, man verkehrt nicht umsonst lange mit Juden, mögen es auch in ihrer Art hochanständige und gebildete Leute sein. Den entscheidenden Anstoß zur Abwendung vom Radikalismus hat mir die Behandlung Bismarcks durch die jüdischen und sozialdemokratischen Blätter nach seinem Sturz gegeben — daß auch angeblich nationale Blätter bei der Kampagne gegen den großen Alten beteiligt waren, weiß ich sehr wohl und gedenke es auch keineswegs zu verzeihen. Aufs Schlachtfeld rief mich dann die Erkenntnis, daß unserer Literatur durch die stetig zunehmende Verjudung eine große Gefahr drohe, und in meinem satirischen Epos „Der dumme Teufel",

das 1895 geschrieben wurde, wird man die ersten Spuren einer Opposition gegen das Judentum finden, einer noch sehr harmlosen Opposition — die Juden bekommen nicht mehr Hiebe ab als jeder deutsche Stand, aber ich mußte schon hier merken, daß das Judentum unter allen Umständen tabu sein wolle. Meine „Deutsche Dichtung der Gegenwart" charakterisierte darauf den größtenteils jüdischen Feuilletonismus bereits ziemlich scharf, gab aber noch zu, daß die ältere Generation der Juden meist das Geschäft nicht mitgemacht, wie ich denn in der Tat Juden gekannt habe, die Heine und Lindau und Blumenthal ablehnten und an Platen und Rückert festhielten. Erst in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" war ich im stande, den unheilvollen Einfluß des Judentums auf unsere Literatur, der im Salon der Rahel beginnt und progressiv gewachsen ist, geschichtlich genau zu umgrenzen und festzustellen, und seitdem bin ich der bestgehaßte unter den deutschen Schriftstellern und muß fortwährend kämpfen. Natürlich habe ich es mir zur Regel gemacht, auf jeden jüdischen Angriff nicht bloß durch Abwehr, sondern gleich durch einen Gegenangriff zu antworten, die Offensive liegt nun einmal in der deutschen Natur, und so kann es denn noch manch liebes Jahr weitergehen, wenn ich am Leben und gesund bleibe. Der Kampf ist notwendig, und wenn man einmal auf dem Schlachtfelde ist, dann läuft man nicht mehr davon, dann kämpft man bis zum Umsinken. Das aber will ich doch der Wahrheit gemäß feststellen, daß ich noch bis heute zu keiner antisemitischen politischen Partei gehöre, so oft man mich natürlich aufgefordert hat, einer beizutreten, daß ich politisch ganz allgemein national und konservativ bin und dies auch zu bleiben gedenke, daß ich weiter die Juden weder ausrotten noch aus dem Lande treiben, nur ihren Übergriffen durch gesetzliche Maßnahmen entgegengetreten sehen will, daß ich speziell auf dem Gebiete der Literatur absolut nur die Selbsthilfe der Deutschen als berechtigte Waffe ansehe — auf wirtschaftlichem Gebiete kann und muß man die Schwachen gesetzlich schützen, auf

geistigem, künstlerischem sowohl wie wissenschaftlichem, muß ein freies Ringen stattfinden. Wir Deutschen sind hier auch in der Tat sehr viel stärker als die Juden, sie nehmen im Grunde alle und alles von uns, nur die „Aufmachung“ ist ihr eigen — es wäre eine Schande, wenn wir sie auf diesem Gebiete nicht in dem nötigen Maße zurückzudrängen vermöchten. Freilich, sie sind schlauer, gewandter, unehrlicher als wir, aber wir kennen ihre Praktiken doch jetzt allmählich, auch ist das große Publikum schon aufmerksam geworden. Das eine, was not ist, ist Mut, Einsetzen der Existenz, Verzicht auf die leichten und daher auch wenig haltbaren Erfolge, wie sie das Judentum durch seine Geldmacht und seine Presse zu verschenken vermag — der Anfang ist gemacht, schließen wir Geistesarbeiter deutscher Abstammung uns enger zusammen, lassen wir keinen Juden mehr an unseren Blättern mitarbeiten, arbeiten wir nicht mehr an den Judenblättern, wecken wir das Gewissen unserer Verleger, stärken wir das Rückgrat der nichtjüdischen Theaterleiter usw. usw.! Die Wege liegen deutlich vor uns, gehen wir sie! In einem Menschenalter können wir das Judentum ganz gut aus dem usurpierten Gebiet herausschlagen. Daß wir sie nicht brauchen, erweist klar der Umstand, daß unsere ganze ungeheure Dichtung und Philosophie bis zu Goethes Tod hin ohne jede Mitwirkung der Juden (denn den einen Moses Mendelssohn werde ich ja unterschlagen dürfen) geschaffen worden ist.

Allerdings, die jüdische Macht ist sehr groß, und wenn man auch auf sie aufmerksam geworden ist und sie bekämpft, so haben auch die Juden immer besser die Mittel, sich ihren Einfluß zu erhalten und ihn auszubreiten, kennen gelernt. Schon gelten Juden als des deutschen Kaisers Berater, schon sind nicht weniger als drei Männer, die jüdisches Blut in den Adern oder eine jüdische Frau haben, Minister und Staatssekretäre, von den seit Jahrzehnten jüdisch verseuchten Berliner Geheimratskreisen ganz abgesehen. Und man kann sehr wohl den soeben losgebrochenen Kampf gegen das Zentrum,

in dem wir nationalen Männer mit den jüdisch-gesinnten Freisinnigen und den völlig zersetzten Nationalliberalen in einer Front fechten und sie womöglich auf unsere Kosten stärken sollen, als von den Juden inszeniert und nur zu ihrem Vorteil bestimmt ansehen, so froh man andererseits auch über den Zusammenbruch der unnational, kleinlich und töricht geführten Zentrumsherrschaft sein darf. Manche Nationale sehen das nicht, sie meinen überhaupt, sie könnten gut national und brauchten nicht antisemitisch zu sein. Aber sie sollten sich lieber nichts vormachen: Ohne klare Erkenntnis der Gefährlichkeit des Judentums und die ihr entsprechende Abweisung und Bekämpfung auf allen Gebieten kann man heute in Deutschland gar nicht national sein. Doch wir wollen hier nicht bei den Kämpfen des Tages verweilen, wir wollen über sie hinausblicken, wollen die großen Kämpfe der Zeit, die Kämpfe der Völker schauen. Wir leben im Zeitalter des bewußten Nationalismus, alle Kulturvölker haben gelernt, daß Kultur und Zivilisation zweierlei ist, daß eine wertvolle Kultur nur auf dem Grunde eines unerschütterten Volkstums möglich ist, daß gerade das Zerfallen in Nationen die heutige Menschheit vor dem Schicksal der alten Welt mit ihrem Völkerchaos und der allgemeinen Verkommenheit bewahrt. Der alte Kosmopolitismus ist überall aufgegeben, die modernen Verkehrserleichterungen haben die Völker nicht einander näher geführt, sondern ihr besonderes Wesen und den Stolz darauf erst ausgebildet, wie denn der selbstbewußte Mann dem andern immer „schärfer“ gegenüber steht als der Jüngling dem Jüngling. Natürlich sind trotzdem auch internationale Tendenzen im Völkerleben vorhanden, eben die zivilisatorischen, aber an das Grundwesen der Nationen kommen sie an und für sich schwer heran. Da sehen wir nun, wie sich das überall verstreut lebende Judenvolk überall zum Träger dieser internationalen Tendenzen macht, natürlich nicht zum selbstlosen, daß es faktisch das Völkerchaos will, weil es, sich noch immer für das auserwählte Volk haltend und seines Rassencharakters sicher, dieses

dann zu beherrschen hofft. Das ist die Judenfrage, vom höchsten Gesichtspunkt aus gesehen. Gegen eine ehrliche Vertretung der internationalen Interessen wäre nichts einzuwenden, da diese ja da sind, wohl aber ist ein internationales Ausbeutersystem, das die innere Schwächung aller Völker zur Bedingung hat, unerträglich, und nichts anderes bedeutet die Herrschaft des Judentums, sie ist nur im Bunde mit der Decadence unter allen Völkern denkbar. Äußerlich kann eine scheinbare Blüte da sein, wie denn ja das moderne Judentum, um Geld zu machen, selbstverständlich eines allgemeinen Aufschwunges von Handel und Industrie (auf Kosten der gewerblichen Kleinarbeit und des Landbaus) bedarf, aber der Wurm in der Blüte wird nie fehlen. Man kann es ruhig und bestimmt in dem einen Satze aussprechen: Zunahme des jüdischen Einflusses bedeutet nationale Zersetzung auf allen Gebieten. Für die Literatur kann ich es mit absoluter Sicherheit nachweisen: Die dreißiger und die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, wo die Börne und Heine mit dem jungen Deutschland und dann die Lindau und Blumenthal mit dem Feuilletonismus herrschten, bedeuten unbedingt einen Tiefstand unserer Dichtung, und vielleicht steht heute wieder einer bevor. Schon Carlyle hat ja, wenn ich recht berichtet bin, allerdings etwas übertreibend gesagt: „Es gibt längst keine deutsche Literatur mehr, es gibt nur noch eine jüdische Literatur in deutscher Sprache." Auch die größten jüdischen Talente halten mit unseren Großen niemals einen Vergleich aus, leben in der Regel sogar zuletzt auf Kosten unserer Begabungen. Man braucht nur Heine und Mörike, Auerbach und Gotthelf, Mosenthal und Hebbel, Lindau und Fontane, Fulda und Wildenbruch zusammenzustellen — immer haben die Juden die großen Erfolge des Tages gehabt, unseren Großen Licht und Luft entzogen, um dann freilich doch eines Tages als das Zeitsurrogat erkannt zu werden. Ich will hier nicht die schlechthin gemeinen Talente der Juden aufzählen, von denen nicht die Decadence, sondern direkt die Verkommenheit

ausgeht (allein die Überbrettl=Episode ergäbe hinreichend Material), ich will nur an die feinen und vornehmen Talente der Juden selbst erinnern, die hier und da auftauchen — entweder werden sie, da sie zuletzt immer erkennen müssen, daß sie nicht im höchsten Sinne schöpferisch sind, unglücklich und töten sich selbst, oder auch sie sinken zu Machern herab. Nomina sunt odiosa, man weiß, an welche Jüngsten ich hier denke.

Übrigens hat das bessere Judentum die Gefahren, die das Leben in fremder Kultur mit sich bringt, bereits selbst erkannt, der Zionismus will wieder den Abschluß von den Gastvölkern, und ein Dr. jur. Weiß wagt es, an die „Konservative Monatsschrift" zu schreiben, daß ein „literarischer Antisemitismus à la Adolf Bartels und eine gewisse Abneigung gegen Heine" durchaus verständlich seien. In einer Neuausgabe von Leopold Komperts Werken schreibt Dr. Stefan Hock: „Wie so viele Juden der liberalen Ära, wie vor allem Berthold Auerbach, fühlte er (Kompert) sich zugleich als Jude und als Deutscher. Er wollte von einer Unvereinbarkeit dieser beiden Tatsachen nichts wissen, und sein Lebenswerk war dahin gerichtet, beiden gerecht zu werden. Unsere Zeit steht solchem Bestreben skeptisch gegenüber. Man hat erkannt, daß es nicht nur religiöse, daß es auch nationale Bande sind, die selbst solche Juden, die längst ihren Kinderglauben abgeworfen, mit ihren Stammesgenossen verknüpfen. Man hat es hüben und drüben erkannt. Zahlreiche Juden beginnen sich wieder als Angehörige eines selbständigen Volkes zu fühlen, sie streben nach einer neuen staatlichen Organisation und blicken sehnsüchtig nach Zion. Und auf der anderen Seite erhebt die Rassetheorie ihr Haupt und ruft: Nie kann der Jude Deutscher werden. Nur klein ist das Häuflein derer, die das Heil in einer vollständigen Amalgamierung sehen . . . Sie glauben, daß die jüdische durchaus als Staatsreligion gedachte Religion ein Hindernis der Assimilierung sei, und sehen daher in dem Übertritt die notwendige Voraussetzung einer solchen." Hier fehlt nur der Hinweis darauf, daß die große Masse der Juden die Dinge so will, wie sie liegen,

ihren Einfluß ungehindert, ihre Macht steigend und damit unsere nationale Zersetzung fortschreitend. Mit dieser haben wir es vornehmlich zu tun, zu dieser halten unsere Liberalen, ihr entstammen die Heine=Genossen und meine grimmigsten Gegner. Diesen Juden sei also zum Schlusse gesagt: Auch euch wollen wir nicht töten oder aus dem Lande jagen, aber wir wollen uns vor euch schützen. Es ist möglich, daß Gott euch mitten unter uns gesetzt hat, damit wir uns unseres Volkstums um so eher bewußt werden und bewußt bleiben, damit wir mit euch kämpfen, damit wir euch überwindend die hohe nationale Kultur schaffen, die uns vorschwebt. So können wir uns Erscheinungen wie euren Heine eine Zeitlang gefallen lassen, können zusehen, wo die Dinge hinaus wollen, können die gräßliche Theater= und Preßwirtschaft, die ihr unter uns eingerichtet habt, eine Zeitlang dulden; aber nur als Pfahl im Fleische, der uns mahnt, uns aufzuraffen, unserer Gesundheit nachzustreben, unsere Volkskraft zu erneuern. Nur von diesem Gesichtspunkte aus seid ihr für uns erträglich. Bildet ihr euch aber ein, daß wir euretwegen da seien, nur ein Ausnutzungsobjekt für euch, da werdet ihr eines Tages die Erfahrung machen müssen, daß es doch noch Ghettos für euch gibt, nicht wirkliche, aber geistige.

Den Schluß dieser meiner Verteidigung möge eine Stelle aus dem Briefe eines Göttinger Studenten an mich bilden: „Ihr Buch wird erreichen, was es erreichen soll — — wenn auch erst spät. Die Menschen sind so: sehen sie einen Blitz aufleuchten, wenn kurz vorher noch die Sonne schien, so wundern sie sich. Ballen sich dann immer mehr Wolken zusammen, so erkennen sie endlich, daß ein Gewitter kommen mußte, weil es den ganzen Tag so schwül war. Dann ‚haben sie es sich gleich gesagt' und danken den Wolken für den Regen, der die Natur erquickte. — So werden die lieben Deutschen sich auch über ihre Beziehung zu Heine klar werden, werden verstehen, was er selber sagt:

Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich."

Unter der Spitzmarke „Achilleion am Wannsee“ schrieb das „Berliner Tageblatt“ vom 28. Dezember 1906 offiziell, nachdem schon vorher allerlei verlautet:

„Was die Kaiserin Elisabeth auf Korfu für Heinrich Heine getan hat, wird jetzt Frau Wertheim (früher Truth) auf Kladow für ihn tun. Hier soll sich wie dort ein Heine-Denkmal erheben. **Wert: 200000 Mark.** Ausführung: Kuno v. Uechtritz. Die Stelle ist schön genug, und es ist nur zu bedauern, daß sich die freigebige Dame nicht mit dem Künstlerkomitee für ein deutsches Heine-Denkmal in Verbindung gesetzt hat, das schon besteht, und das der Öffentlichkeit eine Garantie für die Würde des Monumentes geboten hätte. Nur so konnte die nationale (!) Sache auch eine nationale (!) Angelegenheit werden. Jetzt wird sie eine private der Erbauerin bleiben.“

Die ganze Heine-Denkmalangelegenheit halte ich damit für diesmal erledigt: Es gibt kein öffentliches Denkmal. Den Leichtsinn, sich neben Madame Wertheim, und den traurigen Mut, sich neben Alfred Kerr und Genossen zu stellen, wird keine deutsche Regierung, die Bürgerschaft keiner deutschen Stadt aufbringen.



Anhang.

Sogenannte wissenschaftliche Kritik.

Die Gelegenheit, daß das zweite Tausend dieser Schrift hervortritt, benutze ich, ihr noch einen Anhang zu geben. Wie nicht anders zu erwarten, hat sich bei mir im verflossenen Jahr noch allerlei Heinebuch-Material angesammelt, im besonderen liegen einige verspätete Äußerungen von „Männern der Wissenschaft" zu meinem Buche und zu meiner Person vor, über die ich nicht stillschweigend hinweggehen kann. Besonderes Vergnügen macht mir das Herumstreiten selbstverständlich längst nicht mehr, aber ich halte es für meine Pflicht, auf dem Posten stehen zu bleiben, den ich einmal eingenommen habe, bis der Kampf, den wir nationalen Deutschen erst nach schwerer Reizung aufgenommen haben, so oder so entschieden ist.

Wie ich über die heutige deutsche Literaturwissenschaft oder besser den heutigen literaturwissenschaftlichen Durchschnittsbetrieb denke, habe ich zwar bisher noch nirgends gründlich auseinandergesetzt, aber doch an vielen Stellen meiner Schriften hinreichend angedeutet. Daß manches Gute und Nützliche hervorgebracht wird, daß unter den eigentlichen Fachgelehrten tüchtige Arbeiter und auch vornehme Geister sind, bestreite ich nicht, wenn ich auch das Vorherrschen der philologischen Methode bedauere und mir der wissenschaftliche Ertrag nicht immer in dem richtigen Verhältnis zu der auf-

gewandten Mühe zu stehen scheint. Jedoch, es gibt eine Art modischer Literaturgelehrter, der es mir weniger um Förderung der Wissenschaft als um persönliche Geltung zu tun scheint, und dieses modische Literaturgelehrtentum hat sich mit dem Judentum verbündet und beherrscht unser literarisches Leben, nicht bloß die Literaturwissenschaft an den Universitäten, sondern größtenteils auch das wissenschaftliche Zeitschriftenwesen, zuletzt selbst Theater und Tagespresse, also die deutsche Literatur überhaupt. Diese Herrschaft der Juden und Judengenossen — ich kann kein anderes Wort wählen — halte ich nun für national höchst verderblich und kämpfe nach Kräften gegen sie an, natürlich nicht bloß mit Streitschriften, sondern mit positiver literaturwissenschaftlicher Arbeit, so gut ich sie denn leisten kann. Man hat gesagt, daß ich mich von der „Zunft" verfolgt oder a priori abgelehnt geglaubt habe und sie deshalb bekämpfe. Aber die Zunft als solche, die Gesamtheit der in Amt und Würden befindlichen Literaturhistoriker hat mich nie geniert, ich würde auch die Schererschule kaum angegriffen haben, wenn sie nicht eben mit dem modischen Literaturgelehrtentum im ganzen identisch wäre. Über den Rahmen einer Clique geht dieses sicherlich weit hinaus, es fällt mir auch nicht ein, ihm die mit der Cliquenwirtschaft in der Regel verbundenen Ungehörigkeiten vorzuwerfen; nein, wenn ein passender Vergleich für die Verbindung, in der die modischen Literaturgelehrten miteinander stehen, gefunden werden soll, so muß man etwa an eine wirklich solide Aktiengesellschaft erinnern, die den Markt beherrscht, und zu der sich alle Branchegenossen freundlich stellen müssen, wenn sie ein leidliches Geschäft machen wollen. Die Aktiengesellschaft arbeitet natürlich auch und läßt arbeiten, ihr Hauptbestreben aber ist es, den Preis ihrer Produkte zu halten und allen ihren Mitgliedern möglichst hohe Dividenden zu verschaffen — man möge gütigst die Übertragung der Bilder aus dem Geschäfts- ins wissenschaftliche Leben selber vornehmen. Der Vorstand der deutschen Literatur-Aktien-

gesellschaft sitzt in Berlin, sein Präsident ist Erich Schmidt, die jährliche Generalversammlung findet in der Pfingstwoche zu Weimar gleichzeitig mit der Tagung der Goethe-Gesellschaft statt, ein Aufsichtsrat fehlt leider noch, ebenso die Staatsaufsicht. Doch genug des Scherzes in dieser bitterernsten Sache — das ist unzweifelhaft, auch von allen guten Deutschen eingesehen, daß der heutige Literaturbetrieb ein Unglück für unser Volk ist, und daß im besonderen die Literaturwissenschaft ihre Aufgabe, unsere Gesamtliteratur fruchtbar für das Leben unseres Volkes zu machen, schlecht erfüllt. Wohl weiß ich, daß die ernste Wissenschaft sich ganz an die Vergangenheit hingeben muß, wenn sie Schätze für Gegenwart und Zukunft des Volkes, dem sie dient, zu Tage fördern soll, aber es kann der „Archäologie“ doch auch zu viel, das echte Leben der Gegenwart kann durch diese erstickt werden — man hat durch die philologische Literaturwissenschaft sicherlich schon mancherlei erstickt. Wenn nun aber gar diese Archäologie sich modisch gebärdet, wenn man an ihren Vertretern die Kennzeichen des echten Gelehrtentums, die selbstlose Hingabe vor allem, überhaupt nicht mehr findet, wenn augenscheinlich mit einer historischen Wissenschaft für den Tag, um den Erfolg gearbeitet wird, nicht für die ernste Gegenwart und das Volksganze, dann sieht es noch um so bedenklicher aus. Und ich fürchte, meine Charakteristik eines bestimmten Teils unserer modernen Literaturwissenschaft stimmt: Man hat die nationalen Instinkte in ihm völlig verloren und treibt teils reine Plusmacherei, teils eine oberflächliche, hier und da allerdings geschickt verkappte Feuilletonwirtschaft, bei der die deutsche Seele zu kurz kommt oder gar Schaden nimmt. Die intime Verbindung mit dem Judentum ist die Hauptursache dieses Herabkommens. Und sie führt noch zu schlimmeren Dingen.

In der „Deutschen Welt“, der Wochenschrift der Berliner „Deutschen Zeitung“, Nr. 25 vom 24. März 1907, war unter dem Stichwort: Eine „schöne“ Objektivität das Folgende zu lesen:

Bis vor zwei Jahren war Erich Schmidt der erklärte Liebling aller jüdischen Literaten, und die Kritiker der jüdischen Presse versäumten nie, ihren Lesern den Namen Erich Schmidts mit irgend einem epitheton ornans vorzusetzen. Diese merkwürdige Liebenswürdigkeit hatte eine sehr einfache Ursache. Im Kampfe um Heinrich Heine war Erich Schmidt nach eigenster Überzeugung stets für ihn eingetreten. Geschmeichelt quittierte die jüdische Presse, voran das „Berliner Tageblatt", in süßen Flötentönen. Die zarte Musik brach jedoch mit einem grellen Mißton jäh ab, als Erich Schmidt bei der Schiller-Feier im Jahre 1905 eine nach jüdischer Auffassung „despektierliche" Bemerkung über Heine machte. Von diesem Augenblick an tauchte der Name Erich Schmidt nur noch in den unumgänglichsten Fällen in der jüdischen Presse auf, und dann ohne jedes anerkennende Wort. Der „verdienstvolle Gelehrte" war er nun nicht mehr, allerdings hütete man sich auch vor einer tadelnden Beigabe; dazu war man schlau genug. Am 1. März d. J. nun fand in Berlin eine Heine-Feier statt, auf der Erich Schmidt die Festrede hielt. Man höre, was das „Berliner Tageblatt" zu Erich Schmidts Ausführungen zu sagen hatte. Nach einigen einleitenden Sätzen fährt es fort: „Professor Erich Schmidt betrat das Podium zuerst, um die Festrede zu halten. Jung wie immer und mit der ihm eigenen Frische und Klarheit sprach er über Heines Bedeutung für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens. Der Moment, der seinen Vortrag besonders charakterisierte, war der einer schönen Objektivität, der er sonst nicht immer ergeben ist, und die ihn erst kürzlich einmal bei einer Äußerung über denselben Dichter, dem gestern seine Worte galten, verlassen hatte." Das läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Entweder du lobst diesen jüdischen Abgott ohne jeden Vorbehalt, dann hast du eine „schöne Objektivität", findest du aber neben seinen guten Seiten auch eine schlechte, so fliegt dir prompt ein Anathema in den Nacken, und schreckliche Rache verfolgt dich, bis — nun, bis du wieder „reumütig zurückkehrst". Dann hast du deine schöne Objektivität wieder gefunden, „der du sonst nicht immer ergeben bist". Mit stillem Vergnügen stellen wir fest, daß es bei der Wahrnehmung jüdischer Interessen eine ganz besondere Art von Objektivität gibt, und wir stellen dem „Berliner Tageblatt" das Zeugnis aus, daß es diese Art von Objektivität noch ganz besonders „schön" zu handhaben versteht.

Soweit die „Deutsche Welt". Die Leser meines Heine-Buches wissen, daß Erich Schmidt in Frankfurt geäußert hatte: „Hätte er, Heine, damals für die schlimmsten Schimpfworte mal eine Tracht Prügel bekommen, so wäre das kein großes Unglück gewesen, aber es ist doch wahrhaftig nicht nötig, heute deshalb Entrüstungsversammlungen abzuhalten."

Darauf hatte zwar, wie die „Deutsche Welt“ richtig bemerkt, die Berliner Judenpresse schlauerweise geschwiegen, aber keineswegs die „Frankfurter Zeitung“, die vielmehr den Übeltäter folgendermaßen anfuhr: „Wir gestehen offen, daß uns alle antisemitischen Entrüstungsversammlungen harmloser dünken als diese erstaunliche Roheit eines deutschen Literaturprofessors und angeblichen Verehrers von Heinrich Heine.“ Trotzdem ließ sich Schmidt von der Berliner freien Studentenschaft, die wesentlich aus Juden besteht oder doch von ihnen beherrscht wird, als Redner für die zu Gunsten des Fonds für ein Heine-Denkmal veranstaltete Feier gewinnen und leistete, wie der Bericht des „Berliner Tageblatt“ zeigt, in der Tat das „Pater peccavi“, das man von ihm erwartet hatte. Ich gestehe aufrichtig, daß alles dies meinen Begriffen von deutscher Gelehrtenwürde nicht ganz entspricht. Da verhöhnt man die katholischen Gelehrten, die sich, um ihr Seelenheil besorgt, der Kirche unterwerfen mit dem üblichen „Laudabiliter se subiecit“ — ist nicht dies Zusammenknicken vor dem Judentum weit schlimmer? Was Erich Schmidt bei der Heine-Feier über den großen jüdischen Dichter gesagt hat, ersehen wir aus einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ vom 6. März 1907. Er lautet vollständig:

Die Heine-Feier, die die Berliner freie Studentenschaft kürzlich im neuen „Schillersaal“ in Charlottenburg zu Gunsten des Fonds für ein Heine-Denkmal veranstaltete, nahm einen selten schönen Verlauf. Zunächst betrat Professor Dr. Erich Schmidt die Rednerbühne, um in einer einleitenden Ansprache den großen deutschen Dichter Heinrich Heine zu würdigen. Der Redner betonte, daß die Deutschen seit Goethes Königtum keinen Dichter besessen hätten, der sich weniger aus der deutschen Lyrik und auch aus der Entwickelung der deutschen Prosa wegdenken ließe als Heine. Man könnte leichter auf die Uhland und Eichendorff denn auf Heine verzichten. Die verschiedenen gegen Heine gerichteten Angriffe ließen sich leicht widerlegen; nicht viel mehr bleibe übrig, als daß Heine ein guter Hasser war und unter Umständen sich an Preßtreibereien beteiligte. In jüngster Zeit habe man sogar dem eigenartigsten der neueren deutschen Dichter die Selbständigkeit abzusprechen versucht; dem gegenüber genügt es, an die hohe Schätzung zu erinnern, die Heine bei einem Dichter wie Hebbel genoß, und Erich Schmidt erinnert sich noch gern der stillen Stunde,

in der ihm Theodor Storm bewundernd von dem unvergleichlichen Zauber der „Loreley" sprach. Dann Heine „der Jude". Kann es einen sinnloseren Vorwurf geben als diesen, bei einem Manne, der die Probleme der Antike, des Juden- und Christentums in sich durchgekämpft, bei dem Rheinländer, der seine Zeit germanischer Schwärmerei so gut durchgemacht hat wie jeder andere junge deutsche Zeitgenosse, der feuriger Anhänger Friedrich Wilhelms III. und Luisens war, der den Hymnus „Deutschland ist noch ein kleines Kind" gedichtet hat? War auch Heine, wie den meisten seiner Zeitgenossen, patriotische Befriedigung versagt, übernahm er sich auch in Angriffen auf deutsche Obrigkeiten und deutsche Fürsten, so hat ihm doch deutsches Volksbewußtsein, deutsches Nationalgefühl niemals gemangelt. Ebenso stellen sich die beliebtesten der übrigen Anwürfe wider Heine als Legende, oder wie man im älteren Deutsch witzelte, als Lügende dar. Heine hat sich begreiflicherweise in der Pariser Gesellschaft, die ihm alle Türen öffnete, wohl gefühlt, er hat sich die Huldigungen von Geistern wie Sainte-Beuve und die George Sand gern gefallen lassen. Aber er hat seine Feder niemals an Frankreich verkauft, die viel besprochene „Pension" wirft keinen Makel auf seinen Charakter. Auf sein Pariser Leben fällt überhaupt kaum ein leichter Schatten. Wie Goethe durfte er von der Lebensgefährtin sagen: „Die Kleine, ich hielt sie im Liede reine." Auch das gegen Heine gemünzte Schlagwort „Talent, doch kein Charakter" trifft den Dichter nicht. Was ist denn Charakter? Heines Wesen ist viel zu kompliziert und zu wechselnd, um in eine bestimmte Schablone gegossen zu werden. Sein Charakter bestand eben in der Erhaltung der ihm inne wohnenden Gaben. Auf Heines Dichtungen eingehend, bezeichnete Erich Schmidt das „Buch der Lieder" als die Sammlung der populärsten, nicht der besten Gedichte Heines. Aber ist seit den Tagen Goethes etwas Grandioseres in deutscher Sprache geschrieben worden als die Vision von den drei gespenstigen Frauengestalten im 19. Caput des „Atta Troll"? Hätten wir nicht in unseren „Salome-Saisons" Anlaß, dieser ersten ganz modern erfaßten Herodias zu denken, gleichwie etwa auch Richard Wagner in Heines „Tannhäuser" „die Ernte schon bestellt gefunden hat"? Zu einer Zeit, da sich die Deutschen an Nichtigkeiten wie „Waldmeisters Brautfahrt" vergnügten, gab ihnen Heine den „Romanzero", das größte lyrische Ereignis seit Goethe. Selbst aus seiner langen, martervollen Krankheit, aus dem Kontrast zwischen der Vergangenheit und der Arzeneigegenwart, ja selbst aus dem Genusse des Morphiums hat Heine künstlerische Visionen voll unvergleichlicher Eigenart gesogen. Erich Schmidt trat entschieden für das Heine-Denkmal ein, denn selbst dem einfachsten Mann aus dem Volke, der einmal „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" vor sich hingesummt hat, werde es etwas bedeuten. Der Redner schließt mit Heines Worten: Er war ein unverantwortlicher König im Reiche des Geistes, nur seinem Gott verantwortlich, nicht dem Volke, das ihn im Leben wie in

der Kunst „töten kann, jedoch nicht richten“. Nachdem sich der Beifallsdonner nach dieser Ansprache gelegt hatte, kam Emil Milan zu Wort, der, wie auch im späteren Verlauf des Abends, Gedichte, namentlich Balladen Heines, entzückend zum Vortrag brachte. Einfacher und inniger hat man die „Wallfahrt nach Kevelaer“ noch nicht gehört und den „Schelm von Bergen“ wohl kaum jemals graziöser; und der Stimmungsgehalt von Balladen wie „Frau Mette“, „Ritter Olaf“ (wobei sich der Kehrreim „Der Henker steht vor der Türe“ wie von selbst ergab), die gespenstige Vision der „Beschwörung“ und die Klangwirkung der Totenklage über den still liegenden toten Dichter kam in vollendeter Weise zum Ausdruck. Beifallsstürme, die sich nicht legen wollten, erreichten die Zugabe der „Loreley“, mit der sich Milan selbst übertraf. Außerdem sang Frau Kammersängerin Luise Geller-Wolter, die in letzter Stunde hilfsbereit eingetreten war, unter großem Beifall Lieder Heines, vertont von Schubert und Schumann, und Frau Adele Gerhard sprach die Gedichte „Denk' ich an Deutschland in der Nacht“ und „Ich hab' im Traum geweinet“. Ein in Anonymität gehüllter letzter Programmpunkt brachte zum Schluß noch eine freudige Überraschung: Erich Schmidt rezitierte Heines Gedicht „Bimini“ mit seinem ganzen Temperament und seiner souveränen geistigen wie technischen Beherrschung des Stoffes. Er löste die letzten und stärksten Beifallssalven des Abends aus, der so viele erlesene Genüsse gebracht hatte. Hoffentlich wird recht bald unter Erich Schmidts festlichen Begleitworten die Hülle von dem lang bestrittenen Heine-Denkmal fallen.

Ich hebe aus den Schmidtschen Ausführungen vor allem die zwei Sätze hervor: „Man könnte leichter auf die Uhland und Eichendorff denn auf Heine verzichten“ und „Heine habe deutsches Volksbewußtsein und deutsches Nationalgefühl niemals gemangelt“ — das sind meiner Ansicht nach Behauptungen, die man nur aus jüdischer Suggestion erklären kann. Weiß Schmidt denn nicht, daß noch heute jeder deutsche Knabe mit Uhland erzogen wird? Aber überhaupt sind Erich Schmidts Ausführungen durchweg wissenschaftlich unhaltbar: Hebbel, den er als Kronzeugen für Heine anführt, hat sich schon in jungen Jahren sehr scharf gegen Heines Dichtmanier, die er ein Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge nannte, ausgesprochen, und die letzte Äußerung, die wir von Hebbel über Heine haben (Literaturbriefe 1858/59), redet von der „grenzenlosen Überschätzung dieses Talentes, die so wenig ihm selbst wie seinen Zeitgenossen zum Segen

gereichte". Das müßte ein so diktatorisch redender Literaturhistoriker wie Erich Schmidt doch eigentlich wissen. Wie Erich Schmidt angesichts der bekannten Stellung Heines zu Preußen von ihm als feurigen Anhänger Friedrich Wilhelms III. reden kann, ist auch schwer zu begreifen. Es ist ja wahr, er tut in der berüchtigten Vorrede zu den „Französischen Zuständen" zunächst, als ob er für den König etwas übrig habe, aber dann heißt es: „Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beschäftigt gewesen, als daß er an Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. allzuviel denken konnte, er hätte diesen gewiß gänzlich in Ruhestand gesetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa sich gegen Napoleon zusammenrotteten und der Mann des Volkes in dieser Fürsten-Emeute unterlag, und der preußische Esel dem sterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab, da bereute er zu spät die Unterlassungssünde." Ich denke, diese Stelle müßte der erste Professor der Literaturgeschichte an der preußischen Universität Berlin und das Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Königl. Preuß. Geh. Regierungsrat Dr. Erich Schmidt doch eigentlich lesen können. Endlich, was Schmidt über die Stellung Heines in der französischen Gesellschaft sagt, stimmt auch nicht: George Sand z. B. hat ihn ja zwar in Paris gesehen, aber hat ihn niemals nach Nohant geladen, wie alle, die ihr näher standen — instinktiv fühlte sie eben auch, was Heine war, und daß er frech über sie redete. Überhaupt ist der Satz Schmidts „Auf sein Pariser Leben fällt überhaupt kaum ein leichter Schatten" grundfalsch, es genügt zum Beweise einfach auf Heines Lorettengedichte und seine Briefe an Lassalle hinzuweisen. Soviel über Erich Schmidts Ausführungen; auf ästhetische Auseinandersetzungen mit ihm lasse ich mich im übrigen natürlich nicht ein, da mag er behaupten und glauben, was er will. Aber über die wissenschaftliche Gesamtpersönlichkeit Erich Schmidts möchte ich noch ein Wort sagen. Sein Hauptwerk ist bekanntlich sein „Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften", dessen erster

Band 1884, dessen zweiter Band 1892 erschien. Das Werk zeigt bereits einige Manier und hier und da den Mangel an Objektivität, den das „Berliner Tageblatt“ Schmidt vorwirft (da die modernen Literaturgelehrten die wissenschaftliche Objektivität beanspruchen, darf man ihnen aus ihren Subjektivitäten einen Fehler machen), ist aber trotzdem eine tüchtige Leistung. Dann hat Schmidt noch zwei Bände Charakteristiken herausgegeben, in deren erstem Band schon recht viel Mittelmäßiges steht, deren zweiter aber geradezu ärmlich und schwach ist. Seitdem haben wir keine wissenschaftlichen Leistungen Schmidts mehr; denn einige Ausgaben klassischer Dichterwerke, die er meist noch in Gemeinschaft mit anderen unternommen hat, zählen hier nicht. Nun weiß ich recht wohl, daß Schmidt schon als akademischer Lehrer stark in Anspruch genommen ist und also nicht die übergroße Fruchtbarkeit mancher seiner Kollegen entfalten kann — aber ich habe einen Vortrag in der Goethe-Gesellschaft von ihm gehört, einen Aufsatz über Schillers Balladen von ihm gelesen, und ich fand leider nichts mehr als Manier, Manier ohne Gehalt dahinter. Der Heine-Vortrag, den er hoffentlich noch drucken läßt, besteht anscheinend auch nur aus Worten. Dabei hat Schmidt unzweifelhaft das Bestreben, auf der Höhe zu bleiben und kümmert sich sogar um moderne Dichtung. Aber auch da hat er kein Glück: Was ist von seiner Prophezeiung: „Morituri te salutant, Karl Busse“ wahr geworden? Wo steht der „geborene Dramatiker“ Gerhart Hauptmann durch Schuld derselben Kreise, denen Erich Schmidt angehört, heute? Ich kann nicht leugnen, daß mich die heutige Stellung Schmidts geradezu als eine tragische anmutet; denn er ist von Haus aus, wie ich stets hervorgehoben habe, eine feine Natur. Davon merkt man freilich nicht mehr viel, wenn der Berliner Literaturhistoriker beispielsweise seinen Bonner Kollegen Litzmann gelegentlich einer Einführung in Goethes Faust, die dieser herausgegeben, folgendermaßen anschnaubt:

„L. will keinen eigentlichen Kommentar geben, sondern, das Hauptproblem in seiner Entwickelung verfolgend, Fragen beantworten, die der Laie in den seltensten Fällen sich allein zu lösen fähig sei. Er beginnt mit einer offenbar auf die Füchse berechneten Sekundanererinnerung: wie ihn seither das gelesene Bändchen nicht wieder losgelassen, doch eine gewisse hier völlig besiegte Scheu abgehalten habe, vor dem Dozenten-Jubiläum ein Faust-Kolleg zu lesen. Er mußte es endlich tun angesichts der Gefahr, ein Stück unseres edelsten geistigen Besitzes möchte der kommenden Generation verloren gehen. Entsetzlich! Schade nur, daß L. sich in den langen Jahren seiner stillen Andacht und schweren Sorge nicht besser für das ihm übertragene Rettungswerk gerüstet hat. Jetzt sitzt er lässig auf dem hohen Pferd und ist des wohlfeilen Beifalles mancher Studiosen und Journalisten sicher, wenn er dem Gewirr der Streitfragen ausweicht, ‚wie sie das Monstrum der sogenannten Faust-Philologie geschaffen hat, jener Faust-Philologie, die kaum minder bedenklich ist als die Lili- und Friederikenforschung‘. Und so wettert der freisinnige Professor gegen kleinliche Pedanterie, maßlose Arroganz, greulichen Unfug der Motivforschung und des Parallelenfangs. Dabei soll ich den Eideshelfer abgeben, was ich mir entschieden verbitte, wie denn auch die Opposition Minors, der überall Früchte selbständiger Studien bietet, mit L.'s vornehmtuender Oberflächlichkeit nichts gemein hat. Hinterdrein erklärt L. etwa für eine Füllung der großen Lücke in Urfaust und Fragment: ‚der streng philologische Beweis wird kaum zu führen sein‘. Oder er bemüht sich, das 1. Paralipomenon ins Jahr 1788 zu schieben, weiß aber nicht, daß Morris den Zusammenhang mit Goethes Miltonlektüre vom Jahre 1799 erwiesen hat. Er ist überhaupt in der Literatur schlecht bewandert, sonst könnte er unmöglich die ersten Monologpartien nur an Düntzers treuer Hand erläutern, ohne Swedenborgs zu gedenken, oder mit der Wendung ‚meines Erachtens‘, die auch sonst am falschen Orte steht, den schon durch Scherer bestimmten Platz der Disputation vermuten, noch sich schmeicheln, niemand habe vor ihm auf die ‚arme Magd‘ Pfitzers und des Christlich-Meinenden geachtet."

„Vornehm tuende Oberflächlichkeit" ist ein sehr schönes Wort, das man sicherlich auch auf vieles andere in der modernen Literaturwissenschaft anwenden könnte. Doch diese querelles philologiques, die uralt sind und immer wiederkehren werden, gehen uns nicht sonderlich tief zu Herzen, viel schlimmer ist Schmidts Verhältnis zum Judentum, wie es sich in der Heine-Angelegenheit ganz deutlich verrät; hier liegt auch die Tragik, von der ich sprach. Es ist etwas Wahres an dem Wort: Qui mange du juif, en meurt.

Aber sie selber, die Juden, leben, sie leben höchst vergnügt. Da las ich im vorigen Herbst in den Zeitungen, daß **August Sauer**, Professor der deutschen Literaturgeschichte in Prag, Rektor der Universität dieser Stadt geworden sei — es ist im allgemeinen nicht Brauch in Deutschland, dergleichen Nachrichten telegraphisch durch die Tageszeitungen zu veröffentlichen, aber wenn es sich um einen Juden handelt, wird das Wolffsche Telegraphen-Bureau sofort in Anspruch genommen — und es fiel mir die famose Kritik ein, die dieser Gelehrte einmal über meine „Geschichte der deutschen Literatur" geschrieben. Sie hat ihr nicht geschadet, im Gegenteil, und ich könnte sie ruhig dem Schicksale überlassen, dem alle Bände des „Euphorion", in dem sie erschien, schwerlich entgehen werden, dem auf den Bibliotheken zu verstauben. Aber sie ist zu charakteristisch für das, was das modische Literaturgelehrtentum als wissenschaftliche Kritik auszugeben wagt, und so will ich sie hier in ihrer ganzen Schönheit vorführen:

„Diese zusammenhängende deutsche Literaturgeschichte von Adolf Bartels — ach, wenn sie nur zusammenhinge" —, so beginnt Sauer, „hat bereits viel Staub aufgewirbelt. Von der überwiegenden Mehrzahl der berufenen Kritiker ist sie teils kühl, teils verächtlich, teils höhnisch abgelehnt worden. Bartels selbst hat sich bereits veranlaßt gesehen, gegen seine Kritiker ein weiteres Buch zu schreiben, worin er die Lebensgeschichte des früheren erzählt (Kritiker und Kritikaster S. 71): ‚Im übrigen ist mein Buch natürlich ein Lebenswerk, es steckt ein Menschenalter Arbeit drin; denn schon vom zehnten Jahre an (!!) habe ich, da mir früh eine Literaturgeschichte in die Hände fiel, systematisch gelesen, zuerst Schiller, vom vierzehnten Jahre an (!!) systematisch Bücher gekauft, zunächst alles Einschlägige in Reclams Universalbibliothek. Und dabei habe ich auch in jedem Dichterwerke gelebt! Das merkt man denn doch.' Vielleicht stellen sich die Zeitgenossen die Entstehung seiner Literaturgeschichte doch anders vor. ‚Die Alten und die Jungen' oder ‚Die deutsche Dichtung der Gegenwart' (wie das Buch jetzt heißt) erwiesen sich als ein gutes Geschäft. Vier oder fünf Auflagen waren rasch abgesetzt, ein gewisser Einfluß auf gewisse Kreise gewonnen. Wie wär's, wenn man das Buch etwas erweiterte, auf das ganze neunzehnte Jahrhundert ausdehnte, und ihm die übrigen achtzehn Jahrhunderte als ersten Band vorschöbe?!"

Ich bin überzeugt, daß jeder anständige deutsche Leser schon hier stutzen wird: „Aber das ist doch unerhört, einem Manne, der doch nie als Lügner erfunden ist, seiner ausdrücklichen Versicherung gegenüber nackte Gewinnsucht als Schaffensmotiv unterzuschieben." Nun, meine lieben Deutschen, es ist das in unserer Zeit durchaus nicht unerhört, es ist sogar sehr gewöhnlich, ist, mit einem Wort, jüdisch — keiner meiner jüdischen Gegner, der nicht versucht hätte, mich auf diese Weise verächtlich zu machen. So sage ich denn Herrn Professor Sauer ganz ruhig: Ja, wenn ich jüdischer Herkunft wie Sie wäre, dann würde mich jedenfalls das zu machende Geschäft gereizt haben; da ich das aber nicht bin, so muß es dabei bleiben, daß ich mich schon in früher Jugend, wenn auch nicht vollbewußt, zum Literaturhistoriker vorbereitet, daß ich dann schon als Student, wie ich durch erhalten gebliebene Entwürfe aus jener Zeit nachweisen könnte, die Idee einer Literaturgeschichte, in der sich Einzelcharakteristiken aus der Gesamtentwickelung herausheben, gehabt habe. Aber ich brauche es gar nicht auf diese Weise nachzuweisen, daß meine Literaturgeschichte kein Geschäftsprodukt, daß es ein Lebenswerk ist: Es gibt Hunderte von Menschen in Deutschland, die wissen, daß mich Gewinn nie reizte, und überdies trägt mein ganzes Schaffen das deutliche Kennzeichen der Entstehungsweise aus vollem Herzen. Hören wir also Herrn Sauer weiter und gleich zu Ende:

„Im Eilschritt wurden jetzt die Etappen in umgekehrter Reihenfolge zurückgelegt. Zum Staunen der Zeitgenossen wurde in jedem Monat oder noch rascher ein neuer großer Dichter entdeckt: die Droste, Stifter, Mörike, Jean Paul, Novalis, Hölderlin, obwohl sie nicht einmal alle in der Universalbibliothek fehlten, und was man nicht für groß gelten lassen konnte, brauchte man nicht zu lesen: Auf Börnes Schriften ‚näher einzugehen, lohnt sich heute nicht mehr' (2, 210), von Arnold Ruges ‚zahlreichen Werken ist wohl nur eine Autobiographie aus früherer Zeit erwähnenswert' (2, 247). Und je weiter man nach rückwärts kam, desto schneller ging's vorwärts. Wozu wären denn die Literaturhistoriker da, die ‚guten Leute' (2, 134), die man so oft bemitleidet und noch öfter beschimpft hat, Wilhelm Scherer, der vielgehaßte, gegen den man noch einmal ein eigenes Buch wird schreiben müssen (Kritiker und Kritikaster S. 66)

und die ganze gefährliche Schererschule (‚am gefährlichsten . . . . durch ihren absprechenden Hochmut, ihr preziöses Wesen und ihren Opportunismus, der sich mit allem Erfolgreichen sofort zu stellen wußte‘ 2, 587), aus deren Philologentum zwar schon Nietzsche ‚die beste Kraft seiner grandiosen Opposition‘ gesogen hatte, die man aber doch noch einmal viel besser und gründlicher überwinden konnte, indem man ausschrieb, was sie über jene früheren Jahrhunderte gefaselt hatten! Und damit ja niemand daran zweifeln könne, daß diese Geschichte der deutschen Literatur mehr als die meisten früheren historisch sicher fundamentiert sei und auch viel brauchbares Material für den künftigen abschließenden psychologischen Historiker liefere, schob man ihr zu guter Letzt den ‚festen Untergrund unseres Volkstums‘ unter (Kritiker S. 63). Von dieser urgermanischen Basis aus konnte man die Juden überall mit unfehlbarer Sicherheit wittern, in Frank-La Roche (2, 132) ebenso untrüglich wie in Ferdinand Kürnberger (2, 605) und für die eine verruchte Hälfte der Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts war somit der ästhetische Maßstab gefunden. Und die andere bessere christliche*) Hälfte? Noch fehlt der Stadt Wesselburen das Doppelmonument, auf dem Hebbel dem größeren Landsmann den Lorbeerkranz darreicht. Einstweilen weiß dieser, wo Bartel den Most holt, plündert die Weinkeller von Hebbels kleinen Schriften, und droht der fremde Geist das eigne Faß zu sprengen, so schiebt er die Gäste mit liebevoller Handbewegung zum freigebigen Nachbar ab: ‚Das übrige möge man im Hebbel selber nachlesen‘ (2, 119 und öfter). In allen Gangarten reitet man seinen Liebling. Aber ein Pferd macht noch keinen Zirkus, selbst wenn ein Clown darauf sitzt, und ein Dichter noch keine Literaturgeschichte, und wär' er auch der größte. Versagt aber die Hauptquelle einmal, dann hat man Gott sei Dank bereits Bücher genug geschrieben, um bei sich selbst Anleihen machen zu können (z. B. 1, 476); auch würde man die 510 + 850 = 1360 Seiten nicht so leicht füllen können, wenn man nicht alles doppelt vorbrächte, zuerst in ‚Übersichten‘ und dann in ‚Einzelbildern‘ oder die Einleitung des ersten Bandes nicht im zweiten wiederholte (2, 578). So ungefähr bringt ein ‚feinerer Geist‘ (Kritiker S. 63) eine ‚Geschichte der deutschen Literatur‘ zu stande, von der dann der Verlag sagen kann, daß sie das erste Werk sei, das die Literaturgeschichte vom entschieden nationalen Standpunkt betrachte, und worin die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts zuerst eine wahrhaft großzügige Darstellung gefunden habe (Begleitzettel des Verlegers zu der Schrift ‚Kritiker und Kritikaster‘). — Im Ernst gesprochen! Ich bin durchaus kein prinzipieller Gegner von Bartels; ich habe vielmehr seine ‚Alten und Jungen‘ freundlich begrüßt und stehe seiner Idee von der Heimat-

---

*) Dies Wort „christlich“ allein beweist schon, daß Sauer selbst Jude ist. A. B.

kunst sehr sympathisch gegenüber. Hätte er nur einmal ‚die Geschichte der deutschen Literatur‘ mit voller Konsequenz vom Standpunkte der Heimatkunst aus betrachtet, die einzelnen Stämme und Landschaften charakterisiert, ihre Sonderart zu bestimmen gesucht, jeden einzelnen Schriftsteller, jede Gruppe, jede Schule daraufhin geprüft, und aus diesen tausenderlei einzelnen Stimmen den Ton zusammengesetzt oder, um bei seinem eigenen Bild zu bleiben, im Wald aus den tausenderlei verschiedenen Stämmen, wie er das in seinem Schlußwort 2, 814 ff. selbst verlangt. Aber die Aufgabe wäre dann eine hundertfach schwerere gewesen und hätte noch ein zweites Bartels'sches ‚Menschenalter‘ verzehrt. Statt dessen hat er eine Schleuderarbeit geliefert. Auf geschichtliche Darstellung geht er überhaupt nirgends aus; aber auch die gar nicht leichte Kunst des Charakterisierens übt er nirgends; ja nicht einmal beschreiben kann er die Dinge, von denen die Rede ist. Vogt [Friedrich Vogt, der mit Max Koch zusammen eine Literaturgeschichte herausgegeben hat] führt die Literaturwerke im Auszug, dem Stoff, dem Inhalt, der Form nach vor; er analysiert sie, zählt die Kunstmittel auf, die darin verwendet werden: alles schlicht, einfach, schmuck- und anspruchslos und doch wie anschaulich und lehrreich; er spricht von den Werken. Bartels spricht, was Grillparzer immer so widerlich gewesen ist, nur über sie. Zu Beginn jedes Buches und jedes Kapitels muß man sich durch einen dichten Phrasenschwall durcharbeiten. Glaubt man dann endlich zur Sache gelangt zu sein, so wird man mit beiläufigen Ansichten, Meinungen, Eindrücken und dergleichen abgespeist. Alles wird auf die Gegenwart, den Tag, den Augenblick bezogen und sieht daher im nächsten Augenblick schon wieder ganz anders aus. Aber auch bei Bartels erstickt man vor lauter Namen, die für uns so wenig wie für ihn Leben gewinnen und vergebens sucht man nach einem Leitfaden, der durch diese mit Totengebeinen vollgestopften Katakomben führt. Denn Bartels — und das ist das Ärgste — kennt die Schriftsteller, über die er schreibt, gar nicht. Freilich hat er von jedem bedeutenderen Dichter, der an der Reihe war, einige der wichtigeren Sachen gelesen oder wenigstens angeblättert. Mehr aber auch nicht. Weder Schillers philosophische Schriften, noch Goethes kleinere Aufsätze, noch A. W. Schlegels gesammelte Kritiken oder Vorlesungen, also die eigentlich grundlegenden Werke unserer Ästhetik kennt er aus eigener Lektüre; wenigstens findet sich davon in dem ganzen Werk keine Spur. Was für Kapital hätte er aus Goethes Aufsatz über Individualpoesie (Hempel 29, 399) für seine Ansichten schlagen können oder aus der sich anschließenden über Hiller, Fürnstein, Grübel, Hebel! Selbst die Mehrzahl der Hebbelschen Zitate ist nicht verarbeitet und gute Kenner Hebbels wollen wissen, daß er seinen Götzen erst recht nicht verstanden habe. Auch die Verläßlichkeit der Angaben läßt zu wünschen übrig. Schreyvogel z. B. ließ die Ahnfrau im Jahre 1817 nicht auf der Bühne des Burgtheaters aufführen, sondern auf der des

Theaters an der Wien (2, 182); die nach 2, 221 leider verloren gegangenen ‚Briefe eines Hofrats‘ von Heinrich Laube besitze ich selbst, und es wird nicht das einzige Exemplar sein, das sich erhalten hat. Fremdere Namen sind oft entstellt z. B. ist 2, 234 zu lesen: Temeswar; 2, 607 Kolomea usw. Das Buch ist mit den ältesten und schlimmsten Fehlern unserer landläufigen Literaturgeschichten behaftet, ohne sie durch irgend welche Vorzüge wettzumachen. Es ist das überhastete Werk eines selbstbewußten Dilettanten, ohne wissenschaftlichen Wert, ohne schriftstellerischen Reiz, ohne innere und äußere Lebensberechtigung. Es stände übel um die deutsche Nation, wenn sie sich bei der Wallfahrt zu seinen heiligsten Schätzen diesem unberufenen Führer blindlings anvertraute.“

Die deutsche Nation, um es sogleich vorauszuschicken, hat sich durch August Sauers Prognostikon doch nicht abschrecken lassen, sich mir anzuvertrauen: In diesem Augenblick stehen von meiner „Literaturgeschichte“ die 5. und 6. Auflage, das 10. bis 15. Tausend bevor, während die „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ inzwischen in sieben starken Auflagen verbreitet worden ist und sogar das „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur“, das erst 1906 erschien, bereits neugedruckt werden muß. Nun schwöre ich freilich durchaus nicht zu dem Satze, daß der Erfolg der Prüfstein des Wertes eines Werkes ist, aber wenn sich Bücher so mächtig durchsetzen, die die angeblich berufenen Kritiker „teils kühl, teils verächtlich, teils höhnisch“ ablehnen, gegen welche man ja sogar etwas wie einen Volkssturm in den Tageszeitungen inszeniert, so können diese Bücher keinesfalls ganz schlecht und die Kritiker nicht ohne weiteres berufen sein. Man pflegt dann gewöhnlich mit der Behauptung zu kommen, daß ich der Literaturhistoriker des Antisemitismus sei und die Parteigenossen meine Werke kauften. Aber diese Parteigenossen sind nicht allzu zahlreich und gehören zu einem guten Teil dem Handwerker- und Landmannsstande an, in dem man wenig Bücher kauft. Doch ich will hier nicht für die Güte meiner Werke plädieren, ich will nur zeigen, wie leichtsinnig meine Gegner sind, indem sie Kritiken wie die Sauersche in die Welt setzen. Diese Sauersche Kritik ist geradezu ein Musterbeispiel für die sogenannte wissenschaftliche Kritik der modischen Literatur-

gelehrten. Als festes Fundament der Verurteilung hat sie zwei ganze Irrtümer, die im übrigen vollkommen unwesentlich sind, und zwei augenscheinliche Druckfehler (denn daß ich Temeswar nicht schon aus „Wallensteins Lager“ kennen sollte, ist doch unmöglich anzunehmen); der Rest ist hochmütige Verdammung ex cathedra und eine schielende Wiedergabe meiner Absichten und Ausführungen, wie sie freilich dem wegen seiner Stellung in einem fremden Volkstum gleichsam zum Schielen verdammten Judentum vielfach natürlich sein mag. Es ist selbstverständlich reiner Unsinn, daß ich meine Literaturgeschichte von hinten nach vorn geschrieben: der erste Band ist volle 1½ Jahre vor dem zweiten erschienen; es ist eine Unverfrorenheit, wenn behauptet wird, daß ich Mörike und andere große Dichter gewissermaßen noch für mich zu entdecken brauchte, da ich schon seit Jahren im „Kunstwart“ für sie eingetreten bin, ehe ich meine Literaturgeschichte schrieb. Weshalb ich auf Börnes mir zu einem guten Teil aus der Jugendzeit vertraute Schriften näher hätte eingehen sollen, ist doch schwer einzusehen, da sie sogar R. M. Meyer für veraltet erklärt — etwa der schönen Augen der Herren August Sauer, Alfred Claar oder anderer österreichischer Juden wegen? Daß von Arnold Ruges Schriften in einer Geschichte der deutschen Literatur, die sich wesentlich nur mit der Dichtung befaßt, nicht allzuviel berücksichtigt zu werden braucht, dürfte auch jedem Einsichtigen ohne weiteres klar sein. Auf die Insinuation, als hätte ich Scherer und Genossen „ausgeschrieben“, lasse ich mich weiter gar nicht ein; schon die Anlage meiner Literaturgeschichte schloß das vollkommen aus. Über meine Stellung zum Judentum werde ich später noch reden. Daß ich Hebbels ästhetische Schriften für mein Werk stark benutzt habe, leugne ich keinen Augenblick und sehe ein Verdienst darin; ich habe auch noch viele andere Urteile von Dichtern über Dichter benutzt, stets offen und ehrlich, aber ich fürchte nicht, daß meine Selbständigkeit darunter gelitten hat — ein Buch aus lauter Zitaten würde man wohl nicht so wütend bekämpft haben, wie es mit dem meinigen ge-

schehen ist. Sauers Versicherung, daß er durchaus kein prinzipieller Gegner von mir sei, ist ein bloßer Trick — er hat ganz ruhig Richard M. Meyers herabwürdigende Kritik meiner „Alten und Jungen“ im „Euphorion“ drucken lassen, trotzdem er dieses Buch freundlich begrüßt haben will. Sein Vorschlag, eine Geschichte der deutschen Literatur vom Standpunkt der Heimatkunst abzufassen, ist ja sehr freundlich, aber er wird selber recht gut wissen, daß das heute, wo die wenigsten deutschen Stämme schon eine gute Stammesliteraturgeschichte haben, noch ganz unmöglich ist. Ebenso wird Sauer recht gut wissen, daß die Art und Weise der Behandlung, die Vogt bei der alt- und mittelhochdeutschen Literatur anwendet, auf die neuhochdeutsche schon wegen der Stoffmasse einfach nicht zu übertragen ist, hat sie doch auch Max Koch, der Mitarbeiter Vogts, keineswegs angewendet. Nicht von den Werken oder über die Werke der Dichter redet die moderne Literaturgeschichte, sie sucht aus den Werken die menschlich-dichterische Gesamtpersönlichkeit heraus zu kristallisieren. Für die ärgsten Behauptungen, die Sauer aufstellt, daß mein Buch eine Schleuderarbeit sei, daß ich auf geschichtliche Darstellung nirgends ausgehe, daß ich die Kunst des Charakterisierens nirgends übe, daß man sich bei mir zu Beginn jedes Buches und jedes Kapitels durch einen dichten Phrasenschwall hindurcharbeiten müsse, hat Sauer nicht den Schatten eines Beweises gegeben und konnte es auch gar nicht; denn wenn er auch nur einige Sätze meiner Ausführungen in den historischen Übersichten und den einzelnen Dichtercharakteristiken hätte anführen müssen, so würde jeder Leser gesehen haben, daß bei mir eben keine Phrasen seien. Die Behauptung, man ersticke bei mir vor lauter Namen, ist eine objektive Unwahrheit: ich habe eine ganze Anzahl von unbedeutenden Dichtern weggelassen, die man in anderen Literaturgeschichten findet. Über seine Behauptung, ich hätte wenig oder nichts gelesen, kann ich nur lachen, jedes Kind sieht, daß ich meine Dichter recht gut kenne, denn ich vermag, wenigstens in den Einzelcharakteristiken, überall Anschauung

von den Dichtern zu geben, und das kann man nur, wenn man sie gründlich kennt. Diese Anschauung, die ich von den Dichtern gebe, und die überall durchblickende tiefere Mitempfindung ihres Wesens ist es im übrigen, die meinem Buche den Erfolg verschafft hat — darüber sollen sich die Herren Gelehrten nur endlich klar werden. Aus eben diesem Grunde brauchte ich auch nicht alle Werke über Dichter zu lesen,*) die Kärrner wie August Sauer gelesen haben müssen. Das Wort ist heraus — in der Tat, ich halte den Professor August Sauer für nichts weiter als die übliche Kärrnernatur. Ein größeres literaturhistorisches Werk hat er überhaupt nicht geschrieben, nur eine Reihe von Dichtern herausgegeben und allerlei Aufsätze meist über österreichische Dichter verfaßt. Höchstens die „Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Literatur" können eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen, sind aber keineswegs charakterisierende Skizzen, wie der Verfasser selber meint, sondern einfach Feuilletons, denn sie weisen nirgends tiefer, bleiben durchaus konventionell. Oder glaubt Herr Sauer wirklich, daß Allgemeinheiten wie: „Wollte man allegorisch beider Wesen versinnlichen, so müßte man Rahel darstellen als weiblichen Genius mit leidenden Zügen, die qualmende Lebensfackel leise zu Boden senkend, Bettina als freudig lächelnde Siegesgöttin mit aufwärts gerichtetem Blicke und hocherhobenem glühenden Schwerte" auch nur das Bescheidenste zu wahrer Erkenntnis beitragen? Von den Aufsätzen Sauers sind die die besten, die ihm auf dem Grunde seiner ausgebreiteten Belesenheit erwachsen, wenn auch hier die Schwäche der Schererschule, äußerlich alles mögliche zusammenstellen, was innerlich kaum etwas miteinander zu tun hat, oft genug zu tage tritt. Wo Sauer aus Eigenem geben soll, versagt er, und die Physiognomie der von ihm behandelten Dichter scharf herauszumeißeln, ge-

*) Natürlich kenne ich aber die ästhetischen Schriften Goethes und Schillers und habe sie auch in meiner Literaturgeschichte vielfach benutzt, Schiller beispielsweise bei E. v. Kleist und Bürger, Goethe bei Hebel usw. Herr Sauer hat mein Buch sehr schlecht gelesen.

lingt ihm nie. Eine größere Anzahl seiner Arbeiten sind in den „Gesammelten Reden und Aufsätzen zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland“, Wien und Leipzig 1903, vereinigt. Da lesen wir: „Ich könnte mir Hölderlin ganz gut wegdenken aus dem Gebäude unserer Literaturgeschichte, ohne daß dieses irgendwo einen Riß bekäme.“ Die reinste Verkörperung der Sehnsucht der deutschen Volksseele nach griechischer Harmonie kann sich der Mann wegdenken! Kann er es auch jetzt noch, nachdem auf Hölderlin Friedrich Nietzsche gefolgt ist, der bis in den Tonfall seiner poetischen Prosa hinein von ihm abhängig ist? „An dem Gegensatz der klassischen Dichtung und der romantischen Philosophie rieb er sich auf“, heißt es dann. Welch entsetzlich leere Phrase ist das! Hat Hölderlin nicht etwa aus der klassischen Dichtung die vollendete Form zur Verkörperung seiner romantischen Empfindungen, des romantischen Zwiespalts in seiner Seele gewonnen? Viel zu viel Gewicht ist bei der Erklärung des Hölderlinschen Unglücks nach jüdischer Weise auch auf die politischen Verhältnisse der Zeit gelegt. Glaubt Sauer etwa, daß Hölderlin sich in dem heutigen liberalen Deutschland glücklicher gefühlt hätte als im absolutistischen? Dann versteht er das Wesen dieses Menschen gar nicht. — Mit Grillparzer, dessen Werke er herausgegeben, hat sich Sauer sehr viel beschäftigt, er hat, scheint es, ein großes Grillparzer-Werk geplant, plant es vielleicht noch. Ich fürchte, wir würden auch da nicht das letzte Wort über den Dichter hören, das nun wohl allmählich gesprochen werden kann, Sauer fehlt dazu einfach das Urteil. So überschätzt er beispielsweise Grillparzers lyrische Schöpfungen unbedingt, wenn er sie zu den besten und bedeutendsten unserer Literatur rechnet. An anderem Orte meint er dann, daß sie allerdings eines förmlichen Kommentars bedürften, und er selber hat auch Proben eines solchen veröffentlicht — ja, lieber Gott, daß Gedichte, die eines Kommentars wirklich bedürfen, nie und nimmer zu den besten und bedeutendsten einer Literatur zu rechnen sind, sagt sich doch jeder Laie. Im besonderen

deutlich tritt Sauers Unfähigkeit, das Wesen der Dichter zu sehen, bei Otto Ludwig hervor, über den er bei Gelegenheit des Hervortretens der Stern-Schmidtschen Ausgabe einen Aufsatz geschrieben hat, der auch als gemeinnütziger Vortrag erschienen ist. „Zwei hervorragende Gelehrte, Professor Adolf Stern in Dresden und Professor Erich Schmidt in Berlin, verbündeten sich, um einem Fürsten im Reiche der Dichtung den schuldigen Tribut einer Zeit zu entrichten, die sich mehr die Mit- als die Nachwelt des Dichters nennen kann . . . . Zu einem solchen Opfergang laden diese Zeilen ein. Es gilt einem hohen Genius, einem der größten Künstler aller Zeiten, einem der edelsten und tapfersten Menschen, der je gelebt, einem ernsten, männlichen, entschiedenen Charakter, der nie ein Kompromiß einging mit den Geistern der Mittelmäßigkeit, der Lauheit, der Schwachheit und den nichts beugen konnte als die Krankheit, einem Wahrheitssucher und Wahrheitsfinder wie wenige, einem Bahnbrecher und Fackelträger auf geistigem Gebiete, einem Apostel der Kunst, der leider zugleich auch ein Märtyrer seines heiligen Berufes geworden ist" — in diesem geschwollenen Ausruferstil beginnt die Arbeit, die im übrigen kaum etwas enthält, was nicht auch in Sterns ausgezeichneter Einleitung zu Otto Ludwigs Werken zu finden wäre, die selbst die diesem eigentümliche, in der neuen Auflage der Otto Ludwig-Biographie aber gutgemachte Außerachtlassung Hebbels mitmacht. Wo Sauer einmal auf eigenen Füßen stehen will, da macht er sofort Dummheiten: „Otto Ludwig gehört zu jenen eruptiven, vulkanischen Naturen, die ruckweise im Feuer der Begeisterung, im Rausche der Stimmung ihre Gaben ausstoßen" — Gott bewahre, Otto Ludwig war nichts weniger als eine vulkanische Natur, wer das aus der Schilderung seiner Produktionsart herauslesen kann, kann überhaupt nicht ästhetisch lesen; Sauer verwechselt hier die Begleitumstände der Produktion, die Ludwig ganz richtig mit den Zuständen der Schwangeren unmittelbar vor der Geburt vergleicht, mit dem tiefsten Wesenskern des Menschen. Doch genug! Auch Raimund, Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach hat

Sauer nicht voll herausgebracht — oder denkt er vielleicht, daß ein Satz wie: „So liegt der Dichterin (der Eschenbach) Hauptbedeutung darin, daß sie eine ernste, eine tiefe, eine bedachtsame, sorgfältig arbeitende Künstlernatur ist“ irgend etwas aussagt? Da führt denn doch der eine Satz der Übersicht in meiner Literaturgeschichte, daß sie eine ausgezeichnete Erzählerin im alten guten Sinne sei, „so nämlich, daß ihr ihre Geschichte die Hauptsache ist, die Milieudarstellung und psychologische Entwickelung immer im Rahmen der Erzählung bleiben“, gleich zehnmal so tief. Nur das Bestimmte hat in der ästhetischen Darstellung Wert, das Allgemeine durchaus nicht. Ich denke, ich kann die Ausführung über August Sauer, der bei mir von Phrasenschwall redet, damit schließen; er war wohl kaum berufen, über meine Literaturgeschichte ein Urteil abzugeben, und die Art und Weise, wie er es getan hat, beweist sehr deutlich, daß er nicht zu den Persönlichkeiten gehört, auf die die deutsche Wissenschaft besonders stolz sein kann. Im Grunde geht er ja freilich, wie so viele seinesgleichen, die deutsche Wissenschaft überhaupt nichts an.

Gehören Erich Schmidt und August Sauer doch allmählich zur alten Garde des modischen Literaturgelehrtentums, so ist Harry Maync, bis vor kurzem Privatdozent in Marburg, jetzt Professor in Bern, zur jungen Garde zu rechnen, nicht bloß deshalb, weil er 1874 geboren ist, sondern weil er im Gegensatz zu den Alten, die im wesentlichen noch Philologen Scherer'scher Observanz sind, den modernen ästhetischen Tick hat. Diese jungen Leute haben meist den „Kunstwart“, zum Teil selbst die „Blätter für die Kunst“ gelesen, und Maync hat denn in dem Vorwort zu seiner Mörike-Biographie neben Ferdinand Avenarius auch mich zu den norddeutschen Schriftstellern gerechnet, denen der schwäbische Lyriker seine allgemeine Geltung mit verdanke. Das war im Oktober 1901, im September 1903 gab er in der Hinnebergschen „Deutschen Literaturzeitung“ ein Referat über meine Literaturgeschichte, das ebenso wie die Sauersche Kritik eine

Musterleistung moderner Wissenschaft, wie sie nicht sein soll, darstellt. Sauer war als Jude, wie seine Kritik selber deutlich zeigt, über mein Buch in Wut geraten und hatte in dieser Wut toll und blind darauf los geschrieben; das kommt ihm natürlich menschlich zu gute. Der Fall Maync steht schlimmer, die Kritik in der „Literaturzeitung" entstammt einem berechnenden Geiste, der durchaus das Ungünstige finden will und nur so weit anerkennt, als nötig ist, um sich selbst den Rücken zu decken. Diese Art Kritik ist sehr häufig im heutigen wissenschaftlichen Deutschland, vielleicht eine Folge der großen deutsch-jüdischen Literaturaktiengesellschaft, die natürlich ihre Gegner unterdrücken muß, damit das Geschäft weiter blühen kann. Ob Harry Maync Jude ist, weiß ich nicht; ich habe es geglaubt, da der Vorname Harry bei den Juden als Deckname hebräischer Namen, vielleicht auch in Erinnerung an den großen Harry Heine sehr beliebt ist und von Maync kann man ja sehr leicht auf Mainz oder Mainzer zurückschließen. Jedoch versichert Herr Maync einen ehrlich deutsch-germanischen Stammbaum zu haben (wenn er zwei Stammbäume sagte, wäre es exakter), und wenn ich nun auch gegen solche Versicherungen sehr argwöhnisch geworden bin, denn von dem Heinischen Versuch an, die Familie van Geldern als adelig auszugeben, bis auf neuerliche Versuche herab, brave Jüdinnen als Kreolinnen oder so etwas hinzustellen, haben wir eine Fülle von offenbaren Verschleierungen jüdischer Herkunft, so bin ich doch loyal genug, eine ganz bestimmte Versicherung nichtjüdischer Herkunft öffentlich gelten zu lassen. Daß aber die kritischen Methoden des Judentums, mehr das jüdische Gebaren überhaupt sehr stark auf Maync abgefärbt haben, wird meine Darstellung evident herausstellen. Die Kritik Mayncs beginnt mit dem Zitat aus Heine, daß August Wilhelm Schlegel immer mit den Lorbeerzweigen eines älteren Dichters die Rücken der jüngeren Dichter gegeißelt und so die Gegenwart mit dem Maßstabe der Vergangenheit gemessen habe. „Der von A. W. Schlegel in jeder Hinsicht verschiedene Kritiker Adolf Bartels",

heißt es dann, „macht es umgekehrt.“ In Spalte 4 ist darauf zu lesen: „B. aber unterschreibt wohl jedes Wort seines Spezialheiligen [Hebbel] und begeht fortgesetzt jenen eingangs berührten Fehler Wilhelm Schlegels.“ Das ist ein Pröbchen der Logik, mit der diese modischen Literaturgelehrten Kritik schreiben. Maync umreißt dann zuerst meine Persönlichkeit, auch ein bedenkliches Verfahren, nebenbei bemerkt, da man doch damit dem Leser gleich etwas suggeriert und das Werk selbst nicht zu seinem Recht kommen läßt. Ich bin nach Maync eine niederdeutsche Bauernatur, daher natürlich einseitig, beschränkt, unfehlbar, starr, schroff, grob — ja gewiß, ich stamme von Bauern ab, aber von Dithmarscher Bauern, und diese Herkunft ist etwas anderes als die übliche bäuerliche Herkunft in Deutschland, obschon ich mich auch einer solchen gewiß nicht schämen würde. Auf das literarische Gebiet begibt sich Maync mit den Behauptungen, daß ich nicht rein ästhetisch, sondern immer auch ethisch werte, und daß ich mich gegen alles, was aus dem Auslande kommt, grimmig erhebe. Daß ich auch ethisch werte, ist richtig, aber erst nachdem ich die rein ästhetische Arbeit gründlich geleistet — wie hätte ich sonst so lange Jahre Mitarbeiter des „Kunstwarts“ sein können, der doch stets eine rein ästhetische Zeitschrift war! Nichts ist mir mehr zuwider, als die „Vermengung“ der ästhetischen und ethischen Maßstäbe, jedoch halte ich es in unserer steuerlosen Zeit einfach für gottverdammte Pflicht und Schuldigkeit eines Kritikers, bei jedem Dichterwerke zum Schluß zu fragen: Wie kann es ethisch, d. h. national wirken? Daß ich das Ausland hasse, ist nicht richtig, und der Satz Mayncs, daß ich Zola, Ibsen, Tolstoi in ihrer übergroßen Bedeutung für das deutsche Schrifttum der Gegenwart nicht genügend erkannt oder doch gewürdigt habe, stimmt nicht — ich habe gar nichts gegen gesunde Einwirkungen aus dem Auslande und die Bedeutung der genannten großen Ausländer schon in einem eigenen Kapitel meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“ scharf hervorgehoben. Freilich, ich ziehe literarische Einwirkungen aus dem Geistesleben der eigenen Nation vor —

und wo ist denn heute, fünf Jahre, nachdem Maync schrieb, die „übergroße Bedeutung" der Zola, Ibsen, Tolstoi? Kein Mensch kann noch bestreiten, daß sie überwunden sind. Maync vergleicht mich dann mit Richard M. Meyer, den er meinen Antipoden nennt: Ich sei kein Essayist, kein Charakteristiker, kein Porträtkünstler wie dieser wirklich geistvolle Gelehrte, dessen freilich nicht unangreifbare Literaturgeschichte ich mit unerhörter Ungerechtigkeit in Grund und Boden kritisiert habe. Nun, ich habe Meyer stets für vollkommen unfähig gehalten, wohlverstanden, nicht für dumm, er ist gewiß ein gescheiter Mensch, aber er hat nicht die spezifische Begabung für die Literaturgeschichtschreibung und könnte ebensowohl Nationalökonom oder Bankbeamter sein. Meine scharfe Kritik dieses geistvollen Gelehrten erwuchs nicht, wie Maync mir in einem späteren Artikel echt jüdisch insinuiert, aus Konkurrenzgefühlen (denn mein kleines, die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts behandelndes Buch „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" hat doch wirklich von dem das ganze Jahrhundert vorführenden dickleibigen Werke Meyers nichts zu befürchten), sondern einfach aus dem Zorn über die Art und Weise, wie Meyer deutsche Männer wie Immermann, Hebbel, Stifter usw. behandelt hatte. Daß Meyer Jude ist, bedeutete damals für mich noch nicht allzuviel, aber natürlich mußte ich seine Art aus dem Judentum erklären. Im übrigen hat Meyer, wie ich hier spaßeshalber berichten will, den Haupttadel, den ich gegen ihn richtete, daß sein Werk ein schlechtes Geschichtswerk sei, dadurch zu entkräften versucht, daß er in seiner neuesten Auflage die Einteilung in Jahrzehnte durch eine solche nach Gruppen und Richtungen ersetzte, „dem Wunsche vieler Leser und dem Urteil der meisten Kritiker entsprechend" — wer müßte da nicht lachen? Und noch drolliger berührt es einen, wenn Meyer neuerdings in der Einleitung zu dem von H. Meisner und Erich Schmidt herausgegebenen Briefen an Wolfgang Menzel diesen „Denunzianten" halb und halb rettet. Errötend folgt er meinen Spuren — Wolfgang Menzel aber dreht sich im Grabe um.

Maync kommt dann langsam auf mein Werk: Kein großer historischer Zug verknüpfe bei mir Menschen und Zeiten miteinander, sondern vielfach nur ein fanatisches, zu Vergewaltigungen neigendes Dogma. Zwei Seiten später wird anerkannt, daß ich mich bei der Darstellung der geschichtlichen Entwickelung ehrlich bemühe, auch die allgemeine Kultur, die Politik usw. hereinzuziehen und zu verwerten. Nun, das mußte doch so etwas wie einen großen Zug bringen. Weiter werde ich dann ein Doktrinär vom reinsten Wasser genannt, weil ich Scherers Theorie von den Wellenbergen und Wellentälern in der Entwickelung übernehme und weiß, daß ein Goethe nur alle zwanzig Menschenalter einem Volke erscheint. Ja, dergleichen historische Feststellungen (und es sind solche, wenn auch das Material zur Aufstellung von „Naturgesetzen" noch nicht reichen mag) sind in einer Zeit, wo man alle drei Jahre ein neues Genie entdeckt, durchaus notwendig. Über mein Verhältnis zu Hebbel mag ich gar nicht reden — wenn einmal ein vorurteilsloser Mann es prüft, wird er mit leichter Mühe feststellen, daß ich mich als Ästhetiker und vor allem Historiker ziemlich selbständig neben Hebbel behauptet habe, soviel ich auch von ihm gelernt habe, und soviel weniger ich als geistige Persönlichkeit bin. „Diese Hebbelei auf Schritt und Tritt", schreibt Maync, „fängt nun aber, nach Jahrzehnten, wo wir wissen, was wir an dem Dichter der ‚Nibelungen' haben, an, höchst lästig zu werden; und wenn B. nicht bald damit Einhalt tut, wird er schuld sein, wenn die bereits eingetretene Reaktion gegen den übertriebenen Hebbel-Kult immer weiter um sich greift und der tote Dichter bald von seinen Freunden mehr zu leiden hat als der lebende von seinen Feinden." Man wird es verstehen, welchen Spaß mir jetzt dieser Satz bereitet: die Reaktion gegen den Hebbel-Kult ist mit solcher Macht eingetreten, daß zur Zeit vier Berliner Theater Hebbel aufführen und die Kollegen des Herrn Maync ein Hebbel-Buch nach dem andern schreiben. Dabei wird es nun freilich mir, der ich in meiner Hebbel-Verehrung stets ein

vernünftiges Maß gehalten, nach und nach unheimlich; denn man schlachtet ja Hebbel jetzt sozusagen für die jüdische Decadence ein, und das kann allerdings einmal eine Reaktion zur Folge haben, wenn der große Dichter natürlich auch nicht umzubringen ist: dazu hat er, Gott sei Dank, zuviel Gesund-deutsches. Lächerlich ist es natürlich, wenn Maync behauptet, daß „nach der ihm äußerlich beigemessenen Wichtigkeit auch Goethe in meiner Literaturgeschichte weit zurücktrete" — das erklärt sich, wenn es wirklich der Fall ist, natürlich daraus, daß Hebbel bis 1863, Goethe bis 1832 gelebt hat und mein Werk die neuere Zeit besonders stark berücksichtigt. Über meinen, aus meinem Haß gegen das Judentum abgeleiteten Standpunkt, daß der Lyriker Hebbel den Lyriker Heine übertreffe, brauche ich heute wohl auch kein Wort mehr zu verlieren. Daß ich Wilhelm Müllers „Muscheln von der Insel Rügen" gegen Heines „Nordseebilder" ausspiele, ist unrichtig, ich nenne sie einfach als früher liegend, vergleiche sie nicht; daß ich die Ausführung Hebbels gerade an der Stelle abbreche, wo sie für Heine günstig lautet, ist unwahr: ich bringe die Hauptstelle: „Bei Heine ist die Darstellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein jeder empfindet, der das Buch der Lieder auch nur durchblättert: bei der Wahrheit der Form ist aber die Wahrheit des Stoffes undenkbar." Maync erklärt dann Heine für einen deutschen Dichter — kommt nur darauf an, was man unter „deutsch" versteht.

Neben dem Judentum soll der Liberalismus im Brennpunkte meines Hasses stehen — stimmt auch nicht ohne weiteres: Ich erkenne die historische Bedeutung des Liberalismus an (s. Übersicht des 6. Buches), glaube aber freilich, daß er seine Rolle einstweilen ausgespielt hat. Wie den Satz über die übergroße Bedeutung der Zola, Ibsen und Tolstoi und den über die Hebbelei will ich auch den folgenden festhalten: „Es erübrigt zu bemerken, daß eine Zeitschrift wie der ‚Simplizissimus', den ich auch als konservativer Staatsbürger unbefangen schätzen kann, von B.'s

unkünstlerischem Philisterstandpunkt aus als der Gipfel alles Ekelhaften, Gemeinen und Freventlichen erscheint." Gott sei Dank, über den „Simplizissimus" sind sich inzwischen auch alle anständigen Deutschen einig geworden. — Darauf folgt bei Maync eine große Ausführung über meine Schulmeisterei, bei der so nebenbei anerkannt wird, daß viele Partien meines Werkes gelungen und förderlich seien. Als Beweis für meine Schulmeisterei wird angeführt, ich „belehre" Grillparzer, daß er in seinem „Goldenen Vlies" den „Gastfreund" hätte weglassen und die „Argonauten" in einen Akt hätte zusammenziehen müssen. Wie diese „Belehrung" wirklich aussieht, ersehe man aus dem genauen Zitat: „Das letztere (die Äußerung Grillparzers, daß die Teile des ‚Goldenen Vlies' noch lange dessen harren würden, der's besser mache) wäre zuzugeben, Charaktergestaltungen wie die der Medea sind nicht eben häufig in der deutschen Literatur, obgleich zwischen der Medea des zweiten und der des dritten Teiles allerdings eine große psychologische Lücke klafft, die wir uns wohl zurückrechnend ausfüllen können, aber nicht ohne das Gefühl des Entbehrens. Hebbel würde jedenfalls gerade das Werden der Medea des letzten Stückes dargestellt haben .... um eine große menschliche Tragödie zu erhalten, hätte etwa der erste Teil, der ‚Gastfreund', weggelassen, der zweite, ‚Die Argonauten' in einen Akt zusammengezogen werden müssen, wo dann der Aufenthalt in Jolkos das zweite Drama ergeben haben würde, dem sich darauf der in Korinth, das grausige Ende mit Notwendigkeit anschlösse." Das geht, wie jeder ehrliche Leser zugeben wird, weder im Gehalt noch in der Form über berechtigte Kritik hinaus, die sich zuletzt in einen unmaßgeblichen Vorschlag („etwa"!) kleidet, wie er bei einem Literaturhistoriker, der selbst Tragödien geschrieben hat, doch ganz natürlich ist. Aber das Beispiel ist charakteristisch für die Art und Weise, wie meine Gegner zu verfahren pflegen, um mich in ein unvorteilhaftes Licht zu setzen. Noch ein Beispiel: Ich werfe Vilmar einmal, bei Gellert, ein völlig ungeschichtliches,

abstraktes Urteil vor, wie es bei diesem Orthodoxen dem Rationalisten gegenüber doch ganz erklärlich ist. Da schreibt denn Mayne später, in einer noch zu erwähnenden Kritik, ich erginge mich über Vilmar usw. in Urteilen, die mir weder als Menschen noch Gelehrten zuständen, obgleich ich Vilmar, der mir ja in vieler Beziehung nahesteht, im ganzen stets habe gelten lassen. Oder: Ich zitiere bei meiner Darstellung der Romantik R. Haym sehr häufig, natürlich ganz loyal; da wird denn gesagt, daß meine Darstellung dürftig und wesentlich dem ausgezeichneten Monumentalwerk Hayms entnommen sei, doch habe ich es nicht durchdrungen, ich halte mich bloß an das Tatsächliche und lasse den reichen Ideengehalt des Buches auf sich beruhen. „Daß die ältere Romantik davon ausging, eine Synthese von Goethe und Fichte herbeizuführen, um dann später zu Schellings transzendentalem Idealismus abzuschwenken, kommt bei B. nicht heraus." Nein, Gott sei Dank nicht, was hätten die Leser, an die ich denke, mit der Wahrheit, wenn sie eine ist (denn ich glaube durchaus nicht, daß die Schlegel wirklich davon ausgingen), anfangen sollen? Aber daß die Romantik eine germanische Renaissance ist, das kommt bei mir heraus, mag Herr Mayne auch nicht daran glauben.

Endlich kommt dann Mayne auch auf mein Verhältnis zu den wahrhaft deutschen Dichtern: „Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Gustav Freytag, Wilhelm Raabe, diese Dichter, die er unter dem Gesamtnamen des Silbernen Zeitalters begreift, liegen ihm; auch daß er Mörike gerecht wird, ist noch erklärlich; schon weniger, daß er E. T. A. Hoffmann nach Gebühr schätzt. Aber für Hölderlin, der ‚nicht ohne (!) plastisches Vermögen' sei und für Novalis fehlen Bartels die Organe." Welch eine Dummheit Mayne da begeht, indem er mir die Fähigkeit, so vielen völlig verschiedenen Dichtern gerecht zu werden, zuspricht und dabei mich selber stets als beschränkt und mein Werk zum Schlusse als „als Ganzes mißlungen" erklärt, wird ihm inzwischen ja wohl selber aufgegangen

sein, wenn er's nicht überhaupt von vornherein erkannte und sich nur einbildete, es verdeckt zu haben. Wer Hebbel und Freytag, Gotthelf und Keller, Mörike und Raabe, Ludwig und E. T. A. Hoffmann wahrhaft würdigen kann, verehrter Herr Maync, der kann alles, was man von einem Literaturhistoriker verlangt, der darf auch die kleine Anzahl Fehler machen, die Sie mir dann noch vorwerfen, beispielsweise Tiecks Minnelieder einmal ins Jahr 1802 und dann ins Jahr 1803 versetzen und Schenkendorf einmal mit ff schreiben, der darf selbst einmal einen schlechten Stil haben. Für einen einsichtigen Leser mußte sich also die ganze Kritik Harry Mayncs ohne weiteres als leere Spiegelfechterei herausstellen, und das Händewaschen zum Schluß: „Es tut uns leid, einen überzeugten und verdienten Mann, dessen freilich unliebenswürdige Persönlichkeit doch ehrliche Achtung abnötigt, vielfach so schroff ablehnen zu müssen, aber gerade die Anerkennung, die B. in weiten Kreisen genießt, und die Unfehlbarkeit, mit der er auftritt, zwingt, auf das, was die Lektüre dieses Werkes zu einer Gefahr machen kann, nachdrücklich hinzuweisen", dieses Händewaschen in Unschuld konnte ihn höchstens verdächtig machen.

Er bewies denn auch bald darauf, daß es ihm keineswegs bloß um die Feststellung der Wahrheit über mich zu tun gewesen sei. Ich hatte gegen die Verketzerer meiner Literaturgeschichte die kleine Schrift „Kritiker und Kritikaster" herausgegeben, in der Mayncs Kritik, allerdings nur, weil ich sie noch nicht kannte, nicht behandelt war. Jeder vornehm empfindende Mensch würde sich, nachdem er mich eben verdammt, diesem Buch gegenüber stillschweigend verhalten haben — man will doch selbst den Schein vermeiden, als hetze man einen Menschen; Maync setzte sich hin und schrieb in dem „Literarischen Echo" eine Kritik des Büchleins, indem er die Angriffe aus seiner Besprechung der Literaturgeschichte in noch persönlicherer Weise wiederholt, auch dabei noch die Fiktion aufrecht haltend, daß er von Haus aus zu meinen Feinden keineswegs gehöre. Wieder bin ich eine wenig erfreuliche Persönlichkeit,

zwar ein durchaus ehrlicher überzeugter Mensch, ein mannhafter Deutscher, der Ideale vertritt, die wir in hohen Ehren halten, aber ich schlage mit dem grimmen Schulmeisterbakel drein und hätte nicht Ästhetiker und Historiker werden, hätte Privatmann bleiben sollen — natürlich, die große Aktiengesellschaft hätte dann überhaupt keinen ernsthaften Gegner gehabt. Sehr hübsch macht es sich, wenn hier Maync auch ein bißchen in Antisemitismus spekuliert: „Wir sprechen nicht mit Bartels dem Judentum in Bausch und Bogen das Recht oder gar die Fähigkeit ab, in Dingen deutscher Kunst mitzureden, aber daß der jüdische Prozentsatz im deutschen Schrifttum heute entschieden zu groß ist, steht außer Zweifel, und wenn Bartels immer wieder eine nationale Kunst und Kritik fordert, so spricht er ein einfach selbstverständliches, vollauf zu billigendes Verlangen aus.“ Ei Donnerwetter, das ist ja die Rechtfertigung meiner ganzen Lebensarbeit, denn wenn wir zu viele Juden in unserem Schrifttum haben, so müssen wir doch auch etwas tun, sie los zu werden — jedoch, Maync fährt fort: „Daß er auch als Literaturhistoriker Antisemit, daß er vielmehr erst dieses und dann jenes ist, das hat ihm in der Presse den Hals gebrochen.“ Niedlich, was? Nun, mein Hals ist immer noch ungebrochen, selbst in der Presse, die Art Antisemitismus aber, die hier Maync vertritt, dürfte wohl eher als Konkurrenzneid zu bezeichnen sein, als mein Auftreten gegen R. M. Meyer. Weiterhin wird mein Verleger denunziert, daß er meine Werke „geflissentlich auch streng wissenschaftlich objektiven Organen vorenthalten habe, weil er sich keiner günstigen Beurteilung versehen zu können glaubte.“ Unter den streng wissenschaftlich objektiven Organen ist wohl die „Deutsche Literaturzeitung“ zu verstehen, deren Leitung die Stirn hatte, noch die neue Auflage meiner „Geschichte der deutschen Literatur“ nach der oben charakterisierten Besprechung und der hier behandelten im „Lit. Echo“ für Harry Maync einzufordern. Vielleicht hat sie es in ihrer Unschuld getan; sollte sie es aber auf Veranlassung Mayncs unternommen haben, so müßte ich ein sehr scharfes

Wort wählen, um das Verfahren zu kennzeichnen. Weiter wird dann meine „unvornehme hetzende Art“, durch die ich mir auch „in jeder Beziehung deutsche“ Männer zu Feinden gemacht habe, getadelt und mein Verhältnis zur Zunft charakterisiert. Der Schluß lautet: „Kein Wunder, daß Leute, die auch in der Schriftstellerei auf gute Formen halten, ihn jetzt laufen lassen.“ „Laufen lassen,“ ganz vortrefflich! Soviel ich weiß, hat mich noch keiner gehabt. Kurz darauf, nachdem dies geschrieben worden war, erhielt ich übrigens das Literaturreferat der „Deutschen Monatsschrift“, das ich dann wieder aufgab, weil die Zeitschrift meine Kritik des „Hilligenlei“ nicht wortgetreu bringen wollte. Noch heute arbeite ich für eine ganze Anzahl der angesehensten Blätter, habe freilich nur noch wenig Zeit für kleine Arbeiten.

Weit schlimmer als die eben geschilderten Angriffe, die zuletzt doch nur als Anulkungen bezeichnet werden können, ist der Versuch, den Mayne dann unternimmt, mir mein Verdienst um die Feststellung der Entwickelung des Realismus in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts abzustreiten, obschon es auf der Hand liegt. Nicht, daß ich etwa besondere Ehrenbezeugungen für meine historische Arbeit verlangte, aber ich kann mir doch mein Gut nicht einfach stehlen lassen. Ich wiederhole also kurz und bündig: Die Auffassung der fünfziger Jahre als der Höhe einer realistisch-dichterischen Entwickelung, die schon zu Goethes Lebzeiten beginnt und sich bis an die achtziger Jahre fortsetzt, also etwa zwei Menschenalter umfaßt, stammt von mir, ich habe zuerst gesehen, daß in den fünfziger Jahren, die man früher stets als Reaktionszeitalter verschrie, eine neue Gipfelung der deutschen Literatur, etwas wie ein silbernes Zeitalter der deutschen Dichtung neben dem goldenen eingetreten ist. Bei keinem meiner Vorgänger, weder bei Julian Schmidt, noch Gottschall, noch selbst Adolf Stern findet sich diese Auffassung, und alle Späteren, so beispielsweise Samuel Lublinski in seinem Buche „Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert“, haben sie von mir übernommen, vielleicht mit

Ausnahme von Karl Weitbrecht, der, wie mich sein Bruder versichert, ähnliche Anschauungen schon früher gehegt, mit ihnen aber doch auch erst vier Jahre nach dem Erscheinen meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“ hervorgetreten ist. Erst seit meiner Feststellung ist die Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts als organische Entwickelung zu begreifen, und deshalb lege ich soviel Wert darauf. Was ich dann für die jüngste Literaturentwickelung getan, daß auch hier die meisten Feststellungen, zum Teil sogar die Namen (Milieudrama, konsequenter Naturalismus, Heimatkunst usw.), die jetzt gang und gäbe sind, von mir stammen, geben die ehrlichen Deutschen auch zu. An Selbstgefühl habe es mir nie gefehlt, meint Maync; da könnte er recht haben, es gehört zum Manne und ist so ziemlich das Gegenteil von der üblichen Literateneitelkeit. — Endlich geht Maync noch kurz auf meine Studie „Das Judentum in der Literatur“ ein und meint, daß ich mich „als Ketzerschnüffler geradezu lächerlich mache“. Scheint mir doch nicht: Der großen Lüge, daß deutsch schreibende Juden deutsche Dichter und Schriftsteller seien, mußte einmal energisch auf den Leib gerückt werden, auch sind von allen Personen, die ich für Juden erklärt, nur drei jüdischerseits, so auch von Sauer, bestritten worden: Michael Frank-Laroche, der Großvater der Brentanos, Ferdinand Kürnberger und Hermann Bahr. Die „Beweisführung“, daß in den Brentanos jüdisches Blut stecke, nennt Maync das tollste, was ihm je in dieser Art vorgekommen: „Bartels geht auf Clemens' Großvater Laroche zurück und fördert schließlich das wahrhaft verblüffende Argument zu tage, jener stamme aus Lichtenfels in Franken, wo es immer viele Juden gegeben habe.“ Nun ist aber bei mir gar keine Beweisführung, sondern nur die Plausibelmachung einer Hypothese, die folgendermaßen lautet: „Wer Goethes ‚Briefwechsel mit einem Kinde‘ gelesen hat, der weiß, daß Bettina den Alten zu einer freundlichen Stellung zum Judentum bekehren möchte, und sie bleibt in dieser Beziehung konsequent, wird auch im Laufe ihrer Entwickelung immer radikaler. Was aber meinen Argwohn

vor allem wachgerufen hat, ist die in der „Günderode“ enthaltene Geschichte von der Nobilitierung ihres Großvaters Laroche, die auf dem Schlachtfelde durch den König von Frankreich geschehen sein soll. Hier bei diesem Großvater steckt, wie ich glaube, der Haken, denn bekanntlich hieß er eigentlich Georg Michael Frank und stammte aus Lichtenfels in Franken, wo es immer viele Juden gegeben hat. Nach der einen Version wäre Frank ein unehelicher Sohn des Grafen Stadion gewesen, nach der andern kam er dadurch mit dem gräflichen Hause Stadion in Beziehung, daß er, ein kleiner schwarzäugiger Junge, nach einer Feier im Schlosse absolut nicht ins Elternhaus zurück wollte — was mir als ein recht charakteristischer Zug erscheint. Später ward er dann vom Grafen in kurmainzische Dienste gebracht und ein gewaltiger Aufklärer, was ja auch recht gut zum Judentum paßt.“ Zur Begründung einer Hypothese genügt das wohl. Im übrigen sind noch andere Möglichkeiten vorhanden, beispielsweise ist ja der Vater der Sophie Laroche ein Arzt namens Gutermann; jedenfalls hat auch Ricarda Huch, die doch gewiß keine Antisemitin ist, in ihrem Buche „Ausbreitung und Verfall der Romantik“ die jüdische Blutzumischung bei den Brentanos angenommen: sie sind auch psychologisch kaum anders zu erklären. Das ist überhaupt, um hier gleich mein Verfahren wissenschaftlich zu begründen, bei mir stets das Entscheidende: Ich frage mich, ob hinreichend Erscheinungen in der menschlich-dichterischen Artung da sind, den Verdacht der Judenabstammung auszusprechen, und gehe stets nach diesen. Da alle Literaturgeschichte auf völkerpsychologischer Basis steht, kommt man um die Frage nach der Abstammung auf keinen Fall herum. Da ist nun beispielsweise Ferdinand Kürnberger, der auch in nationalen Kreisen Österreichs noch heute als Nichtjude gilt. Aber er war eine Feuilletonistennatur und ein zäher Feind der Kirche. Einmal stellte er in einem seiner Feuilletons den Nichtglauben an das „Märchen“ als die Ursache hin, weswegen in Österreich verdiente Männer nicht befördert würden — die sechs Männer, die er vor

allem nannte, waren sechs Juden: Gruby, Wertheim, Levy, Goldmark, Büdinger, Lieben. Zur Rede gestellt und als jüdischer Journalist angesprochen, leugnete er, daß er unter dem „Märchen“ das Christentum gemeint habe, und sagte über seine Abstammung: „Ein katholisch Getaufter, wie ich, hat zum Juden zu wenig und zu viel: zu wenig Ahnen und zu viel — unskalpiertes Material“. Natürlich, daß Kürnberger getauft war, bezweifle ich nun nicht mehr, halte aber erst recht an der jüdischen Herkunft fest, für die ich noch eine größere Anzahl anderer Indizienbeweise habe. Ähnlich liegt der Fall bei Hermann Bahr, dessen ganzes Literaturwesen unbedingt die nota iudaica hat. Da schreien denn die Feinde der Rassentheorie los: Das sei doch entsetzlich, echte Germanen so in Verdacht zu bringen. Nun, ich meine, eine Schande ist es doch eigentlich nicht, ein Jude zu sein, aber vielleicht eine, sein Judentum zu verbergen, und noch eine größere für einen Deutschen, mit den Juden gegen deutschgesinnte Männer zu kämpfen. Auch Maync schreit in einem dritten Artikel gegen mich los: „Zunächst erklärt er jeden, der ihn abfällig kritisiert, mit der ihm eigenen Unverfrorenheit für einen Juden. Leugnet der Betreffende, so nimmt Bartels, ohne ihm zu glauben, mit ironischem Achselzucken davon Notiz. Kann aber seine aufs feinste ausgebildete (oben hieß es ‚tolle Beweisführung!‘) Rassenschnüffelei nichts Verdächtig-Unarisches entdecken, so erklärt er seinen Gegner wenigstens für würdig, ein Jude zu sein, und gibt ihm den geschmackvollen Rat, durch freiwillige Vornahme der abscisio ‚der edelsten aller menschlichen Rassen näher zu kommen‘.“ Das letztere habe ich nur in einem ganz krassen Falle, den die Leser dieses Buches kennen, getan, jedoch bin ich allerdings der Ansicht, daß es das Gescheiteste wäre, die unverbesserlichen Judengenossen, die von Haus aus doch wohl meist schlechte Mischungen sind, würden Juden. Dann hätten wir, zumal wenn sie auch noch jüdische Namen annähmen, die reinliche Scheidung, die wir aus nationalen Gründen wünschen müssen, und die Betreffenden könnten wenigstens mit

leidlich gutem Gewissen gegen ihr früheres Volkstum ankämpfen.

Der genannte dritte Artikel, der abermals in der deutschen „Literaturzeitung" erschien (Mai 1907) und „Adolf Bartels als Literaturhistoriker" betitelt ist, mag wohl das Böseste sein, was je unter wissenschaftlicher Maske (denn die Kerr und Genossen rechne ich nicht zur Wissenschaft, sondern zum Zirkus) gegen mich geschrieben worden ist, und so muß ich denn leider das Interesse meiner Leser noch ein bißchen länger für die Persönlichkeit des Herrn Dr. Harry Maync, Professors in Bern, wach zu erhalten versuchen, obschon sie in der Mehrzahl wohl bereits mit ihm fertig sein werden. Man muß niemals halbe Arbeit tun. Auch der neue Aufsatz beginnt mit einiger Anerkennung, in die sich freilich gleich etwas Anzweiflung mischt, so, wenn von der von mir „leider auf einen unklaren Begriff getauften Heimatkunst" die Rede ist (wie klar ich selber mir in diesem Falle war, läßt sich aus der kleinen Schrift über die „Heimatkunst, Grüne Blätter für Kunst und Volkstum", leicht ersehen), oder wenn mein Hauptmann-Buch als „ohne Liebe und Verständnis geschrieben und alsbald durch Schlenther überholt" bezeichnet wird (Schlenthers Freundesschrift ist vielmehr von der meinigen mit Leichtigkeit überholt worden, meine Anschauung über Hauptmann ist heute die allgemeine). Dann aber beginnt gleich die Verächtlichmachung; denn auf weiter nichts ist es diesmal abgesehen. Zunächst soll ich immer mehr zum reinen antisemitischen Tendenzschriftsteller geworden sein und mich andererseits zum Historiker großen Stils und ästhetischen Gesetzgeber berufen glauben. Selbstverständlich bin ich weit entfernt, meinen Antisemitismus zu leugnen, ich bin sogar stolz auf ihn, jedoch mit antisemitischer *Tendenz* haben meine literaturhistorischen Schriften heute so wenig zu tun wie früher, sie stellen zwar die unheilvolle Rolle, die das Judentum in unserer Literatur spielt, der Wahrheit gemäß dar, daneben aber durchaus positive nationale Ideale auf. Eine ganze Reihe meiner neueren Schriften wie das Haupt-

mann-Buch in zweiter Auflage, das Buch über Adolf Stern, das über Stavenhagen sind zudem von „Antisemitismus" ganz oder nahezu frei. Für einen Historiker großen Stils und ästhetischen Gesetzgeber halte ich mich nicht, ich kenne sehr wohl meine Grenzen, wie das sehr deutlich auch das kleine Gedicht zeigt, das, auf dem Krankenlager entstanden und in meinen Gedichten abgedruckt, gleichsam die Quintessenz meines Strebens enthält:

> „Nicht, wie ein ew'ger Stern, durchbrechend jede Wolke,
> Nur wie ein Licht, Herr, das durch Nacht und Graus
> Dem Wanderer treulich winkt zum trauten Vaterhaus,
> So laß mich leuchten meinem Volke."

Außerordentlich geschickt bringt Maync alles vor, was mich der urteilslosen Menge verdächtig machen kann, zunächst meine „verständnislos strenge Beurteilung Schillers", die zu einem guten Teil Legende ist; denn ich lehne Schiller nur als „Beeinflusser unserer künftigen Dichtung" sozusagen ab, lasse ihn aber als große Persönlichkeit natürlich gelten. Daß Maync dabei von „voraussetzungsloser wissenschaftlicher Kunstbetrachtung" spricht, wirkt auf den, der die moderne jüdisch-deutsche Literaturwissenschaft kennt, einfach komisch. Er meint, meine Erfolge seien bescheiden gewesen, bis ich im literarischen Antisemitismus meine persönliche Note entdeckte — dabei sagt er in seinem ersten Aufsatz über mich: „Adolf Bartels ist als literarischer Kritiker, und zwar als einer der produktivsten weithin bekannt. Er hat eine starke Partei hinter sich. Der Leserkreis der ‚Grenzboten', der ‚Heimat', des ‚Kunstwarts', der ‚Deutschen Monatsschrift' (also mit das beste Publikum, das wir haben) ist zum größten Teil auch der seine." Der Mann der voraussetzungslosen wissenschaftlichen Kunstbetrachtung sollte doch wenigstens seine alten Aufsätze erst einmal wieder durchlesen, ehe er neue zusammenschreibt.

Den Hauptteil des neuen Aufsatzes nimmt die Polemik gegen mein Heine-Buch ein, eine Polemik, die genau so wüst ist, wie die meisten der in den „Heine-Genossen" charakterisierten, auch ebenso unlogisch. „Im Jahre 1901, in der 4. Auflage

seiner ‚Deutschen Dichtung der Gegenwart' erkennt Bartels dem Romanzero noch ‚echte Poesie' zu. Dagegen heißt es 1906: ‚Lyrisches ersten Ranges finden wir gar nicht im Romanzero, bei Heine vielleicht überhaupt nicht'." Ja, steht denn nur eigentliche Lyrik im Romanzero, und muß denn alle echte Poesie ersten Ranges sein? Ich habe ausdrücklich meinen Maßstab genannt, das Beste vor Mörike. Darauf beginnt dann das Schimpfen: Mein Buch ist beinahe nur als „pathologisch zu beurteilende Tat eines mit einer fixen Idee Behafteten anzusehen" — der übliche jüdische Trick, falls einer dem Judentum unbequem wird. Kein urteilsfähiger Kritiker, Viktor Hehn ausgenommen, habe Heines Dichterwert bestritten — als Dichter, als Dichtervirtuosen, wie er dem heutigen jüdischen Charakter entspricht, lasse ich Heine ja auch gelten, trete nur seiner Überschätzung, die ja auch Hebbel bereits tadelt, entgegen. Strodtmann, Prölß und Hüffer, mit denen mir Maync dann auf den Leib rückt, sind doch jedenfalls keine wirklich großen Ästhetiker, wenn auch, was ich nie bestritten habe, durchaus anständige Leute. Aber der Lorbeer, den mir die Partei geflochten, habe mir die Locken gesengt, und wer es jetzt wage, mir zu widersprechen, gelte meiner bereits abnormen Empfindlichkeit als Majestätsverbrecher, meint Maync dann. „Der lärmende Beifall der Kritiklosen hat Bartels jeder Selbstkritik und jede Achtung vor ehrlicher Kritik Andersdenkender verlieren lassen. Er mag es bestreiten, so viel er will, er fühlt sich als Diktator, als Literaturpapst, und er, der mit Keulen dreinschlägt und Stinkbomben schleudert, zetert in seiner Verblendung und Eitelkeit über Sakrileg und Roheit, wenn auch der Gegner seine Waffe zückt." Ach, du lieber Gott, der lärmende Beifall der Kritiklosen — ich habe bei jedem meiner Bücher so viele böse Angriffe erfahren, daß ich von dem lärmenden Beifall nie etwas gemerkt habe; und die ehrliche Kritik Andersdenkender — ja, wenn sie nur ein bißchen „ehrlich" gewesen wäre! Man vergleiche in diesem Buche, den „Heine-Genossen", wie ich mich über eine leidlich

anständige französische Kritik freue — ich bin da wirklich allmählich rührend genügsam geworden. Freilich schreibe ich bisweilen Broschüren gegen meine Gegner und schlage da auch mit der Keule drein (die Anfertigung von Stinkbomben verstehe ich nicht, die ist in unserem deutschen Lager nicht zu Hause), aber Diktator und Literaturpapst, „der Nachfolger der Gottsched und Nicolai", zu werden, habe ich noch niemals Neigung verspürt (was schon daraus hervorgeht, daß ich die Verbindung mit den mächtigsten Zeitungen ohne weiteres aufgebe, wenn sie sich mir nicht mehr in nationaler Richtung zu bewegen scheinen), ich will immer nur der nationalen Sache dienen, indem ich das deutsche Volk über seine schlimmsten Feinde, die ja freilich auch meine Gegner sind, aufkläre. Natürlich läuft da allerlei Menschliches = Allzumenschliches mit unter, aber Schmähschriften sind meine Broschüren zweifellos nicht, die R. M. Meyer-Broschüre nicht, die wohl sehr scharf war, aber das Persönliche, dessen Berührung hier sogar sehr nahe lag, hübsch beiseite ließ, „Kritiker und Kritikaster" nicht, bei dem es Maync früher sogar selber anerkannt hat („die gallige Bitterkeit und stete bissige Polemik, die neben der Beschränktheit des allgemeinen Gesichtskreises die B.'schen Bücher noch unerquicklicher macht, ist ja menschlich zu begreifen ... Man hat seine Bücher um ihrer bloßen Tendenz willen ‚verrissen' oder gar — ein Verbrechen wider das keimende Leben — totgeschwiegen: beides ist verwerflich"), und die „Heine-Genossen" erst recht nicht. Diese bringen Maync ganz aus dem Häuschen: sie sind ihm „eines der ekelhaftesten, förmlich physisches Unbehagen erregenden Machwerke", die ihm je vorgekommen sind. „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es bekanntlich heraus, und Bartels hat denn auch für sein ‚Heine-Denkmal' eine nicht geringe Anzahl pamphletartiger Rezensionen, zumeist der linksliberalen Presse, eingeheimst, die er mit einer merkwürdigen Freude am Schmutz (!) zum großen Teil in extenso abdruckt, um alsdann an ihrer Glossierung zu zeigen, daß er doch noch besser schimpfen könne. Geradezu humoristisch wirkt dabei

sein Biederwort, er pflege jede gegen ihn ‚ergehende Verdächtigung ruhig zu widerlegen, das habe er in der Broschüre ‚Kritiker und Kritikaster‘ getan, und das tue er hier wieder‘. O nein! Einen bisher kaum erhörten gemeinen und widerlichen Ton in die schriftstellerische Polemik hinein getragen zu haben, diesen literarischen Ruhm wird man Adolf Bartels zusprechen müssen“. Ich bezweifle es, man wird den Ruhm Heine und meinen von ihm abstammenden Gegnern lassen (die auch nicht allzuzarte philologische Kritik, von der ich hier Proben gebe, will ich einmal ausscheiden) und von mir höchstens sagen, daß ich einen groben Keil auf einen gemeinen Klotz gesetzt habe. Leere Behauptungen, wie die Mayncs, ohne gründliche Nachweise, werden von der Nachwelt schwerlich unbesehen übernommen werden — sie werden es nicht einmal von der Mitwelt. Daß es Maync bei meinen „Heine-Genossen“ übel geworden ist, glaube ich ja gern, aber es ist eine Begriffsverwirrung, wenn er das auf Rechnung meiner und nicht der Kerrschen oder verwandter Polemik setzt. Ich liebe es sehr, ausländische Kritiken, die über unserem deutschen Dunstkreis stehen, über den eigentlichen Charakter meiner Bücher zu befragen, und da finde ich denn, daß die Pariser „Revue universitaire“, die durchaus nicht Heine-feindlich ist, von den „Heine-Genossen“ meint, daß sie mit meiner „verve coutumière“ geschrieben und ein „document assez curieux et piquant“ seien. Sie nennt sie dann: „une sorte de petite consultation nationale sur Heine“, ist also ganz meiner Ansicht, daß mein Heine-Buch „gewissermaßen eine Scheidung der Geister bewirken und allerlei Schlüsse über die Verbreitung entschieden nationaler Gesinnung in Deutschland, im besonderen in der Presse zu ziehen gestatten würde“. Maync legt mir diese Äußerung als Größenwahn aus — als ob nicht oft eine wenig bedeutende Veranlassung ein nationales Schibboleth würde! Im übrigen ist hier die Veranlassung, der Versuch, dem deutschen Volke ein Heine-Denkmal aufzuzwingen, gar nicht so unbedeutend.

Endlich geht Maync an mein Heine-Buch selber heran und sucht es zu widerlegen. Dabei kommt er über Sophisterei nicht hinaus. „Heine war allerdings ein Mensch von der Art, wie auch ich sie mir in der Regel sorgsam zehn Schritt vom Leibe halte, aber die Methode, mit der Bartels sein Leben schildert, wird nur durch das Wort ‚perfid' bezeichnet." Wenn man einem Menschen, den sich sogar Herr Maync zehn Schritt vom Leibe hält, ein Nationaldenkmal setzen will, so sollte es nicht erlaubt sein, die bösen Dinge seines Lebens mit Abschreckungstendenz darzustellen? Das wäre noch schöner. Jedoch habe ich gar nicht einmal übertrieben und einseitig dargestellt, meine Gegner behaupten es nur. Auch Maync weiß kaum Beweise dafür vorzubringen, denn daß er mir den Satz „auch persönlich habe Heine nie den Eindruck eines Genies hervorgebracht" unter Berufung auf das gleichfalls nicht geniale Aussehen Uhlands und Mörikes vorhält, zeigt nur, daß er mich nicht ganz verstanden hat, ich spreche nicht bloß vom Aussehen, sondern auch von „großen und schönen Verhältnissen des Lebens", wie sie sich bei Uhland und Mörike finden. Die Auseinandersetzung Mayncs über das Recht des Literaturhistorikers auf das Privatleben des Dichters ist sehr unklar, hat wohl nur den Zweck, meine sehr bestimmten Anschauungen für die Unverständigen zu verzerren. Also, kurz und bündig, Herr Maync: Das Privatleben des lebenden Dichters geht den Kritiker gar nichts an, das ist der Kern der Ausführungen Lessings gegen Klotz, die Sie zitieren, und die ich oft genau so zitiert habe. Aber das Leben des toten Dichters gehört dem Literaturhistoriker, sobald die Nachlebenden nicht mehr durch dessen Aufdeckung schmerzlich berührt werden können, und das ist bei Heine seit dem Tode seiner Schwester Charlotte der Fall. Heines Leben aber muß schon aus nationalen Gründen dargestellt werden; denn der Mann hat ein Politiker sein wollen, übt noch jetzt politische Wirkungen, und wir können diesen unheilvollen Wirkungen nur entgegentreten, wenn wir genau zeigen, wie der Mann war. Was soll da das törichte Gerede, ich sähe nicht des Dichters Totalität,

ich habe kein Verständnis für seine Grazie (auf die ich übrigens gerade hinweise)? Darum handelt es sich hier zunächst ja gar nicht, die Parallele zwischen dem Dichter Goethe und dem Dichter Heine aber, die Maync sich dann, wie Erich Schmidt, gestattet, halte ich einfach für eine Blasphemie, ganz abgesehen davon, daß sie gerade für mich spricht; denn eben, wenn man den Vergleich konsequent durchführt, Leben und Dichten beider vollständig und scharf kontrastiert, sieht man genau, was Heine wirklich war. „Mit seiner (der Gloverschen, gegen Goethe gerichteten) und der Bartelsschen Methode mache ich mich anheischig, Rousseau zum verworfensten Scheusal, Voltaire zum gemeinsten Halunken, Goethe zum schlaffen Epikureer, Hebbel (allein mit geschickt gruppierten Exzerpten aus dem ersten Bande seiner Briefe!) zum elenden Selbstling und H. v. Kleist (der ja gleich Hebbel in seinen Briefen so sorglos mit der genauen Wahrheit umgeht) zum Lügner zu stempeln", renommiert Maync. Ja, Sie könnten es vielleicht, Herr Professor, ich kann es nicht, ich habe zu viel Gewissen dazu. Anstatt solche Renommistereien an den Tag zu geben, sollten Sie lieber gründlich nachweisen, inwiefern ich Heines Bild wirklich entstellt; denn Ihre Behauptung, ich reihe mißgünstige (!) Einzelstellen aus Heines Schriften tendenziös aneinander, steht bei der beträchtlichen Zahl und Ausführlichkeit meiner Zitate auf sehr schwachen Füßen; Sie behaupten dann, ich sauge mir auch noch Verdächtigungen aus den Fingern, weil ich die Flucht zweier jüdischer Hofbankiers in üblicher Weise erkläre, an die Bestechung Heines durch Meyerbeer glaube, die behauptete Vollendung des „Rabbi" bezweifle. Mit solchen Verlegenheitstricks bleiben Sie mir gefälligst vom Halse, man hat schon noch das Recht, einen notorischen — nun, sagen wir — Betrüger und Lügner auch einmal da anzuzweifeln, wo die Wahrheit nicht zu tage liegt, falls man eben eine dunkle Sache erklären will. Wie Sie R. M. Meyers völlig zwecklose Anschuldigung Stifters, des Ehrenmannes, und meine Verurteilung Heines gleichstellen können, wird der Verstand

der Verständigen auch nie begreifen; es ist keine Klatschverbreitung, wenn man aus der sich in Heines Schriften geradezu widerlich aufdrängenden Meyerbeer-Lobhudelei naheliegende Schlüsse zieht. Anstatt von meinen „faulen Mitteln“ zu reden, sollten Sie lieber sich die Ihrigen einmal genauer ansehen.

Mit dem zweiten Teile meines Heine-Buches, „Heine der Dichter und Macher seines Ruhmes“, wird Maync in etwa 40 Halbzeilen fertig (er unterschlägt einfach meine Gesamtcharakteristik der Heinischen Lyrik, um sich dann wie Bulle und andere an die Schlagwort-Charakteristik der Einzelgedichte anzuklammern) und sucht mich darauf als „Philologen“ lächerlich zu machen. Da soll ich die „Weber“ mit Maler Müllers „Ulrich von Kostheim“ in literarischen Zusammenhang gebracht oder das mundartliche Experiment im „Biberpelz“, als schon in einem Drama des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig vorweggenommen, hingestellt haben. Nun ja, ich pflege aus meiner historischen Erkenntnis heraus bisweilen literarische Entwickelungen aufzuzeigen, der kleine Unterschied zwischen den Philologen und mir ist nur der, daß ich in solchen Fällen nie oder selten eine direkte Beeinflussung annehme, während jene in der Regel nur den Einfluß von Papier zu Papier kennen. Auch Maync in seinem Mörike-Buch geht in dieser Beziehung sicher noch zu weit. Der einzige Punkt, der mich reizen könnte, mich mit Maync in eine ernsthafte Kontroverse einzulassen, ist seine Behauptung, daß nicht nur Mörike und Keller, sondern selbst Hebbel und C. F. Meyer, Storm und Klaus Groth von Heine übernommen haben. Von Storm und Klaus Groth habe ich es früher selbst zugegeben, ohne damit natürlich eine wirkliche literarische „Abhängigkeit“, wie Maync es deutet, behaupten zu wollen. Für die übrigen möchte ich es bestreiten — man soll doch nicht übersehen, daß Heine selber sogar seine Manier übernommen hat, also, was auf ihn wirkte, auch auf ziemlich gleichalterige Dichter direkt wirken konnte.

Auch mit dem dritten Teile meines Werkes „Das Rätsel Heinrich Heines“ wird Maync sehr leicht, in wenig mehr

als dreißig Zeilen fertig. Er begnügt sich in der Hauptsache damit, meine allerdings etwas drastische Auflösung des Rätsels zu zitieren, die natürlich ein gewissenhafter Kritiker im Rahmen des Ganzen betrachtet haben würde. Dann beginnt er sich mit dem schriftstellerischen Wert meines Buches zu beschäftigen und greift vor allem meinen Stil an. Nun, da lasse ich ihn ruhig reden, Flüchtigkeiten sind bei mir, der ich in der Tat wie ein gehetztes Wild bin, nicht eben selten, wenn ich auch glaube, daß mein Stil im allgemeinen nicht schlecht ist, zumal nicht in der „Geschichte der deutschen Literatur", deren neue in dieser Hinsicht sehr verbesserte Ausgabe Maync, da er sie ja leider als Freiexemplar nicht erhalten hat, gar nicht kennt. Wenn er aber gütigst einen Schleier über meine Inhaltsangaben dramatischer Werke fallen lassen will, so muß ich ihm doch sagen, daß er noch gar nicht begriffen hat, was ich mit den Inhaltsangaben im „Hauptmann" und „Stavenhagen" bezwecke: Nicht die übliche feuilletonistische Wiedererzählung des Inhalts will ich dort geben, auch keine Analysen, sondern einfach Anschauung des Dramas als Drama. Er gebe sich einmal die Mühe, eine meiner Inhaltsangaben neben einer der üblichen feuilletonistischen zu lesen, und er wird sich selber überzeugen, daß ihm bei mir das Drama als solches sehr viel deutlicher wird als bei den üblichen geistreichen Kritikern der Tageszeitungen. Schämen sollte er sich, mir offenbare Druckfehler wie „Plagiaten" statt „Plagiator" als Unwissenheit auslegen zu wollen. — Mehr und mehr wird sein Aufsatz zum Schluß ein wüstes Sammelsurium von Beschimpfungen. „Seit Adolf Bartels vom Großherzog von Weimar den Professortitel erhalten, spielt er sich besonders häufig und gern als ernsten Mann der Wissenschaft auf" — ich wüßte nicht, daß sich der betitelte Bartels von dem unbetitelten irgendwie unterschiede. Gleich darauf wird behauptet, ich hätte mich früher zu den Literaturforschern gezählt, während ich mich jetzt nur noch Literaturgeschichtsschreiber nenne — aber Maync hat die Stelle mit den Forschern: „Ich gehöre nicht zu den Forschern, die den Dichter über dem Menschen

vergessen" einfach mißverstanden, der Ton liegt auf Forschern und nicht auf den. „Er ist und bleibt ein Dilettant ohne Schulung und Methode" heißt es dann — ja für Maync und seinesgleichen, für die modischen Literaturgelehrten, die gar nicht wissen, worauf es zuletzt ankommt, die die Unverfrorenheit haben, dem einzigen deutschen Literaturhistoriker nach Adolf Stern, der einen selbständigen geschichtlichen Aufbau der deutschen Literatur fertig gebracht und zahlreiche homines novi zuerst sicher charakterisiert hat, intuitive Begabung und Orientierungsvermögen abzusprechen. Wenn ich bei Heinrich Heine einen jüdischen Psychopathen, den ich übrigens von seinem Kleist-Buche her ganz gut kenne, ungelesen lasse, so fragt man mich: ob ich denn bei Hebbel auch Bamberg und Kuh ungelesen gelassen habe. Daß die Juden bei Heine befangen sind, während bei Hebbel keine Veranlassung dazu vorliegt, sehen diese weisen Herren nicht. Ja, aber du bist bei Heine doch auch befangen, wirft man mir ein. Zweifelsohne, aber ich will meine Anschauungen über Heine doch nicht den Juden aufzwingen, ich will nur meine Volksgenossen zum Nachdenken bringen. Im übrigen ist die jüdisch-deutsche Literaturwissenschaft noch weit befangener als ich, und sie heuchelt Objektivität, während ich aus meiner Subjektivität nie ein Hehl gemacht habe, die Literaturwissenschaft überhaupt nicht für eine „objektive" Wissenschaft halte! Ein Beispiel der gegnerischen Inobjektivität kann ich mir gleich aus Mayncs Aufsatz nehmen: da wird Goedeke als „strammer Platenide" als Autorität über Heine abgelehnt. Aber kommt denn der Platenide Goedeke bei seinem Urteil über Heine irgendwie in Betracht, spricht da nicht bloß der vornehme Gelehrte, der anständige Mensch? Wie objektiv Goedeke gegen den Dichter Heine als solchen ist, beweist, daß er Immermanns Kritik ausführlich zitiert und über den „Rabbi von Bacharach" schon das sagt, was dann R. M. Meyer in der Hauptsache wiederholt. — Die Erwähnung Goedekes benutzt Maync, um gleich meinem bibliographischen „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur" einen Hieb

zu versetzen. Es soll ganz auf Goedeke beruhen — das ist unwahr: Goedeke reicht bekanntlich nur bis 1830, ich widme der Zeit nach 1830 etwa ein Drittel meines Buches; dann teile ich den Stoff völlig anders ein als Goedeke, ziehe eine ganze Reihe anderer Quellen zu rate, bei den größeren Dichtern auch Monographien, und trage nach, was irgendwie nachzutragen ist. Wenn es dann weiter heißt: „Da Bartels aber selbst kein sicheres Urteil über die Fachliteratur hat und noch dazu Schriften ihm unsympathischer, d. h. in erster Linie jüdischer Autoren unterschlägt, begreift sich der wissenschaftliche Wert dieser Kompilation", so grenzt das an Verleumdung: Ich habe nicht ein Werk eines jüdischen Autors mit Bewußtsein unterschlagen, selbst R. M. Meyers kleine Schriften, wie die über die altgermanische Poesie und die über Neidhardt, finden sich. Einen netten Bock schießt Maync, indem er mir die Nichtbenutzung der Elsterschen Heine-Ausgabe zum Vorwurf macht: Ich stelle die, wie Maync selbst sagt, scharfsinnige Vermutung auf, daß der Dichter * * * im „Schwabenspiegel" wohl Mörike sein könne. Nun hat Elster aus dem Heinischen Manuskript in der Tat festgestellt, daß Heine Mörike geschrieben gehabt hat — anstatt aber für meinen Scharfsinn Lob zu erhalten, werde ich gescholten, daß ich den Wert der einzelnen literaturhistorischen Hilfsmittel nicht kenne. O, ich wußte ganz gut, daß die Elstersche Ausgabe die beste sei, aber ich besitze sie leider nicht, und für meine Zwecke, eine Kampfschrift, genügten die, die ich besitze. Wenn ich nächstens aus der Kampfschrift eine rein wissenschaftliche Schrift mache, werde ich selbstverständlich Elster benutzen. — Je weiter Maync fortschreitet, je aufgeregter wird er. In Anlehnung an Sauer heißt es auf einmal: „Bartels trägt seinen aus fremden Lappen zusammengeflickten literaturhistorischen Bettlermantel wie einen Königspurpur und legt allenthalben den maßlosen Hochmut des halbgebildeten Autodidakten an den Tag." Darum lehnt mich dann Herr Maync „allerdings sehr entschieden" ab und kann es nur bedauern, „wenn ein von Haus

aus begabter Mann in der Literaturgeschichtschreibung um jeden Preis die wenig geschmackvolle Rolle spielen will, die sein Parteigenosse Graf Pückler-Klein-Tschirne so erfolgreich in der Politik spielt." So recht! „Arm in Arm mit Oskar Blumenthal fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken." Ich werde ein „unberufener Eindringling" genannt — Pardon, in die Aktiengesellschaft habe ich mich nie zu drängen versucht; es wird von harter, entsagungsvoller Gelehrtenarbeit geredet — ja, die leiste ich, obschon ich keine Gehälter beziehe. Mit Gervinus und Treitschke, den großen Einseitigen, sei ich nicht zu vergleichen, bei mir sei nur „aufs höchste gesteigerte Nörgelei"; für die dichterische Form als solche habe ich, der Dichter, wenig Verständnis — dabei verleibt Maync einige meiner besten Bemerkungen über Mörikes Lyrik seiner Charakteristik derselben ein. Mangel an historischem Gerechtigkeitssinn, Mangel an Vermögen, die Totalität der Dinge zu überschauen, geistige Kurzsichtigkeit, unerträgliche schulmeisterliche Rechthaberei, Ausspielen eines Dichters gegen den andern — kurz, ich bin auch als Schriftsteller der grobe, plumpe Bauer geblieben, und die guten Formen der literarischen Gesellschaft habe ich mir trotz meiner fünfundvierzig Jahre noch immer nicht angeeignet. Das sagt der Mann, der dreimal in plumpster Weise über mich hergefallen ist. Nun, ich entgegne ihm ruhig, daß ich die literarische Gesellschaft, die er meint, und die ich ja auch von den Weimarer Goethe-Tagen her in ihren Durchschnittsvertretern ein bißchen kenne, durchaus nicht für die gute halte. Zum Schluß die absolute Verurteilung: „Bartels hat sich mit erstaunlichem Fleiße recht viele Kenntnisse angelesen (die er freilich nicht aus erster Hand hat, und die ihm obendrein nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind); er hat Wissen, aber keine harmonisch vertiefte Bildung; er hat Sympathien und Antipathien, aber kein sicheres Urteil, keinen gereiften Geschmack; er hat gewisse dunkle ästhetische Instinkte, aber keine ästhetischen Normen; er hat Ziele, aber keine Methode, sie zu erreichen. Überall hemmen ihn das Unausgeglichene

seines inneren und unleidliche Unarten seines äußeren Menschen." Ja, ich weiß es, ich bin den Herren äußerst unbequem.

Spaßigerweise befällt Herrn Maync dann noch einmal die Angst, er möchte mir zuviel getan haben, und er sucht schleunigst noch eine Rückendeckung: „Ich wiederhole, in jeder ablehnenden Kritik kommt schon aus Raumrücksichten das Positive gegen das Negative meist zu kurz." Da Maync dreimal mein Negatives und nie mein Positives geschildert hat, darf ich diese Entschuldigung wohl als eine unglaubliche Unverfrorenheit bezeichnen. Ich setze den Schluß des Aufsatzes, dessen sauersüße Viertelsanerkennung mir noch ekelhafter ist als die Verunglimpfung, ganz hierher, weil er die eitle Überhebung des Mannes besser illustriert, als ich es durch Charakteristik vermöchte:

„Daß, wer so viel schreibt wie Bartels, auch mal einen brauchbaren Gedanken produziert, ist schließlich kaum zu vermeiden, wenngleich wirklich Bedeutendes und nova et inaudita bisher wohl noch kaum je aus seiner Feder geflossen sind. Aber einzelne richtige Bemerkungen, die man beachten mag, enthält selbst sein ‚Heine-Denkmal', das sich hoffentlich als eine vereinzelte Entgleisung erweist. Denn sollte sich Bartels nach Jahr und Tag noch uneingeschränkt zu diesem Buche bekennen, so hätten wir darin allerdings den Selbstmord dieses Literaturhistorikers zu erblicken. Bartels mag als ‚Auch einer' immer vergleichsweise herangezogen werden und wird dann vielleicht zuweilen den Gesichtswinkel mit bestimmen helfen, unter dem eine literarische Erscheinung betrachtet werden muß, will man ihr nach allen Seiten gerecht werden. Aber lernen kann man von ihm lediglich bei strenger Kritik und steter Kontrolle, und als maßgebender Normalhistoriker kann er ganz und gar nicht in Betracht kommen. Er hat noch lange daran zu tun, seine Literaturgeschichte einer durchgreifenden sachlichen und stilistischen überarbeitung zu unterziehen. Noch hat er die Dinge längst nicht genügend in sich durchdacht und innerlich bewältigt, noch widerspricht er sich auch äußerlich zu häufig, um auf Lernende nicht verwirrend zu wirken. So liest man z. B. in seiner Literaturgeschichte I 314, Lessing habe auf den Sturm und Drang direkt kaum einen Einfluß gehabt. Und die ‚Emilia'? fragt man erstaunt. Ist es Bartels denn ganz entgangen, daß dies Drama, über dem Werther sich erschießt, auf Lenz und Goethe und Schiller (Clavigo, Stella, Götz — Kabale und Liebe) so augenscheinlich gewirkt hat? Nein, es ist ihm gar nicht entgangen: auf S. 317, 319, 442 und 484 kommt er nachträglich noch selbst darauf zu sprechen. Ferner

soll er sich zu seiner Belehrung die neuere Fachliteratur nicht entgehen lassen. Hätte er z. B. Diltheys prächtiges Essay-Buch ‚Das Erlebnis und die Dichtung‘ gelesen, er könnte nicht fortgesetzt leugnen, daß Schiller überhaupt ein Lyriker gewesen sei (I 490). So lange er in solchen Dingen nicht gründlich nachgeholfen hat, muß er uns gefährlich erscheinen und als Historiker großen Stils vorläufig (!!!) bedingungslos abgelehnt werden."
Der Mann redet von mir als Schulmeister! Dabei ist er nicht einmal im stande, mich zu lesen, denn es ist mir gar nicht eingefallen, Lessings Einfluß auf den Sturm und Drang zu bestreiten, ich sage nur, daß er direkten persönlichen Einfluß, wie ihn Klopstock auf die Göttinger übte, nicht gehabt hat. Diltheys Buch, auf das er mich gnädig verweist, ist erst nach der Fertigstellung der neuen Auflage meiner Literaturgeschichte, die Maync gar nicht kennt (er zitiert immer die alte) erschienen. Eine nette Wirtschaft! Und dann das „vorläufig"! Wenn mir eine spätere Generation einmal Gerechtigkeit erweist, dann wird Maync auf dieses „vorläufig" hin jedenfalls behaupten, er habe immer dunkel geahnt, wer ich sei.

Aber Herr Maync hat erreicht, was er wollte, er ist Professor. Als Adolf Stern starb, da bemächtigte sich die Aktiengesellschaft der letzten Position, die die unabhängige Literaturwissenschaft noch in Deutschland hatte, Herr Walzel von Bern kam nach Dresden und Herr Maync von Marburg kam nach Bern. Wie das geschah, weiß ich natürlich nicht; ob man sich, wenn eine Stelle zu besetzen ist, einfach bei Erich Schmidt erkundigt, wer an der Reihe sei, wie die Dresdener auf den Berner und die Berner auf den Marburger verfallen sind, entzieht sich meiner Kenntnis; das wissen wir aber alle, daß, wer nicht zum Gefolge Erich Schmidts gehört und sich nicht zum Judentum liebreich stellt, wenig Aussicht hat, in Deutschland Universitätsprofessor der Literaturgeschichte zu werden. Man mißverstehe mich nicht, ich will die Aktiengesellschaft nicht verdächtigen, als ob sie Schleichwege benutze. Das hat sie durchaus nicht nötig, sie hat ja die Öffentlichkeit von vornherein auf ihrer Seite, und die jungen Leute, die sie protegiert, haben alle irgend etwas geleistet,

so daß die eigentlich Berufenden dies sicherlich bona fide, in voller Überzeugung tun. Nur freilich die schlimme Lage, in der sich alles, was entschieden national ist, heute befindet, kennen sie nicht und stärken, ohne es zu wissen, die so schon übermächtige Stellung des Judentums in unserer Literatur und Wissenschaft. Auch Harry Maync hat etwas geleistet, sein „Mörike“ ist ein gutes Buch. Wohl könnte ich ihn, wenn ich seine Methode gegen mich auf ihn anwenden wollte, ohne große Mühe in Grund und Boden kritisieren: es sind alle Schwächen des Literaturphilologentums, die Übertreibung der Beeinflussungsnachweisung und Parallelisierung, das Prunken mit bloßem Wissen, der Hochmut da. Oder besteht die Notwendigkeit, Mörikes Jugend mit der Goethes zu vergleichen? Hat Mörikes Bemerkung, daß er das Festspiel „Das Fest im Gebirge“ mit wahrer Teilnahme gemacht habe, nicht Anspruch auf Respektierung? Ist Karl Meyer wirklich bloßer „Butterblumenpoet“, nicht vielmehr in vielen seiner kleinen Gedichte ein wundervoller Naturbildzeichner? Maync fehlt auch die gründliche historische Kenntnis durchaus, seine Charakteristik der Literaturzustände der dreißiger Jahre, die nur das junge Deutschland und nicht den mächtig aufstrebenden Realismus kennt, ist einseitig; seine ästhetische Begabung dann ist mittelmäßig, wie Sätze wie: „Er griff nicht mit kräftig gestaltender Hand in den Ton hinein, um ihn mit bewußter Absicht nach seinem Willen zu kneten“ — welcher wirkliche Lyriker hätte das je getan? — oder wie „Mörike ist eine weiblich empfangende Natur“ usw., dem nachher wieder ein „Er befleißigt sich jener Schlichtheit der volksmäßigen Darstellung“ direkt auf den Kopf schlägt, für den Urteilsfähigen ohne weiteres dartun. Man könnte sogar anzweifeln, ob Maync im tiefsten Grunde für Mörike, den Menschen und Dichter, Verständnis habe; ich wenigstens glaube nicht, daß Mörike als Mensch mit dem Ausdruck geistiger Epikureer irgendwie charakterisiert ist, und würde auch von dem Dichter niemals sagen, daß seine ganze poetische Eigenart auf einem Rain zwischen Klassizismus und Romantik erwachsen zu sein

scheine, da unbedingt sowohl in Roman und Novelle wie in der Lyrik Mörikes starke vorwärts weisende realistische Elemente sind, die ihn der großen Entwickelung des Realismus im neunzehnten Jahrhundert naherücken. Jedoch trotzdem ist Maync's Mörike ein gutes Buch, er löst im ganzen die Aufgabe, die zu lösen war, so wie sie in unserer Zeit von den fleißigen Schülern Erich Schmidts, die nicht gerade Dummköpfe sind, in der Regel gelöst wird. Seine Immermann-Ausgabe ist auch nicht schlecht, ich habe sie im „Literarischen Zentralblatt“ selbst besprochen und eigentlich nur Unarten zu tadeln gehabt. Aber eben weil Maync ein nicht unbegabter, wenn auch gerade kein hervorragender Mensch ist, ist die Art und Weise, in der er mich bekämpft hat, um so mehr zu tadeln, sie ist gehässig, ohne daß ihm meinerseits ein Anlaß dazu gegeben worden. Hätte ich als Berner Professor über Maync's Berufung zu entscheiden gehabt, ich hätte ihn auf Grund des Aufsatzes in der „Deutschen Literaturzeitung“ rund abgelehnt — das sage ich nicht als der persönlich Betroffene, sondern als ein Mann, der sehr viel im Leben durchgemacht hat und die Menschen leidlich kennt. Maync ist kein berufener Jugendlehrer, er gehört nach Berlin als Kritiker an ein Judenblatt.

Und damit für alle Zeiten genug von ihm! Leider hat sein Beispiel, wie es scheint, auf einige andere Leute so verführerisch gewirkt, daß sie ebenfalls unter der Maske der Wissenschaft bedenkliche Kritiken über meine Bücher schrieben. Da ist ein Herr O. Deneke, der im „Sammler“ eine Besprechung meines „Handbuches zur Geschichte der deutschen Literatur“ herausgab. Dieses „Handbuch“ habe ich mit unsäglicher Mühe in zweijähriger Arbeit geschaffen, um, wie man zu sagen pflegt, einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen: Es fehlte uns Deutschen nämlich bis dahin ein kleineres bibliographisches Werk, das den Minderbemittelten, vor allem den Studenten, erschwinglich — Goedeke kostet über hundert Mark —, es fehlte auch eine brauchbare Fortsetzung des Goedeke bis auf die Gegenwart. Da nicht einer von den Hunderten von

Fachleuten an die Arbeit heranging, schuf ich sie im Anschluß an meine „Geschichte der deutschen Literatur", wie ich wohl sagen darf, zur Zufriedenheit der Kreise, für die sie bestimmt war; die ersten reichlich dreitausend Exemplare sind schon abgesetzt. Selbstverständlich konnte ein solches Werk von einem Manne nicht fehlerfrei hergestellt werden, und so bat ich denn im Vorwort alle Interessenten um Unterstützung, um Verbesserung der Fehler, Ausfüllung der Lücken. Statt dessen fallen natürlich die „Fachgelehrten" darüber her, und zwar in keineswegs unanfechtbarer Weise. Ich sage ganz ausdrücklich, daß ich ein Lernbuch, nicht ein bloßes Nachschlagebuch schaffen wollte, für ein Lernbuch brauchte ich natürlich eine übersichtliche Anordnung — Herr Deneke unterschlägt das und meint: „Daß die Bartelssche Anordnung und Gliederung des Stoffes besser ist als die Goedekesche, ist für Bartels selbstverständlich. Die Frage ist jedenfalls für ein bibliographisches Handbuch, das im wesentlichen als Nachschlagebuch benutzt wird, so unerheblich, daß Bartels schon andere Gründe anführen muß, wenn er der naheliegenden Auffassung entgegentreten will, sein neues Buch sei nur ein Auszug aus Goedeke." Welche Sophisterei! Selbstverständlich habe ich ganz ehrlich erklärt, was ich Goedeke verdanke, „den Hauptteil des Stoffes", aber ein Auszug ist mein Buch eben nicht, da auch noch andere Quellen benutzt sind, da, wie gesagt, die Anordnung ganz selbständig ist, da die neuen Werke (der erste Band vom Goedeke liegt nun schon 24 Jahre zurück) nachgetragen sind, endlich die Fortsetzung Goedekes gerade ein Drittel meines Buches ausmacht. Herr Deneke behauptet ganz einfach, der Auszug sei ein schlechter Auszug und die Fortsetzung sei ungenügend, und das will er durch etwa ein Dutzend Stichproben beweisen. Da hat er nun in der Tat einen argen Fehler entdeckt, nämlich einen Irrtum über den Charakter des Hirzelschen „Verzeichnisses einer Goethe-Bibliothek", der freilich durch Goedeke verschuldet, aber immerhin einigermaßen bös ist — aber alles andere, was er anführt, ist

ganz unwesentlich. Selbstverständlich bin ich kein Bibliograph oder gar Bibliophile, ich habe nur aus bibliographischen Werken das zusammengestellt, was den Literaturhistoriker angeht, die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit muß ich natürlich den Quellenwerken überlassen. Selbst, wenn ich aber die Verantwortlichkeit hätte, so würde ich doch unter literaturhistorischen Gesichtspunkten zu beurteilen sein, und diese mußten dem Herrn Kritikus doch den gar nicht so fernliegenden Gedanken nahelegen, daß ich „Drucke" nicht anführe, um eine „Druckgeschichte" von Dichterwerken zu liefern, sondern nur, um die Größe der Auflagen, die ja auch den Literaturhistoriker interessiert, anzudeuten. Toll ist es dann geradezu, daß Deneke, anstatt meine großen Zusammenstellungen der Gotthelf-, Hebbel-, Keller-Bibliographie nachzuprüfen, sich an — Wilhelm Busch anklammert und mir dort gar noch Differenzen, die sich einfach aus der Unsitte der Buchhändler, die Jahreszahl vorzudatieren, erklären, als Irrtümer aufmutzt. Die Fehler, die dort außerdem noch sind, gehen entweder auf R. M. Meyers Zusammenstellung oder das Meyersche Konversationslexikon zurück. Ich will Herrn O. Deneke sagen, wie er hätte verfahren müssen, wenn er sich „loyal" hätte zeigen wollen: Zunächst hätte er, statt Stichproben zu machen, das ganze Buch durcharbeiten und mir dann das Ergebnis zur Benutzung anbieten sollen. Wäre es wirklich so bedeutend gewesen, daß etwas wie eine Umformung des Buches danach nötig erschienen wäre, so würde ich so loyal gewesen sein, Herrn Denekes Namen mit auf dem Titelblatt zu nennen und ihm auch einen Teil des Honorars zu gewähren. Man wird vielleicht sagen: Das kann man aber doch von niemandem verlangen. Ich entgegne ruhig: Bei einem Werke, das einem so dringenden Bedürfnis entgegenkommt wie das meinige, das alle Arbeiter in der deutschen Literatur, auch meine ärgsten Feinde gebrauchen müssen, kann man es doch. Im übrigen sind die Fehler und Lücken nicht so zahlreich, daß sie nicht ohne Mühe wegzuschaffen wären, die bevorstehende Neuauflage wird schon ein großer Fortschritt sein, da ich

zwar nicht bei den Leuten der Aktiengesellschaft, aber sonst die erbetene Unterstützung reichlich gefunden habe.

Ein bißchen von Maync beeinflußt ist auch die Kritik meiner „Geschichte der deutschen Literatur“, die ein Professor Dr. Lothar Böhme aus Dresden-Plauen in Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, 21. Jahrgang, 10. Heft, veröffentlicht. Ich muß gestehen, daß ich nicht begreife, wie der Herausgeber der Zeitschrift, Dr. Lyon, dazu gekommen ist, die Besprechung aufzunehmen — eine neue Auflage meines Buches lag nicht vor, und so durfte ich am Ende doch hoffen, mich hier einiger „Schonzeit“ zu erfreuen. Im übrigen ist die Besprechung sehr unbedeutend, Professor Böhme ist ein braver Mann, aber nicht mehr. Wenn er beispielsweise behauptet, daß „das gesucht Geistreiche nur zu oft bei mir überwiege“, so ist das doch für jeden Kenner meiner Natur nur ergötzlich, er scheint mich mit R. M. Meyer zu verwechseln. Natürlich tadelt Böhme meine Feindschaft gegen das Judentum und gegen Scherer, er will Gerechtigkeit und äußert sich beispielsweise über das Judentum folgendermaßen: „Nun sind aber zwei unserer namhaftesten Goethe-Biographen Richard M. Meyer und Michael Bernays jüdischen Stammes, also ist die Anpassungsfähigkeit und das Verständnis für hohe Poesie doch auch bei ihm vorhanden. Und was die Poesie betrifft, so hat bis jetzt Heine als unser größter Lyriker seit Goethe gegolten. Nun gebe ich ohne weiteres zu, daß sein Einfluß oft unheilvoll gewesen ist, aber bloßes Virtuosentum ohne inneren Herzensanteil des Dichters wird man bei ihm doch nicht finden können. Und wenn über den Wert von Heines Dichtkunst die Akten noch nicht geschlossen sein sollten, so kann man doch Männern jüdischen Stammes, wie Moritz Hartmann und Julius Rodenberg, Gemütstiefe und dichterische Begabung nicht absprechen.“ Es war ursprünglich meine Absicht, Herrn Professor Dr. Lothar Böhme aus Dresden-Plauen scharf anzupacken, aber ich bringe es wirklich nicht übers Herz, die Naivität des Mannes, der einfach für unklar erklärt, was er selber nicht

versteht (beispielsweise versteht er den Ausdruck Vermögen in Verbindung mit Kunst nicht), entwaffnet mich vollständig. Gott segne ihn! — — —

Von der Heine-Denkmal-Angelegenheit bin ich nun freilich in diesem Anhang ein bißchen weit abgekommen, aber wer unsere deutschen Verhältnisse genauer kennt, der weiß auch, warum das geschehen mußte: Zuletzt handelt es sich gar nicht darum, ob Heine ein Denkmal haben soll oder nicht, sondern ob wir deutsche oder jüdische Literaturwissenschaft, deutsche oder jüdische Literatur haben, ob wir Deutschen deutsch bleiben oder geistig und seelisch verjuden sollen. Viele Deutsche sind das schon, wissen es nur leider nicht oder wollen es nicht wissen. Ich könnte nun hier noch manches auch zur Heine-Denkmal-Angelegenheit nachtragen, könnte über die Aufnahme meiner „Heine-Genossen" allerlei Amüsantes berichten — das „Berliner Tageblatt" und andere Blätter waren hervorragend giftig —, aber ich fühle, daß ich die Geduld meiner Leser schon ein wenig stark in Anspruch genommen habe (das weiß Gott, werden meine „Freunde" sagen), und so bringe ich nur noch eine Sache zur Sprache, den neuerlichen Versuch, das Heine-Denkmal von München aus durchzusetzen. Dort erließ der literarische Verein „Phöbus" — alle diese literarischen Vereine heißen darum, wie der von den Juden selbst stammende Kalauer behauptet, literarisch, weil sie, lucus a non lucendo, keinen Liter arisches Blut enthalten — also der literarische Verein „Phöbus" erließ folgenden Aufruf:

Literarischer Verein „Phöbus", München.

Deutsche Männer und Frauen wollen Heinen in Hamburg ein Denkmal setzen. Grobklotzige, verbohrte Feindschaft und kleinlicher Neid wettert dagegen. Aber auch Freunde des Dichters stellen sich lau zur Denkmalfrage oder gar ablehnend. Der Dichter habe sich in seinen Werken ein Denkmal gesetzt, sagen sie, er brauche kein anderes.

Doch die Gegner erheben die Denkmalfrage zum Kern der Heine-Frage. Sie höhnen: allen Bemühungen zum Trutz sträube sich das deutsche

Volk, Heinen ein Denkmal zu setzen. Er sei eben kein Dichter des Volks, sein Ruhm sei die Schöpfung einer Partei.

So sind die Bemühungen des Denkmalvereins zu einer Kraftprobe für des Dichters Volkstümlichkeit geworden: just das Mal aus Stein und Erz, nicht von einem einzelnen, vom ganzen deutschen Volk errichtet, mag den Gegnern beweisen, daß Heine im Herzen des Volkes lebt.

Es gilt einen Mann zu ehren, der deutsches Lied, der deutsche Kunst weit, weit hinausgetragen hat über die deutsche Grenze. Es gilt einen Mann zu ehren, der auf hundert, auf tausend deutsche Meister befreiend, befruchtend gewirkt hat. So ist er nicht nur seines Werkes, sondern auch um dieses Wertes willen eines deutschen Denkmals würdig.

In München für ein solches Denkmal zu wirken, hat der Verein „Phöbus" übernommen. Er hat ein Komitee geworben und veranstaltet mit Hilfe dieses Komitees am

Sonntag den 19. Januar 1908

in sämtlichen Festräumen des Hotels „Vier Jahreszeiten"

einen Fest-Abend

zu Gunsten eines deutschen

Heine-Denkmals.

Für dieses Fest haben beste deutsche Künstler ihre Mitwirkung zugesagt. So u. a. Alfred Kerr — Ernst von Possart — Irene Abendroth.

Der gesellige Teil, der einem Patronessenkomitee unter der Leitung der Frau Emmy von Rumpler untersteht, bringt Ball, Basar und erlesene Kabarett-Darbietungen.

An alle Münchener wenden wir uns, denen deutsche Dichtung am Herzen liegt: es gilt, ein deutsches Werk zu wirken. Helft eine alte Schuld abtragen.

Der Eintrittspreis beträgt M. 5.— (Kategoriekarten M. 3.—).

Karten bei Schüler, Maximilianstr., Seiling, Dienerstr. 16, und Schmidt-Bertsch, Schellingstr.

Das Patronessenkomitee: Emmy von Rumpler.

Das Präsidium des Vereins „Phöbus": Max Monheimer. Dr. Lion Feuchtwanger.

Das Komitee:

Prof. Julius Adam; Kommerzienrat Dr. Martin Arendt; Regisseur Fritz Basil; Kammersänger Paul Bender; Justizrat Max Bernstein; Oberbürgermeister Dr. Casselmann; Staatsminister Dr. Krafft Graf Crailsheim; Schriftsteller Dr. M. G. Conrad; Chefredakteur Dr.

Hermann Diez; Prof. Anton Fuchs; Schriftsteller Dr. Ludwig Ganghofer; Prof. Eduard Grützner; Emil Gutmann; Abgeordneter Dr. F. Goldschmidt; Schriftsteller Dr. Max Halbe; Prof. Hugo von Habermann; Hofrat Frz. Hanfstängl; Regisseur Albert Heine; Kommerzienrat Frz. Hartl; Schriftsteller Korfiz Holm; Prof. Albert von Keller; Dr. Alfred Kuhlo; Schriftsteller Thomas Mann; Prof. Max Manuel; Generalintendant Ernst von Possart; Prof. Dr. Lud. Quidde; Schriftsteller Alexander Roda-Roda; Oberregisseur Siegfried Raabe; Direktor Rudolf Rosa; Direktor Kajetan Schmederer; Generalintendant Albert Freiherr von Speidel; Prof. Eugen von Stieler; Direktor J. G. Stolberg; Prof. Franz von Stuck; Prof. Max Schillings; Direktor Ernst Schrumpf; Chefredakteur Max Scharre; Generalkonsul Ludwig Steub; Direktor Wilhelm Seitz; Freiherr Dr. Albert Schrenk-Notzing; Chefredakteur Dr. Friedrich Trefz; Gustav Waldau.

Max Monheimer, Lion Feuchtwanger, Alfred Kerr, Ernst von Possart, Irene Abendroth — beste deutsche Künstler! —, man sieht, das „literarisch" — lucus a non lucendo — stimmt einigermaßen. Daß sich auch gute Deutsche für das Komitee (für den eine offenbare Lüge empfehlenden Aufruf: „vom ganzen deutschen Volke errichtet") finden ließen, selbst gute deutsche Dichter, stimmt zu unserem Nationalcharakter. Sie mögen denn hier aus demselben Grunde stehen, aus welchem ich seinerzeit die Unterzeichner des Hamburger Aufrufs „verewigt" habe. Das Fest selbst muß wundervoll gewesen sein — ich enthalte mich schwer, den Bericht der „Münchener Neuesten" darüber abzudrucken. Aber alles kann man schließlich nicht „verewigen". So möge hier denn nur der Satz Alfred Kerrs verzeichnet stehen, daß Heine kein Zweckmensch, sondern ein „Kind" gewesen sei — „dies Kind, kein Engel ist so rein" — und daß dies Kind als großer Tragikomiker, als wahrhaftiger Dichter des Lebens den Doppelsinn des Lebens erfaßt habe, das selbst weder tragisch noch komisch, sondern tragikomisch wäre. Tief, tief, mein lieber Herr Kerr, der Sie auch wie der große Heinrich Heine unzweifelhaft tragikomisch sind. Das werden auch die Hamburger Senatoren empfinden, bei denen zuletzt die Entscheidung über das Heine-Denkmal steht, und sie werden

sich von Max Monheimer, Lion Feuchtwanger usw. das Herz rühren lassen und Heine ein Denkmal setzen. Wir Deutschen aber löschen dann ganze zwei Verse aus einem der Hauptwerke unseres Schiller aus, die Verse

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“,

und die Sache ist in Ordnung.



Werke von Adolf Bartels

Literaturhistorische Werke:

Geschichte der deutschen Literatur. In zwei Bänden. 11. bis 15. Tausend. 5. und 6. Aufl. (bevorstehend). Verlag von Ed. Avenarius, Leipzig. 10 M., geb. 12 M.

Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Derselbe Verlag. 2. Aufl. 4.-7. Tausend (bevorstehend). 5 M., geb. 6 M.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Siebente verbesserte Auflage. Derselbe Verlag. 4 M., geb. 5 M.

Gerhart Hauptmann. 2. Aufl. Berlin, E. Felber. 4 M., geb. 5 M.

Friedrich Hebbel. Reklams Universalbibliothek, Nr. 3998.

Klaus Groth. Leipzig, Ed. Avenarius. 1.75 M., geb. 2.50 M.

Jeremias Gotthelf. München, Georg Müller. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Kritiker und Kritikaster. 2. Aufl. Leipzig, Ed. Avenarius. 1 M.

Heinrich Heine. Auch ein Denkmal. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlag. Geh. 3 M., geb. 4.20 M.

Adolf Stern. Der Dichter und der Literaturhistoriker. Ebendaselbst. Geh. 1.20 M., geb. 1.80 M.

Fritz Stavenhagen. Eine ästhetische Würdigung. Ebendaselbst. Geh. 1.20 M., geb. 1.80 M.

Dichterische Werke:

Gesammelte Dichtungen.

Erster Band: Lyrische Gedichte. München, G. D. W. Callwey, 1904. 3 M., geb. 4 M.

Fünfter Band: Römische Tragödien (Die Päpstin Johanna, Catilina, Der Sacco). Derselbe Verlag. 5 M., geb. 6 M.

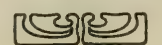
Sechster Band: Martin Luther. Eine dramatische Trilogie. Derselbe Verlag, 1903. 4 M., geb. 5 M.

(Es folgen noch drei weitere Bände.)

Der dumme Teufel. Ein satirisch-komisches Epos. 2. verm. Aufl. Mit Zeichnungen von G. Brandt. Verlag von Eugen Diederichs, Jena. 3 M., geb. 4 M.

Die Dithmarscher. Historischer Roman. Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig. 6 M., geb. 7 M.

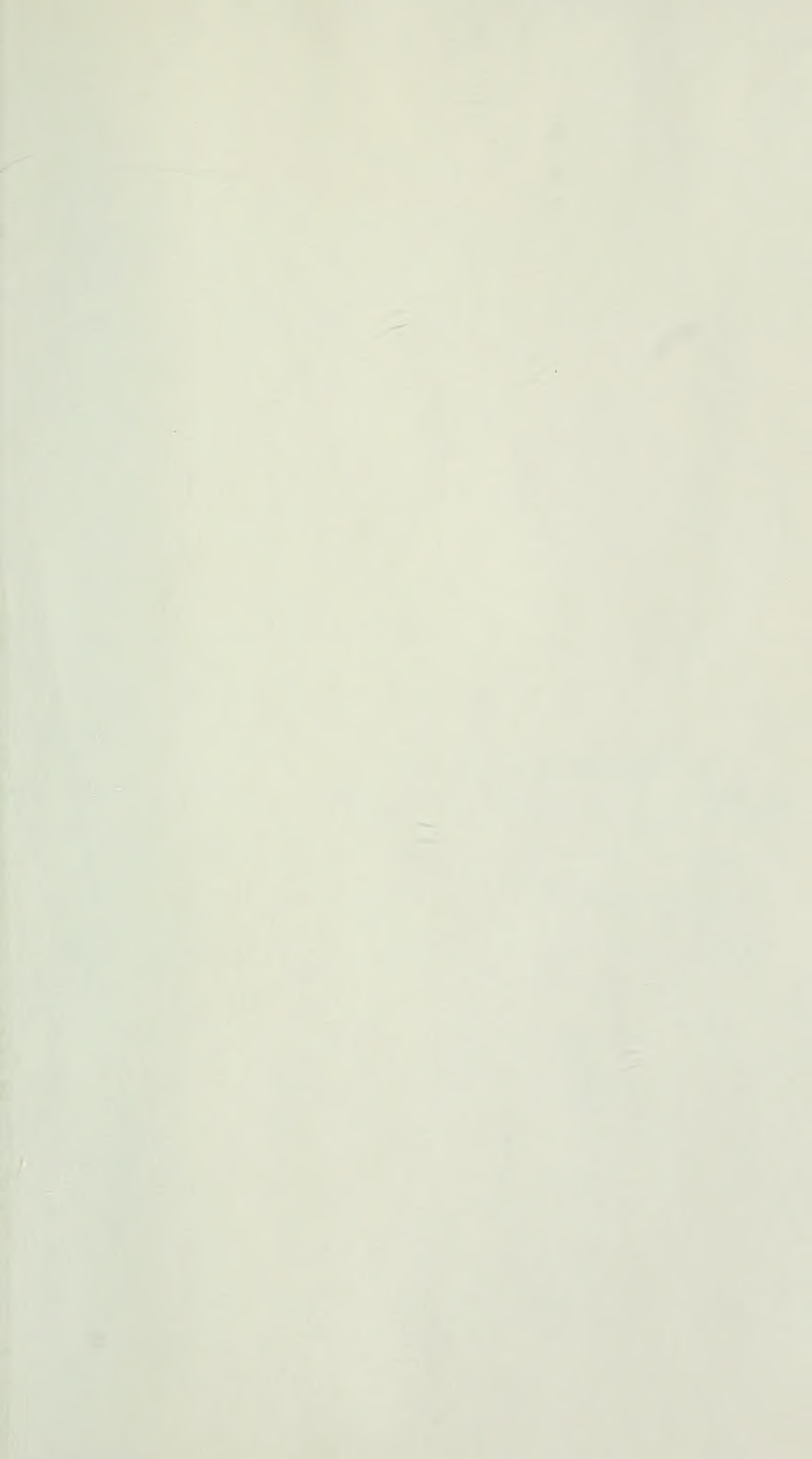
Dietrich Sebrandt. Geschichtlicher Roman aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung. Derselbe Verlag. 7 M., geb. 8 M.

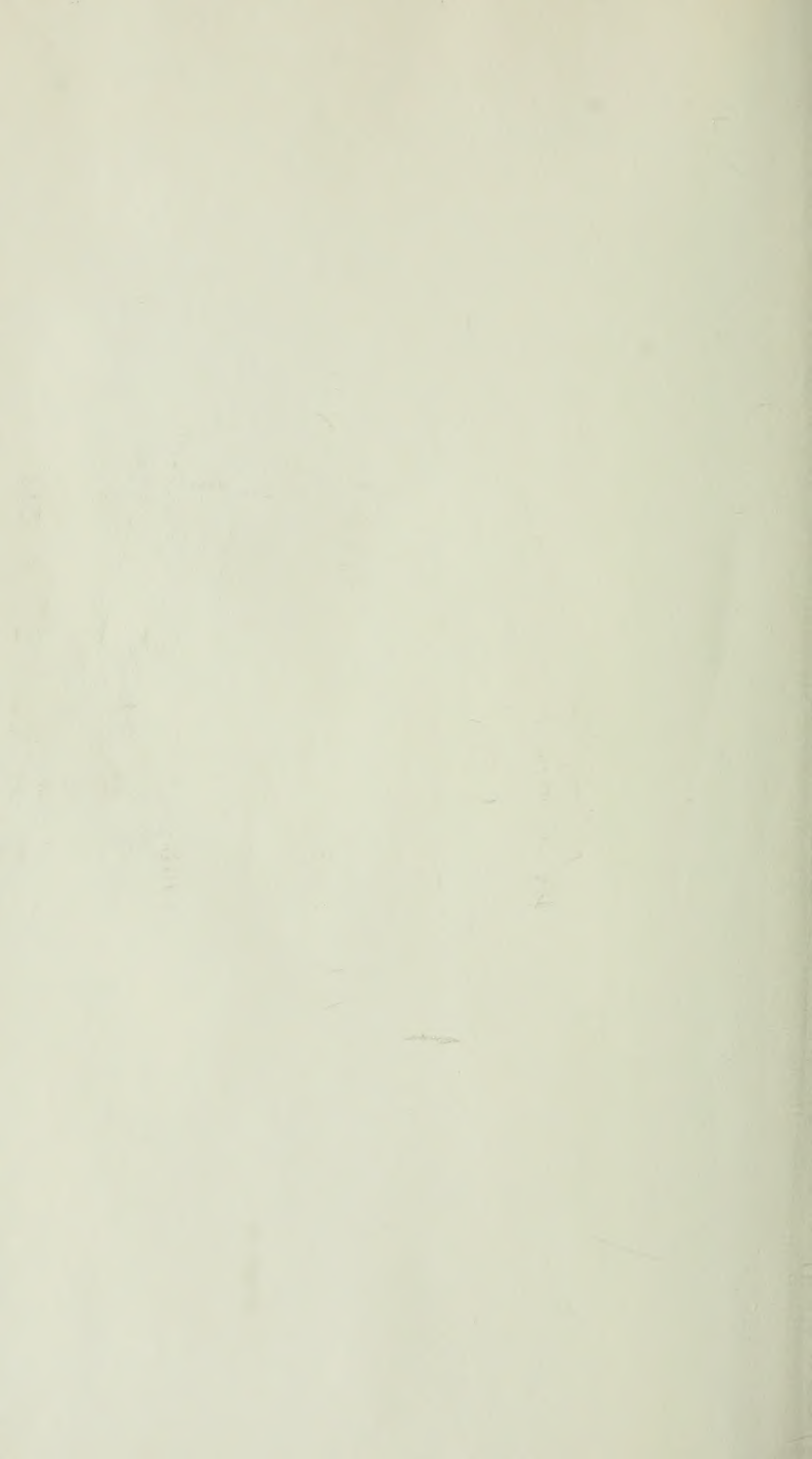


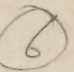
C. Heinrich, Dresden-N.












UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 13 04 010 5